Ingo Möbius

Immer wieder Nahkampf

Ein Träger der Nahkampfspange in Gold

erinnert sich

Ingo Möbius

Immer wieder Nahkampf

Ein Träger der Nahkampfspange in Gold erinnert sich

Bildnachweis:
Folgende Bilder stammen aus dem Bundesarchiv, wurden für Wikipedia bereitgestellt und unterliegen der Creative Commons Attribution-Share Alike 3.0 Germany-Lizenz[1].

Seite 52 oben, Bundesarchiv, Bild 101I-208-0031-23, Zoll
Seite 70, Bundesarchiv, Bild 101I-351-1427-21A, Jakobsen [Jacobsen]
Seite 169 oben, Bundesarchiv, Bild 101I-141-1273-24A, Plenik, Bruno
Seite 177 oben, Bundesarchiv, Bild 101I-710-0371-28, Gronefeld, Gerhard
Seite 177 unten, Bundesarchiv, Bild 101I-710-0371-32, Gronefeld, Gerhard
Seite 178 oben, Bundesarchiv, Bild 101I-671-7483-29, Lysiak
Seite 178 unten, Bundesarchiv, Bild 101I-734-0013-11, Vorpahl
Seite 220, Bundesarchiv, Bild 101I-022-2935-10A, Wolff/Altvater
Seite 242, Bundesarchiv, Bild 101I-701-0380-34, Utecht, Ütrecht, Uetrecht
Seite 272, Bundesarchiv, Bild 101I-219-0596-12, Dieck

--
[1] http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/legalcode

Das Bild auf Seite 84 wurde zur Verfügung gestellt von Claus Wunderlich.

Eigenverlag Ingo Möbius
Chemnitz - 2010
3. überarbeitete Auflage 2016

Herstellung: Sächsisches Digitaldruck Zentrum GmbH, Dresden
ISBN: 978-3-00-032618-9
www.cimm.de

Vorwort des Autors

In diesem Buch stehen die Erinnerungen von Franz Schmid im Vordergrund. Dafür konnten wir uns lediglich auf das Gedächtnis verlassen. Der Leser möge daher bitte bedenken, daß allein das Ende des Zweiten Weltkrieges nun schon 65 Jahre zurückliegt.
Zwar war es möglich, unter Ausnutzung aller zur Verfügung stehender Quellen, einen Großteil seines Werdeganges zu rekonstruieren, doch dies gelingt nicht lückenlos. So bitten wir um Verständnis, daß diese Schilderung nicht durchgängig sein kann, wie es vielleicht möglich gewesen wäre, wenn Franz Schmid sich auf ein eigenes zeitgenössisches Tagebuch hätte stützen können. Der tägliche Kampf ums Überleben mit den immer wiederkehrenden Ereignissen führte dazu, daß sich in der Erinnerung an diese Zeit nur wirklich besonders prägende Erlebnisse für immer eingebrannt haben.
Auch wenn hier ein Träger der Nahkampfspange in Gold erzählt, so sehen wir es nicht als unsere Aufgabe, besonders diese Szenen des Krieges detailliert zu beschreiben und, in unseren Augen unnötig, auszuschmücken.
Gleichzeitig soll versucht werden anhand seiner Geschichte auch die der höchsten deutschen infanteristischen Auszeichnung zu schildern, einer Auszeichnung, wie es sie zuvor in der Kriegsgeschichte noch nicht gegeben hatte.
Das vorliegende Buch ist keine militärgeschichtliche Abhandlung, es ist ein Erlebnisbericht. Allen Helfern und Unterstützern sei an dieser Stelle ein herzliches Dankeschön gesagt. Ein ganz besonderer Dank für seine Hilfe gebührt Christian Habisohn.

Ingo Möbius

Chemnitz im November 2010

Geleitwort

Es ist mir eine Freude und Ehre zugleich, für dieses kompetente Werk ein Geleitwort verfassen zu dürfen.
Dieses Buch besticht durch die Nüchternheit der Biographie eines der höchst dekorierten Soldaten des II. Weltkrieges, der Sachlichkeit der Darstellung, und der sehr geschickt eingewobenen „Geschichte der Nahkampfspange in Gold", einschließlich der Aushändigung dieser hohen Auszeichnung durch den Oberbefehlshaber der Wehrmacht.
Die Verknüpfung der Verleihungsstatuten der Nahkampfspange mit dem militärischen Werdegang eines dieser hoch dekorierten Soldaten, dem Feldwebel Franz Schmid, ist meisterlich gelungen. Dies spricht für das Können des Autors und seines Mitarbeiters!
Es ist ein klug gewählter Weg, dem interessierten Leser den Orden und seine Träger in verständlicher Weise nahe zu bringen.
Dieses Buch wird seinen Weg in die Bibliotheken und somit in die interessierte Öffentlichkeit finden!

„Die Gegenwart steht auf dem Gipfel der Vergangenheit und blickt in die Zukunft."

Dieses Buch, in der Gegenwart geschrieben, resultierend aus dem Wissen der Vergangenheit und den bitteren Kriegserfahrungen des Feldwebels Franz Schmid, zeigt mahnend den Weg in die Zukunft auf, nämlich niemals mehr Menschen zu einem Krieg zu zwingen.
Wer dieses Buch liest, wird danach den Krieg verabscheuen, weil er erkennen wird, was dieser dem Menschen abverlangt, um zu überleben!
Man kann dem Autor und seinem Mitarbeiter zu dieser gelungenen Arbeit nur beglückwünschen!
Ein hervorragendes Buch von hoher Qualität!

Manfred Dörr
Sachbuchautor und Militärschriftsteller

Ein kleiner Überblick über Kindheit und Jugendjahre

„Am 18. Oktober 1920, am Kirchweihmontag, erblickte ich in Aislingen als Sohn der Bauerseheleute Ulrich und Maria Schmid, geborene Geyer, das Licht der Welt. Meine ganze Kindheit verbrachte ich in dem damals typischen Dorfleben. Wir waren insgesamt 5 Kinder in der Familie, drei Mädchen und zwei Buben.
Das relativ sorgenfreie Leben der Schulzeit ging mit dem großen Sterben der Bauernhöfe um das Jahr 1933 abrupt zu Ende. Auch unser Hof wurde versteigert. Von nun an begann für uns Kinder ein anderes Leben. Recht schnell mußten wir zu anderen Bauern in Dienst und für ein kleines zusätzliches Einkommen sorgen.
Im Alter von 12 Jahren begann ich so neben der Schule bei einem Bauern zu arbeiten. Ich war der Bube für alles, half sowohl im Stall als auch auf dem Feld mit. Nach zwei Jahren wurde ich zweiter sogenannter Schweitzer auf dem Hof. Der Schweitzer war der für den Viehstall zuständige Mann, man nannte ihn auch Kuh-Schweitzer. Diese Tätigkeit habe ich zwei weitere Jahre versehen, bis ich im Alter von 16 Jahren erkannte, daß mir die bäuerliche Arbeit nicht wirklich zusagte.
Mich zogen mehr die landwirtschaftlichen Maschinen an. Vielleicht sollte ich dies zu meinem Beruf machen? Doch leider waren in der Umgebung keine Stellen als Mechaniker zu finden. Der Zufall führte mich dann auf einen ganz anderen Weg.
Als wir jungen Männer an einem Sonntag mal wieder zusammen waren, sagte mir ein Nachbar, sein Meister will einen Lehrling einstellen. Ob ich denn nicht Maurer werden wollte? Hm, dann lieber dies als Bauersknecht. Schon tags darauf ging ich zum Maurermeister und stellte mich vor.
Meine Bewerbung hatte Erfolg, vom 16. März 1936 bis zum

15. März 1939 war ich als Maurerlehrling bei der Firma Hans Konrad in Aislingen und erlernte das Maurerhandwerk. Am 11. März 1939 machte ich meine Gesellenprüfung mit den Noten: Kenntnisse Gut, Fähigkeiten Gut, Betragen Meisterhaft.
Ich hatte kaum 14 Tage ausgelernt, da kam der Meister Konrad zu mir: „Franz, Du mußt ab Montag nach Wolfratshausen." Insgesamt 4 junge Arbeiter aus unserer kleinen Firma wurden zum Bau einer Munitionsfabrik in Wolfratshausen dienstverpflichtet.
Zuerst sollte es ein halbes Jahr sein, daraus wurden dann 1 ½ Jahre. Man rechnete mir diese Dienstverpflichtung dahingehend an, daß ich keinen Arbeitsdienst mehr ableisten mußte. Diese Zeit dauerte vom 29. April 1939 bis zum 30. September 1940."

Franz Schmid mit zwei seiner Schwestern im Hause der Eltern im Sommer 1940.

Die für den Arbeitseinsatz dienstverpflichteten jungen Arbeiter waren im Lager Buchberg untergebracht.

Franz Schmid (rechts) im Fenster der Wohnbaracke.

Beim Schuhe putzen, in der Mitte Franz Schmid.

In den 1 ½ Jahren der Arbeitsverpflichtung in Wolfratshausen erlebte Franz Schmid erstmals echte Kameradschaft.

Die Stubengemeinschaft, vorne links Franz Schmid.

In der Freizeit beschäftigte man sich auch mit aktuellen politischen Themen, dieser Abend stand unter dem Moto „Der gestorbene Völkerbund".

Weihnachten 1939 im Lager Buchberg.

Franz Schmid während der Zeit der Arbeitsverpflichtung.

Ein weiteres Portrait aus den Jahren 1939 - 1940.

Der Weg zum Pionier

Franz Schmid wuchs in einer politisch unruhigen Zeit auf. Das Ende der Weimarer Republik war begleitet mit immer neuen Regierungsbildungen, die alle kurz darauf wieder scheiterten. Mit der Ernennung von Adolf Hitler zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 fand dies ein Ende.
Ein weiteres schwerwiegendes Problem für die Weimarer Republik waren die wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Familie Schmid hatte dies mit dem Verlust des eigenen Bauernhofes selbst erleben müssen. Ihr Sohn hatte das Glück gehabt, im März 1936 relativ schnell eine Anstellung als Maurerlehrling zu finden. Mitte der 1930er Jahre hatten sich die Verhältnisse für den Großteil der Bevölkerung bereits deutlich verbessert.
Während seiner Lehrzeit arbeitete Franz Schmid in den Wintern 1937/38 und 1938/39 zusätzlich beim Bau der Autobahn zwischen Leipheim und Ulm. Dies brachte ihm einen monatlichen Mehrverdienst von 30 Reichsmark.
Wie bereits erwähnt, wurde er nur 14 Tage nach seiner Gesellenprüfung im März 1939 nach Wolfratshausen zum Bau einer Munitionsfabrik dienstverpflichtet.
Im Sommer 1939 mündeten die Spannungen in Europa in einen Krieg, der zuerst auf den Kontinent begrenzt blieb, sich aber später zu einem erneuten Weltkrieg ausbreiten wird. Im Gegensatz zum Beginn des Ersten Weltkrieges im Sommer 1914 machte sich in Deutschland unter der Bevölkerung keine Kriegsbegeisterung breit. Die Generation, die jahrelang in den Schützengräben verbluten mußte, hatte ihre damaligen Erlebnisse noch zu gut in Erinnerung.
Anders sah es bei den jungen, in den Jahren vor Kriegsausbruch aufgewachsenen Männern aus. Auch im Lager Buchberg verfolgte man angespannt die Ereignisse. Der älteste Bruder von Franz Schmid kämpfte 1940 als Soldat in Frankreich. Viele der jungen Männer wären gerne selbst mit dabei

gewesen. Dies lag zu einem großen Teil an ihrer national gesinnten Erziehung und auch an der durchlaufenen vormilitärischen Ausbildung in der Jugendzeit.

„Mit 12 Jahren war ich Angehöriger des Jungvolks geworden und mit 14 Jahren der Hitlerjugend beigetreten. An diese für einen Jungen sehr ereignis- und abwechslungsreiche Zeit erinnere ich mich sehr gerne. Neben etwas theoretischem Unterricht und Exerzieren haben wir viele Geländeübungen gemacht, teilweise gemeinsam mit der SA.

Beispielsweise sind wir bei Nacht auf den Berg hinaufgegangen. Die militärische Begleitnote war auch hier mit dabei. Kiessäcke sollten die Gewichte von Maschinengewehren simulieren. Von einem kleinen Wagen nahmen wir die Vorderachse ab, darauf wurden große Büchsen gebunden. In diese kamen etwas Karbid und einige Tropfen Wasser. Nachdem man einige Zeit gewartet hat, kam noch ein brennendes Zündholz dazu, - und wumm. Das war unsere Artillerie.

Mehr als ein Jahr hatte ich nun schon mit der Dienstverpflichtung und dem Arbeitseinsatz verbringen müssen. Im Westen lief der Krieg gegen Frankreich. Meine Schulkameraden waren alle längst Soldat, da fiel ich als Zivilist schon fast auf. Und selbst meinte man auch, man kommt zu spät zum Sieg. Ich wollte endlich Soldat werden.

Gemeinsam mit einem Arbeitskameraden fuhr ich zwei Mal von Wolfratshausen nach Bad Tölz. Wir wollten uns freiwillig melden. Wir wurden beide Male mit der Begründung abgewiesen, daß wir erst einrücken könnten, wenn wir Ersatzmänner brächten. Damals war ich darüber zutiefst enttäuscht. Wenn ich heute darauf zurückblicke, bin ich froh, daß ich keinen Ersatzmann gefunden habe."

Der einzige Kontakt mit der Wehrmacht beschränkte sich in Wolfsratshausen auf die Musterung. Es blieb Franz Schmid nichts anderes übrig, als das Ende seiner Dienstverpflichtung

am 30. September 1940 abzuwarten. Doch dann war es endlich soweit. Nur Tage später erhielt Franz Schmid seinen Einberufungsbefehl. Am 3. Oktober 1940 mußte er sich beim Pionierersatzbataillon 7 in München-Freimann melden.

Nach sechs Wochen strenger Grundausbildung wurden die jungen Soldaten auf den Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht vereidigt.

Die Vereidigung in München-Freimann beim Pioniererersatzbataillon 7 im November 1940.

Das erste Portrait in Uniform.

„Nach der Grundausbildung in München erzählte uns unser Unteroffizier von der Aufstellung einer neuen Division, diese sei motorisiert, da bräuchte man nicht so viel zu marschieren. Er riet uns, sich freiwillig dafür zu melden. Gemeinsam mit einem Kameraden entschied ich mich, dies zu tun.

Schon am nächsten Tage rückten wir feldmarschmäßig ab nach Ingolstadt zur Neuaufstellung der 17. Panzerdivision. In Ingolstadt angekommen, erfuhren wir, daß wir jetzt der 2. Kompanie des Panzerpionierbataillons 27 der 17. Panzerdivision angehörten.

Quartier bezogen wir bei Privatleuten in Ingolstadt auf der Schanz. Mein Hausherr war ein pensionierter Eisenbahner, der leider eine für meine Verhältnisse schon zu alte Tochter hatte. Aber ergangen ist es mir dort wie bei Muttern zu Hause. Wenn ich um und um voller Dreck vom Dienst nach Hause kam, half mir die Tochter meine Sachen wieder zu säubern. Sie bürstete meine Uniform und bügelte sie anschließend, denn am Abend wollten wir ja wieder ausgehen.

Die Ausbildung in München war ein Kindergarten gewesen, gegen das was wir in Ingolstadt erleben durften. Gut die Hälfte der Kompanie hatte die Kämpfe in Polen und Frankreich erlebt, und waren alle Gefreite und Obergefreite. Sie wollten uns spüren lassen, daß sie die besseren Soldaten seien. Einige der Alten trugen das EK II und das Verwundetenabzeichen, der Kompaniechef das EK I, das wurde seinerzeit noch gebührend respektiert."

Die 17. Panzerdivision wurde am 1. November 1940 im Wehrkreis VII aufgestellt, und zwar aus der 27. Infanteriedivision und dem im Wehrkreis XVII neu aufgestellten Panzerregiment 39.

Neben dem erwähnten Panzerregiment bestand die neue Division aus der 17. Schützenbrigade mit den Schützenregimentern 40 und 63, sowie dem Kradschützenbataillon 17. Die restlichen Einheiten der 17. Panzerdivision erhielten alle die Nummernbezeichnung 27, so auch das Panzerpionierbataillon. Erster Kommandeur der neuen Panzerdivision wurde Generalleutnant Hans-Jürgen von Arnim.

Das Panzerpionierbataillon 27 war am 11. Oktober 1940 entstanden, durch Umbenennung und Motorisierung des Pionierbataillons 27. Es setzte sich zusammen aus drei Kompanien, von denen die erste und die zweite Kompanie motorisiert waren und die dritte mit Schützenpanzerwagen ausgerüstet wurde, einer motorisierten Brückenkolonne B und einer ebenfalls motorisierten leichten Kolonne. Der erste Kommandeur dieses Bataillons wurde am 1. November 1940 Major Josef Rauch.

Die 2. Kompanie, zu dessen III. Zug nun auch der Pionier Franz Schmid gehörte, wurde von Oberleutnant Adolf Zeiler geführt.

In den folgenden Wochen nach der Aufstellung wurde in Ingolstadt eine schweißtreibende und auf den Erfahrungen der ersten Feldzüge beruhende Ausbildung betrieben.

Franz Schmid erlernte unter anderem den Umgang mit dem Kriegsbrückengerät (B-Gerät) 24, welches eine Tragfähigkeit von 24 Tonnen hatte. Er erhielt eine Ausbildung am MG-34 und am Flammenwerfer, erlernte den Umgang mit Panzer- und Schützenminen sowie mit allen Spreng- und Zündmitteln, die dem Pionier zur Verfügung standen. Immer wieder gab es auch Übungen mit dem großen und kleinen Floßsack. Die Umgebung von Ingolstadt mit der Donau bot dafür die besten Voraussetzungen.

Ein Ereignis aus der Zeit in Ingolstadt Ende 1940 ist Franz Schmid ganz besonders in Erinnerung geblieben:

„Es war Mitte Dezember 1940, wir waren jeden Tag mit Ausbildung beschäftigt und ahnten nicht, was auf uns zukommen sollte. An einem Morgen merkten wir schon beim

Antreten, daß etwas Besonderes in der Luft lag. Die Gruppen- und Zugführer standen alle auf einem Haufen beisammen und unterhielten sich halblaut miteinander. Normalerweise waren die Gruppenführer bei ihren Gruppen und überprüften Bekleidung und Ausrüstung.
Kompaniechef und Hauptfeldwebel kamen mit den gleichen versteinerten Gesichtern an. Der Hauptfeldwebel ließ die Kompanie antreten und meldete dem Kompaniechef. Oberleutnant Zeiler begann mit den Worten: „Kameraden, ich habe Ihnen eine unangenehme Nachricht bekanntzugeben. Die Kompanie hat heute die traurige Aufgabe, zwei ehemalige Kompanieangehörige, die nach dem Frankreichfeldzug während der Besatzungszeit fahnenflüchtig wurden, zu erschießen." Jetzt war die Katze aus dem Sack, und ein großes Raunen ging durch die Kompanie.
Die beiden Soldaten hießen Rieger und Panther, und waren im schwäbischen Jettingen und in einem Nachbardorf zu Hause. Beide hatten den Polen- und den Westfeldzug mitgemacht. Während der Besatzungszeit, in der die Kompanie noch in Frankreich verblieb, waren sie fahnenflüchtig geworden. Sie hatten sich nach Südfrankreich abgesetzt, und von Einbruch und Diebstahl gelebt. Dabei hatten sie auch noch einen französischen Forstbeamten mit dessen Jagdgewehr erschossen.
Raus aus Frankreich konnten sie nicht, dazu fehlte ihnen das Geld für falsche Pässe. Nach dem Mord wurden sie zusätzlich auch von den Franzosen gesucht. Nach einem halben Jahr des Herumtreibens hatten sie genug, sie bekamen Heimweh und es zog sie wieder nach Hause. Einer der beiden war verheiratet. Aber noch in der selben Nacht wurde er von seiner Frau an die Polizei verraten und verhaftet. Auch sein Kamerad wurde noch in der Nacht gefaßt. Beide kamen vor ein Kriegsgericht und wurden zum Tode durch Erschießen verurteilt.

Unabhängig der begangenen Verbrechen, wurden allein sechs Tage unerlaubten Entfernens von der Truppe mit dem Tode bestraft. Das Urteil sollte die Kompanie vollstrecken.
Noch am gleichen Tag hieß es, daß der Erschießungsplatz in einer alten Kiesgrube unterhalb der Donaubrücke hergerichtet werden müsse. Der Tag hatte unglücklich begonnen, und ging auch unglücklich weiter. Der Gefreite Bschorr hatte an diesem Tag Fahrbereitschaft mit seinem Lkw. Er bekam den Auftrag, mit einem Unteroffizier und sechs Mann die Baumstämme mit 2,50 m Länge und 20 cm Durchmesser auf die Erschießungsstätte zu fahren. Anschließend mußten sie noch eingegraben werden, damit die Verurteilten daran angebunden werden konnten. Es war Mitte Dezember, es hatte schon gefroren und die Straßen zum Erschießungsplatz waren streckenweise recht glatt. Auf der Ladefläche des Fahrzeuges waren außer dem Gerät auch die sechs Männer, die den Erschießungsplatz herrichten sollten. Der Wagen kam ins Rutschen und kippte in den Straßengraben, wobei ein Mann einen Oberschenkelbruch erlitt und zwei weitere leichter verletzt wurden. Auch der Lkw war ziemlich demoliert. Ein anderes Fahrzeug mußte die Arbeit übernehmen.
In der Zwischenzeit wurden bei der Kompanie die zwei Gruppen für das Erschießungskommando zusammengestellt. Die alten Kompanieangehörigen wollten ihre ehemaligen Kameraden nicht erschießen, so sollten wir neuen dies übernehmen.
Ich selbst brauchte nicht zu schießen. Ich erhielt den Auftrag, den Verurteilten die Augen zu verbinden und sie am Pfahl anzubinden. Diesen Auftrag brauchte ich aber nicht auszuführen, denn sie wollten beide mit offenen Augen und unangebunden sterben.
Am frühen Nachmittag trat das komplette Pionierbataillon im offenen Karree zur Exekution an. Die beiden Soldaten

wurden von der Feldpolizei und einem Staatsanwalt zum Richtplatz gebracht. Dort wurde noch einmal das Urteil verlesen. Anschließend kam der Feldgeistliche, nahm einem von den Beiden die Beichte ab und kommunizierte ihn. Der andere wollte keinen geistlichen Beistand. Jetzt wurde dem Erschießungskommando die Munition ausgegeben. Ein Offizier der Kompanie ging von Mann zu Mann, gab jedem einen Schuß, und wartete bis dieser geladen und gesichert hatte, dann ging er zum nächsten Mann.
Nun war es so weit, der Offizier gab den Befehl: „Entsichern! - Legt an! - Gebt Feuer!“ Nach dem Abfeuern der Gewehre ging der Bataillonskommandeur, Major Rauch, von Mann zu Mann und gab ihnen noch den Gnadenschuß in den Kopf. Die Toten wurden in Särge gelegt und in ein Leichenhaus gebracht. Dort wurden sie von ihren Angehörigen zur Beisetzung in der Heimat abgeholt.
Manchem wird durch den Kopf gegangen sein, daß es nicht ratsam sei, von der Truppe abzuhauen. Gestorben waren beide tapfer wie „Soldaten“.
Der Dienst der Kompanie und die Ausbildung gingen weiter wie die anderen Tage zuvor. Über Weihnachten 1940/41 bekam ich meinen ersten 14tägigen Jahresurlaub und ich fuhr von Ingolstadt aus nach Aislingen. Ich kehrte anschließend nicht wieder in die Stadt an der Donau zurück, sondern hatte mich in Rothenstadt bei Weiden zu melden.
Das Pionierbataillon hatte in meiner Urlaubszeit auf den Truppenübungsplatz nach Grafenwöhr verlegt. Untergebracht waren wir in Rothenstadt in einer Turnhalle. Jede Woche fuhren wir ein paar Mal mit unseren Fahrzeugen nach Grafenwöhr auf den Truppenübungsplatz und übten dort im scharfen Schuß - Bunkerkampf, Grabenkampf, Waldkampf und Häuserkampf. Besonders geübt wurde der Einbruch in die feindlichen Stellungen. Einmal übten wir Häuserkampf mit Unterstützung der schweren Artillerie. Dabei ging eine

Salve zu kurz und mitten in unsere Reihen. Der Feldwebel Rudolf Groß ist dabei gefallen, und einige Soldaten wurden verwundet. Dieses Ereignis war am 12. März 1941. Die Übung wurde natürlich abgebrochen. Sie sollte uns eigentlich an das Pfeifen der Artillerie gewöhnen.
Durch Rothenstadt fließt ein kleines Flüßchen, an dem wir Brückenbau und Flußübergang mit Floßsäcken und Sturmbooten mit anschließendem Stoßtrupp übten. Wir merkten langsam, daß uns etwas bevorstand, und daß sie mit uns etwas Besonderes vorhatten.
In Rothenstadt wurde ich auch als Fahrschüler abkommandiert und machte den Führerschein Klasse 2. Dabei haben wir manch schöne Stunden erlebt, wenn uns nicht gerade die Feldpolizei bei unseren Schwarzfahrten erwischt hat. Alles in allem ließ es sich in Rothenstadt ganz gut leben, bis der Tag X kam.“

Floßsackübung auf der Donau bei Ingolstadt.

Das erste Mal im Urlaub, Weihnachten 1940.

In den Tagen zu Hause entstehen auch weitere Fotos.

Franz Schmid als Wachsoldat im Winter 1940/41.

Fahrschule in Rothenstadt im Frühjahr 1941,
außen rechts Franz Schmid.

Beheben einer Reifenpanne.

Aufgrund abgefahrener Reifen kam es oft
zu solch unliebsamen Unterbrechungen.

Diese Aufnahmen entstanden auf dem Truppenübungsplatz Grafenwöhr während einer Übung mit dem MG 34. Franz Schmid (links) mit seinem MG-Schützen 1, dem Obergefreiten Josef Peters.

Beginn des Rußlandfeldzuges

Während die 17. Panzerdivision das Frühjahr 1941 auf dem Truppenübungsplatz Grafenwöhr verbrachte, war die Deutsche Wehrmacht zu den Feldzügen gegen Jugoslawien und Griechenland gezwungen worden, die im April 1941 siegreich geführt und schnell beendet werden konnten.
Das militärische Eingreifen in Südosteuropa war aufgrund des italienischen Vorgehens gegen Griechenland nötig geworden, da der Bündnispartner mit seinen eigenen Ambitionen vor einer Niederlage stand. In Berlin entschied man sich daher, nicht nur den Italienern gegen Griechenland beizustehen, sondern gleichzeitig auch die politische Unsicherheit in Jugoslawien zu beenden, die sich immer mehr gegen Deutschland wendete.
Das militärische Vorgehen der Wehrmacht auf dem Balkan brachte weitere Blitzkriegserfolge wie die vorangegangenen Feldzüge. Doch sie brachten den Zeitplan für den vorgesehenen Angriff auf die Sowjetunion erheblich ins Schwanken.

Franz Schmid (links) und Andreas Wecker.

Obwohl es einen Nichtangriffs- und Freundschaftspakt zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion gab, befanden sich die Vorbereitungen für einen deutschen Angriff nach Osten im Abschluß. Anfang Juni 1941 wurden dafür immer weitere deutsche Divisionen in ihren Bereitstellungsraum verlegt. Auch die 17. Panzerdivision erhielt in Grafenwöhr einen Verlegungsbefehl nach Osten.
Franz Schmid hatte während der Ausbildungszeit die Grundlage zu einer lebenslangen Freundschaft geschaffen, zu einer Freundschaft zu seinem Gruppenkameraden Andreas Wecker. Die beiden beschlossen, ein Tagebuch zu führen, wo sie die gemeinsamen Erlebnisse stichpunktartig festhalten wollen. Aufgrund dieser Aufzeichnungen läßt sich der Weg des Panzerpionierbataillons 27 von Grafenwöhr in den Bereitstellungsraum lückenlos nachvollziehen.

6. Juni 1941
Früh morgens um 1.00 Uhr ging es von Rothenstadt per Lkw ab über Plauen, Zwickau, Chemnitz nach Hainichen, dort Quartier.
7. Juni 1941
Früh um 8.30 Uhr ab nach Dresden, Calau, Woronov, dort Quartier.
8. Juni 1941
Gerät zurechtmachen.
9. Juni 1941
16.00 Uhr Abfahrt nach Calau, dort werden wir verladen, ab 20.00 Uhr weiter über Cottbus, Glogau, die ganze Nacht hindurch.
10. Juni 1941
Weiter über Lissa, Krotoschin, Ostrowo, Radjikzyke nach Chrony (Litzmannstadt). Dort ausgeladen und dann mit dem Lkw gleich weiter über Rava, Raziani nach Warschau, dort am Flugplatz übernachtet.

11. Juni 1941
Die Fahrt ging durch Warschau nach Kalt-Wasser, dort bezogen wir Quartier.
12. Juni 1941
Herrichten der Unterkunft.
13. Juni 1941
Wache, Überprüfung des Gerätes.
14. Juni 1941
Unterricht, Appell mit Gasmaske.
15. Juni 1941
Sport und Feldgottesdienst.
16. Juni 1941
Wache.
17. Juni 1941
Abfahrt über Zinnowota, Kaluszin, Konstantinow, Nowinke, Holodinitze bis 5 km vor den Bug.
18. Juni 1941
Fahrzeugtarnung, dann Rast.
19. Juni 1941
Überprüfen des Stoßtruppgerätes, gegen Abend rückten wir in Bereitstellung.
Nacht vom 19. auf den 20. Juni 1941
Im Gebüsch Gassen schlagen.
20. Juni 1941
Vormittags beim Baden in einem kleinen Weiher, nachmittags brachten wir die Sturmboote weiter nach vorne.
Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1941
Bereitstellung weiter ausgebaut.
21. Juni 1941
Vormittags beim Baden, am Abend brachten wir die Floßsäcke in die Bereitstellung.

Als die Verlegung von Grafenwöhr aus begann, hatte der Großteil der Angehörigen der 17. Panzerdivision keine Ahnung

davon, wohin sie die Reise führen und was die nahe Zukunft bringen würde.
Die Offiziere waren bereits in die bevorstehenden Aufgaben eingewiesen, und je näher man sich dem Bereitstellungsraum näherte, um so präziser wurden die Spekulationen unter den Mannschaften.

„Über Rußland wurde wohl gemunkelt, aber niemand wußte etwas Genaues. Bei einer politischen Schulung in Rothenstadt hatte der Kompaniechef, Oberleutnant Zeiler, einmal die Frage in den Raum geworfen, was wir wohl vermuten würden, wo es in nächster Zeit hingehen werde. Keiner von uns rechnete mit Rußland, oder wollte es sagen, bis auf den Gefreiten Schwägler. Er war MG-Schütze 1 und gebürtiger Günzburger. Er wettete mit dem Kompaniechef um ein Faß Bier, daß wir nach Rußland gehen würden. Der Chef setzte dagegen, obwohl er wußte, daß es stimmte. Er war schon 14 Tage vorne am Bug, um unsere Bereitstellungsräume zu erkunden. Er wußte wohl, daß er das Faß Bier verspielt hatte, doch bezahlt hat er es mit seinem Leben, drei Wochen nach dem Beginn des Rußlandfeldzuges. Er war ein Draufgänger ohne Rücksicht auf Verluste. Die Russen erschossen ihn auf einer Erkundungsfahrt in einem Beiwagenkrad."

Der deutsche Aufmarsch im Osten war in drei Heeresgruppen gegliedert, die die Bezeichnungen Nord, Mitte und Süd erhielten. Zur Heeresgruppe Mitte gehörte die Panzergruppe 2 unter Generaloberst Guderian, sie setzte sich zusammen aus drei Panzerkorps. Es waren dies das XXIV. Panzerkorps unter General der Panzertruppe Freiherr Geyr von Schweppenburg, das XXXXIV. Panzerkorps unter General der Panzertruppe Freiherr von Vietinghoff und das XXXXVII. Panzerkorps unter General der Panzertruppe Lemelsen.
Die 17. Panzerdivision unterstand dem XXXXVII. Panzerkorps, so auch die 18. Panzerdivision und die 29. Infanteriedivision (mot.).

Die Panzergruppe 2 sollte am Angriffstag beiderseits der Festung Brest-Litowsk den Bug überschreiten, die russische Front aufreißen und in rascher Ausnutzung der Angriffserfolge den Raum Roslawl - Jelnja - Smolensk erreichen.
Generaloberst Guderian wies in einem schriftlichen Befehl noch einmal hin worauf es ihm persönlich dabei ankam: „Nach dem Durchbruch ist von entscheidender Bedeutung, ohne Rücksicht auf Flankenbedrohung, unter vollster Ausnutzung der Motoren, ohne Ruhe und Rast, Tag und Nacht marschierend, so weit vorzustoßen, als es der Brennstoff gestattet."
Das XXXXVII. Panzerkorps, und mit ihr die 17. Panzerdivision, wurde am linken Flügel der Panzergruppe Guderian eingesetzt, zwischen Legi und Pratulin. Die ihr für den ersten Tag zugewiesene wichtigste Aufgabe war der Bugübergang.
Aufgrund des bereits erwähnten Balkanfeldzuges mußte der eigentlich geplante Angriffstermin verschoben werden. Dieser war nun auf den 22. Juni 1941 festgelegt worden, dem Jahrestag des deutsch-französischen Waffenstillstandes. Im deutschen Oberkommando rechnete man trotz der zeitlichen Verzögerung mit einem siegreichen Abschluß des Feldzuges bis zum Beginn des Winters.
Am Abend des 21. Juni 1941 erfuhren auch die letzten Angehörigen vom Panzerpionierbataillon 27 was ihnen am darauffolgenden Tag bevorstehen würde,

„Unter Führung eines unserer Zugführer mußte die gesamte Kompanie antreten. „Zwote Kompanie stillgestanden! Die Augen links! Ich melde Herrn Oberleutnant." Leutnant Ebner ging mit schnellen Schritten auf Oberleutnant Zeiler zu: „Zwote Kompanie angetreten." Eigentlich müßte jetzt der Befehl „Rührt Euch!" erfolgen. Statt dessen sagte. Oberleutnant Zeiler jedoch: „Männer, ich verlese jetzt einen Befehl des Führers."
„Soldaten der Ostfront! Von schweren Sorgen bedrückt, zu monatelangem Schweigen verurteilt, ist nun die Stunde

gekommen, in der ich zu Euch, meine Soldaten, offen sprechen kann. Es stehen rund 160 russische Divisionen an unserer Grenze. Seit Wochen finden dauernd Verletzungen dieser Grenze statt. Nicht nur bei uns, sondern ebenso im hohen Norden, wie in Rumänien, bei unseren Verbündeten. In diesem Augenblick, Soldaten der Ostfront, vollzieht sich ein Aufmarsch, der in Ausdehnung und Umfang der größte ist, den die Welt je gesehen hat. Im Bunde mit finnischen Divisionen stehen unsere Kameraden mit dem Sieger von Narvik am nördlichen Eismeer. Deutsche Soldaten unter dem Befehl des Eroberers von Norwegen, sowohl als die finnischen Freiheitshelden unter ihrem Marschall, schützen Finnland. An der Ostfront steht Ihr. In Rumänien, an den Ufern des Pruth, an der Donau bis zu den Gestaden des Schwarzen Meeres sind deutsche und rumänische Soldaten unter dem Staatschef Antonescu vereint. Wenn diese größte Front der Weltgeschichte nunmehr antritt, dann geschieht es nicht nur, um die Voraussetzung zu schaffen für den endgültigen Abschluß des großen Krieges überhaupt, oder um die im Augenblick betroffenen Länder zu schützen, sondern um die ganze europäische Zivilisation und Kultur zu retten. Deutsche Soldaten! Damit tretet Ihr in einen harten und verantwortungsschweren Kampf ein. Denn: Das Schicksal Europas, die Zukunft des Deutschen Reiches, das Dasein unseres Volkes, liegen nunmehr allein in Eurer Hand. - Möge uns allen in diesem Kampf der Herrgott helfen!"

Unser Oberleutnant befahl: „Wegtreten!" Im weiteren Verlauf der Nacht wurde die Stimmung aufgemöbelt. Es gab Marketenderwaren: Zigaretten, Schnaps und Schokolade. Und alles umsonst, das Vaterland spendierte. Um 1.00 Uhr war es dann so weit. Die Kompanie war abmarschbereit und rückte in ihre Ausgangsstellungen an den Bug vor. Es herrschte Funkstille. Man wartete nun bis der Morgen graute. Überall warteten sie entlang der 1.700 km langen Grenze

vom nördlichen Eismeer bis zum Schwarzen Meer."

Der deutsche Angriff war bis ins kleinste Detail genauestens vorbereitet, genügend Zeit dazu hatte man gehabt. Die Beobachtung des gegenüberliegenden Bugufers hatte ein klares Feindbild erbracht. Kleine deutsche Spähtrupps waren im Vorfeld des Angriffes sogar mehrfach über den Bug geschwommen und hatten russische Fernsprechleitungen angezapft. Dabei mußte mit größter Vorsicht vorgegangen werden, da die Russen den Sand auf ihrer Uferseite immer wieder glatt geebnet hatten, um eventuelle Fußspuren feststellen zu können. Erwarteten sie den deutschen Angriff? Zumindest waren sie sehr mißtrauisch.

Franz Schmid und Andreas Wecker, die beiden Pioniere, standen mit ihrer restlichen MG-Besatzung vor ihrer ersten Feuertaufe.

„Der Krieg gegen Rußland begann für uns am 22. Juni 1941, morgens gegen 3.15 Uhr, als unsere Artillerie und Nebelwerfer das Feuer eröffneten. In unserem Abschnitt, in dem wir den Bug überschreiten mußten, befand sich weit und breit keine Brücke. Folglich sollten unsere Pioniere von der Heeresabteilung eine Pontonbrücke bauen. Wir, die Pioniere der Division, wurden zum Übersetzen der Infanterie und der schweren Waffen eingesetzt.

Schon mit dem Angriffsbeginn hatten wir die ersten Verluste zu beklagen. Unsere eigene Artillerie schoß zu kurz und genau in unsere Stellung hinein. Das brachte uns die ersten zwei Verwundeten, einer davon war der Peters Jupp, unser MG-Schütze 1, den es schwer erwischt hatte. Josef Peters stammte aus dem Rheinland, daher hieß er Jupp. Der zweite Verwundete war Ernst Zahner. Ein Granatsplitter hatte ihm den Rücken aufgerissen so daß wir das Herz und die Lunge flattern sahen. Bis die Sanitäter eintrafen verbanden wir sie selbst. Der Anblick dieser beiden Männer ist der erste prägende Eindruck, der mir von diesem Tag besonders in

Erinnerung geblieben ist.
Der I. Zug setzte mit Sturmbooten als Stoßtrupp der ersten Welle mit über den Bug, um am anderen Ufer einen Brückenkopf zu bilden. Der II. und der III. Zug setzten mit den langsameren Floßsäcken über. Während der Überfahrt sahen wir einige Leute aus den vor uns übergesetzten Sturmbooten im Wasser treiben. Einige konnten wir retten, andere sind regelrecht abgesoffen, mit Sack und Pack.
Am gegenüberliegenden Ufer war bereits der Kampf entbrannt, es wurde geschossen, hauptsächlich mit Artillerie. Wir fuhren mit unseren Floßsäcken ein paar Mal über den Bug und brachten Leute hinüber. Anschließend bauten wir um und setzten mit Floßsackfähren sMG, Granatwerfer und einige 3,7-cm-Panzerabwehrgeschütze über.
Die Übersetzaktionen dauerten ungefähr bis Mittag, dann verblieben auch der II. und III. Zug am feindlichen Ufer und beteiligten sich am weiteren Vormarsch. Der I. Zug hatte bereits den Angriff auf das Schloß Lozike mitgemacht, welches wir allerdings an diesem Tag mehrmals nehmen mußten. Die Russen kamen wieder von unten in das Schloß hinein, wie die Maulwürfe. Wie alle Schlösser, so hatte auch dieses unterirdische Gänge, durch die die Russen immer wieder nachstießen. Wir hatten etliche Tote und Verwundete. Dort sah ich auch die ersten russischen Gefangenen. Es waren gelbhäutige Mongolen mit Schlitzaugen, sie stammten aus genau dem gegenüberliegenden Teil des sowjetischen Riesenreiches, welches sie nun verteidigen mußten. Bei ihrem Anblick dachte ich nur, oh Gott, gegen solche Leute müssen wir jetzt kämpfen.
Als unterhalb unserer Übersetzstelle die Pontonbrücke fertiggestellt war und die ersten Panzer über den Bug rollten, kam ein Panzer IV von der Fahrspur ab, durchbrach das Geländer und soff ab. Dabei gingen einige Pontons zu Schrott und versanken ebenfalls im Wasser. Wegen des im Fluß liegenden

Panzers mußte die gesamte Brücke wieder ausgefahren, um dann einige Meter weiter neu aufgebaut zu werden. Dabei vergingen natürlich Stunden. Die Infanterie und wir Pioniere mußten einen ganzen Tag lang ohne unsere Fahrzeuge ausgekommen. Wir hatten uns schon gewundert, warum unsere Gruppenfahrzeuge nach dem Übersetzen nicht nachgekommen waren. Als wir von dem Unglück erfuhren, wurde uns dies klar.
In der Zeit des Wartens standen wir nur rum. Natürlich hatten wir uns eingegraben und uns primitive Stellungen errichtet, immerhin hätte der Russe einen Gegenstoß versuchen können. Aber so wirklich etwas zu tun hatten wir nicht. Da uns überhaupt nichts erreichte, schlachteten und brieten wir uns eine Sau.
Erst am nächsten Tag so gegen 15.00 Uhr erreichten die ersten unserer Panzer dann wirklich das andere Bug-Ufer. Als unsere Fahrzeuge eintrafen, hieß es Aufsitzen. Jetzt konnte der Vormarsch beginnen. Die ganze Nacht hindurch wurde nicht mehr angehalten, wir fuhren so lange, bis wir auf den ersten Widerstand trafen.
Wir Pioniere waren der Panzerspitze als Wegbereiter zugeteilt, und somit in den folgenden Wochen dem größten Teil der Truppe oft mehr als 100 km voraus. Aber daß der Russe kein leichter Gegner werden würde, hatten wir schon die ersten Tage bemerkt."

Schon der erste Tag des neuen Feldzuges hatte in den Reihen des Panzerpionierbataillons 27 elf Tote gefordert, sieben Angehörige von der 1. Kompanie und vier von der 2. Kompanie.
Allein die 2. Kompanie hatte 12 Verwundete, davon 5 Schwerverwundete. Mit Jupp Peters war auch der MG-Schütze 1 von Franz Schmid und Andreas Wecker verwundet worden. Letzterer wurde durch diesen Ausfall nun selbst Schütze 1 und übernahm die Führung über das MG.
Nach der erfolgreichen Bug-Überschreitung folgten für die 17.

Panzerdivision die Schlacht von Slonim und die Kesselschlacht von Bialystok. Anschließend begann der Vormarsch gegen die Beresina, bereits am 27. Juni 1941 wurden die Vororte von Minsk erreicht.

Während des Vormarsches mit der Vorausabteilung.

Am 28. Juni 1941 wurde der Divisionskommandeur, Generalleutnant Hans-Jürgen von Arnim, verwundet. Die Führung über die 17. PD übernahm Generalmajor Johannes Streich. Generalleutnant Hans-Jürgen von Armin wurde für die Erfolge seiner Division in den ersten Tagen des neuen Feldzuges am 4. September 1941 mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet. Nur wenige Tage vor seiner Verwundung am 28. Juni 1941 war er bereits einmal nur knapp dem Tode entronnen. Am 24. Juni 1941 hatte sich Generalleutnant von Arnim mit General der Panzertruppe Lemelsen und Generaloberst Guderian bei Slonim getroffen. Als sich die Generale

gerade begrüßten, tauchten plötzlich zwei russische Panzer auf und nahmen sie unter Feuer. Die drei deutschen Generale konnten entkommen, die russischen Panzer vom Typ T-26 wurden abgeschossen.
Generalmajor Johannes Streich führte die Division jedoch nur einige Tage, bereits am 7. Juli 1941 übernahm Generalmajor Karl Ritter von Weber das Kommando. Er hatte zuvor innerhalb der 17. PD die Schützenbrigade 17 geführt. Johannes Streich wurde Führer einer Kampfgruppe in der Panzergruppe Guderian.
Wie der Weg der 2. Kompanie des Panzerpionierbataillons 27 nach dem Bug-Übergang weiterging, darüber geben die Notizen im Tagebuch von Andreas Wecker Auskunft:

23. Juni 1941
Rast, warteten auf unsere Lkw, da aber diese nicht kamen, mußten wir uns selbst verpflegen - „organisieren".
24. Juni 1941
Um 13.00 Uhr kamen die Lkw, es wurde aufgesessen und ab ging die Fahrt, die ganze Nacht hindurch. Es gab viele Störungen, die Russen waren hartnäckige Heckenschützen.
25. Juni 1941
Noch auf Fahrt bis ca. 14.30 Uhr, sahen viele zerstörte russische Panzer und Flugzeuge, abends war Schlachtfest, zwei Schweine waren die Opfer, nachts Wache.
26. Juni 1941
Seitensicherung. Gefangene plünderten Häuser aus, wurden immer wieder aus Häusern, Kornfeldern oder aus Gestrüpp beschossen, mußten des Öfteren absitzen und angreifen, oder wir feuerten mit dem MG vom Wagen herunter, bei der Bevölkerung gab es viele Tote, Kinder suchten ihre Eltern, brennende oder abgebrannte Häuser, Bilder des Grauens.
27. Juni 1941
Kaum besser als am 26. Juni. Die gleichen Bilder, immer

wieder wurden wir beschossen, der Feind ist stur, nachts auf Fahrt.

28. Juni 1941

Die Infanterie stand in großen Kämpfen, der I. und III. Zug fuhren auf, der II. Zug war beim Schützenregiment 63, rechts von uns war Wald, da blieben wir stehen, zur linken Seite ein großes Kornfeld, eine Reihe Pappeln, dahinter die Ortschaft, von ihr war nichts zu sehen, unsere Gruppe hatte Wache, nachts hörten wir Geräusche, russische Fahrzeuge.

29. Juni 1941

Ein Sonntag, unsere Gruppe (8. Gruppe) hatte Wache, waren am weitesten vorne. Franz und ich saßen am MG, gegen 2.00 Uhr bemerkten wir, daß in kurzen Abständen fünf bis sechs Mann in gebückter Haltung an den Pappeln vorbeihuschten, das Gleiche im Kornfeld, in ganzer Breite tat sich etwas, die Russen schlichen wie Aale langsam näher, wir klopften ans Führerhaus und sagten es unserem Gruppenführer Unteroffizier Karl Oswald. Zugleich ging die Meldung durch an alle Gruppen. Im Kornfeld wurde es immer lebendiger. Sie rückten immer näher, da kam der Befehl, das Feuer nicht eher zu eröffnen, als bis ein Pistolenschuß abgegeben wird. Um 2.30 Uhr war es dann so weit, die Russen sprangen etwa 30 m vor uns auf und griffen an, wir feuerten von den Wagen was die Waffen hergaben, zum Glück kamen bald unsere Artillerie, eine Pak und einige Panzer, brachen in die Ortschaft ein und leisteten ganze Arbeit. Es gab keine Gefangenen. Um 8.00 Uhr war der ganze Zauber vorbei. An Ausfällen hatten wir 6 Tote und 16 Verwundete, unter den Toten war Hauptfeldwebel Wild, er brachte Munition nach vorne. Auch ein Kraftfahrer war unter den Toten. Am schwersten traf es unsere Gruppe mit einem Toten und fünf Verwundeten. Noch am selben Tag setzten wir uns ab, auch nachts auf Achse.

30. Juni 1941

Sicherung beim Stab und endlich mal Ruhe.

1. Juli 1941

Ruhetag, Körperpflege, Waffenreinigen, Munitionsempfang und Aufgurten.

Ein Halt wird zum Aufmunitionieren benutzt.

2. Juli 1941

Gegen Abend Brückenbau, der Feind zerstörte alle wieder, nachts Wache.

3. Juli 1941

Weiterfahrt über Minsk nach Borisow, Minsk war ganz zerstört.

4. Juli 1941

Noch in Borisow, Sicherung der 170 m langen Brücke über die Beresina, dort gab es schwere Kämpfe.

5. Juli 1941

Noch in Borisow, russische Flugzeuge bombardierten uns, wollten die Brücke treffen, jedoch ohne Erfolg.

6. Juli 1941
Weiter auf Fahrt, jedoch nicht lange, das schlechte Wetter machte die Wege zum Morast, mußten sie ausbessern, blieben aber dennoch stecken.
7. Juli 1941
Es rollt wieder, wenn auch sehr mühsam und unter feindlichem Beschuß. Der Nachzug blieb hängen, plötzlich waren wir eingeschlossen. Unsere Gruppe war auf Seitensicherung.
8. Juli 1941
Gegen Mittag gelang es unseren Panzern durchzubrechen, es kam zu einer großen Panzerschlacht, der Feind, so wurde uns mitgeteilt, hatte 80 Panzer verloren. Gegen 19.30 Uhr kamen 8 Stukas und legten im Sturzflug ihre Bomben ab, plötzlich erschienen 3 russische Jäger und schossen einen Stuka ab, ein Mann der Besatzung konnte sich mit dem Fallschirm schwerverwundet retten, sein Kamerad blieb am Leitwerk hängen.
9. Juli 1941
Immer noch eingeschlossen, ein Zerstörer schoß einen russischen Jäger ab, abends zogen wir weiter nach Senow, überall brannte es, in Senow blieben wir über Nacht.
10. Juli 1941
Den ganzen Tag auf Fahrt, links und rechts der Straße verheerende Bilder, verkohlte Leichen, ausgebrannte Fahrzeuge und Panzer.
11. Juli 1941
Großangriff über den Dnjepr, es war eine kleine Ortschaft nahe am Fluß, in aller Herrgottsfrühe wurden die Vorbereitungen getroffen, große und kleine Floßsäcke in Ausgangsstellung gebracht, unsere Fahrzeuge standen gut 300 m hinter der Ortschaft, es herrschte vollkommene Stille (die Ruhe vor dem Sturm), links der Ortschaft unter Obstbäumen lagen leichte Infanteriegeschütze in Stellung, zur Feindseite leicht ansteigendes Gelände, dahinter Wald, mit dem Fernglas konnte man feststellen, daß Getarntes vorhanden war. Um 7.00

Uhr begann der Angriff, es dürfte der 1. Zug gewesen sein, drüben fiel die Tarnung, und es krachte aus allen Rohren. Wer mit dem Floßsack ins Wasser kam, kehrte sofort um, sofern er noch konnte. Haus um Haus wurde zerstört. Franz und ich mußten das MG vom Wagen holen. Ein Leutnant der Infanterie machte mich auf ein Storchennest auf einem hohen runden Kamin aufmerksam, er gab mir sein Fernglas, ich sollte mal rauf sehen. Ein Stück weißer Stoff war zu sehen, ich nahm das MG und schoß nach oben, schon ging der russische Artilleriebeobachter hoch und beugte sich rüber. Die Infanteriegeschütze kamen langsam zum Schweigen, zerstört und zusammengeschossen. Gegen 14.00 Uhr zogen wir nach völlig gescheitertem Angriff ab, nicht einmal die Gefallenen konnten wir bergen, die Verluste waren sehr hoch, auch Zugführer Oberfeldwebel Waldner fehlte. Bei dem Angriff war uns Unterstützung von den Stukas zugesagt, doch Major Rauch wollte es mit seinen Leuten alleine schaffen, ja unser Herr Major konnte manchmal sehr stur sein.

An den ersten Versuch den Dnjepr zu überschreiten, kann sich Franz Schmid noch gut erinnern. Als Ergänzung zum Tagebucheintrag von Andreas Wecker hier seine eigenen Erinnerungen an den 11. Juli 1941:

> „Mit Floßsäcken und Sturmbooten sollten wir übersetzen und einen Brückenkopf für den weiteren Vormarsch bilden. Aber die Russen hatten sich am ostwärtigen Ufer gut verschanzt, und so wurde unser Angriff total abgeschlagen.
> Wir mußten in ein Dorf ausweichen und hinter den Häusern Deckung suchen. Planmäßig schossen die Russen mit ihren überschweren Granatwerfern ein Haus nach dem anderen in Brand. Da blieb von den Gebäuden nicht mehr viel übrig. So zwangen sie uns immer weiter auszuweichen.
> Um in ein nahes Eichenwäldchen zu gelangen, mußten wir nun ein paar hundert Meter über eine freie Fläche. Die

russische Infanterie hatte uns mit MG und Schützenfeuer so eingedeckt, daß es nur so pfiff. Trotzdem rannte ich mit meinen beiden MG-Kästen weiter und hechtete über einen 1,5 m hohen Zaun, der mir plötzlich im Weg war. Im freien Sprung mit den beiden schweren Kästen ging es über den Zaun. Ich glaube, ich hätte damals einen Rekord im Hindernislauf mit Hochsprung aufgestellt.
Völlig ausgepumpt kamen wir in dem Eichenwäldchen an und legten uns gleich hinter einer dicken Eiche in Schußposition. Erst jetzt sah ich, wie demoliert ich war. Beide MG-Kästen durchschossen, die Feldflasche und der Brotbeutel durchlöchert, und am Stahlhelm ein Streifschuß. Wie durch ein Wunder hatte es mich nicht erwischt. Ich kam mit dem Schrecken davon. Nun legte ich mich hinter der starken Eiche in Stellung. Dabei nutzte ich eine dicke Wurzel als Deckung und ging mit meinem Gewehr darauf in Anschlag. Mein MG-Schütze 1, mein Freund Andreas Wecker, lag neben mir auf der rechten Seite der Eiche. Er schoß ebenfalls auf die feindlichen MG-Schützen. Auf einmal war ein Rauschen in der Luft, und plötzlich hörten wir ein „Plopp“. Fünfzig Zentimeter vor mir war eine Werfergranate in den Boden gegangen und als Blindgänger steckengeblieben. Wir zogen beide den Kopf ein und warteten auf den großen Knall. Wäre die Granate losgegangen, hätte sie uns beiden den Kopf abrasiert. Die Stabilisierungsflügel der Granate schauten noch aus dem Boden heraus. Vorsichtshalber gingen wir hinter einem anderen Baum in Deckung.
Später sagte man uns einmal, daß unser Angriff nur ein Scheinangriff gewesen sein sollte, um anderen Pionieren rechts von uns den Übergang zu ermöglichen. Geräte- und personalmäßig war es uns teuer genug gekommen.
Wir hatten an diesem Tag großes Glück gehabt und gewannen die Überzeugung, daß wir es auch weiterhin haben würden. Beide sind wir mehrere Male verwundet worden,

Deutsche Sturmgeschütze durchqueren einen russischen Panzergraben, in dem die 2. / PzPiBtl. 27 steht.

Bau einer kleinen Behelfsbrücke.

Eine der zahlreichen Brückenbauten über kleinere Flüsse während des Vormarsches im Sommer 1941.

Immer wieder wurden kleine Sicherungsstellungen für die MG-Bedienungen ausgehoben.

Dieser MG-Schütze trägt am Koppel den Feldspaten, der später auch im Nahkampf oft zum Einsatz kam.

Die Zuverlässigkeit der Waffen mußte stets gewährleistet sein. Waffenreinigen war bei jeder Rast Pflicht.

aber beide sahen wir - zwar etwas ramponiert - die Heimat wieder."

Der Angriff von Teilen der 17. Panzerdivision bei Orscha am 11. Juli 1941 hatte tatsächlich erhebliche Feindkräfte in deren Front gebunden und dadurch den Stoß der verstärkten 29. Infanteriedivision (mot.) auf Kopys ganz erheblich erleichtert. Generalmajor Karl Ritter von Weber hob in einem Divisionstagesbefehl hervor, daß die erbrachten Opfer höchsten Sinn gehabt hätten.

Der 17. PD wurde in den folgenden Tagen befohlen, der 29. ID (mot.) über Kopys mit dem Hauptziel Smolensk zu folgen. Am 16. Juli 1941 wurde der Dnjepr bei Orscha von Teilen der Division nun wirklich überschritten.

Im Tagebuch von Andreas Wecker lassen sich nach dem gescheiterten ersten Versuch folgende Einträge finden:

12. Juli 1941

Rast auf einem Flugplatz.

13. Juli 1941

Immer noch Rast am Flugplatz, abends wurde ich mit Wirkung zum 1. Juli zum Gefreiten befördert. Kurz darauf wurden Freiwillige gesucht, um unsere Toten vom 11. Juli zu bergen und zu beerdigen, auch Franz und ich waren mit dabei. Wir befestigten jeweils zwei Zeltbahnen an Stangen, so sammelten wir sie auf, es war starker Leichengeruch spürbar, ein Massengrab als Ruhestätte. Noch in der selben Nacht fuhren wir nach Orscha.

14. Juli 1941

Früh um 3.15 Uhr begann der Brückenbau, unsere Gruppe lag am feindlichen Ufer, und sollte die Auffahrt vorbereiten. Doch daraus wurde nichts. Feuer von allen Seiten. Franz und ich durchstöberten einen Kartoffelacker, fanden mehrere Stücke russischer Uniformen aber keine Waffen. Aus einigen Kellerfenstern kam Feuer, diese belegten wir mit Handgranaten.

Orscha war schwer zerstört, zu essen gab es den ganzen Tag nichts. Auch Oberfeldwebel Waldner tauchte in dieser Zeit wieder auf. Gegen Mitternacht hauten wir unverrichteter Dinge wieder ab.

15. Juli 1941

Rast und Ruhe den ganzen Tag. Der Brückenbau am Abend war wie üblich von russischer Musik begleitet (Beschuß), unsere Feldküche wurde durch zwei Volltreffer ganz zerstört, ein Koch kam ums Leben, zum Essen gab es mal wieder nichts.

16. Juli 1941

Brückensicherung.

17. Juli 1941

Bei Erkundung Oberleutnant Zeiler gefallen (Dubrowno), mußte ihm noch kurz zuvor die Haare schneiden, er war sehr unruhig und aufgeregt, konnte kaum abwarten bis ich fertig war. Haare schneiden war so ein kleines Hobby von mir, so wurde mir schon in Rothenstadt das dazugehörige Gerät als Feldfriseur übergeben. Franz und ich haben ihn auf einem kleinen Hügel beerdigt.

Der Kompaniechef Oberleutnant Adolf Zeiler war an jenem 17. Juli 1941 lediglich mit seinem Melder Aufklärung im Beiwagenkrad gefahren. Richtige Trauer über seinen Tod kam bei der 2. Kompanie / PzPiBtl 27 jedoch nicht auf. Oberleutnant Zeiler war respektiert worden, mehr aber auch nicht. Einige bezeichneten ihn sprichwörtlich als einen scharfen Hund.
Bereits sein Vorgänger als Kompaniechef war ebenfalls gefallen. Hauptmann Armin Jansen hatte am 11. September 1939 in Polen den Soldatentod gefunden.
Die Führung über die 2. Kompanie übernahm nun Oberleutnant Richard Maar. Er hatte als Leutnant und Zugführer in der 3. Kompanie am 30. Oktober 1939 als erster Angehöriger des Bataillons das Eiserne Kreuz I. Klasse erhalten.
Auch in der Divisionsführung gab es in diesen Tagen einen

erneuten Wechsel. Bei den Kämpfen im Raum Smolensk wurde Generalmajor Karl Ritter von Weber am 18. Juli 1941 schwer verwundet. Er verstarb zwei Tage später im Lazarett.
Bis zum Eintreffen des neuen Kommandeurs führte Oberst Rudolf-Eduard Licht, der Kommandeur der Schützenbrigade 17, die Division. Bereits am 21. Juli 1941 traf Generalmajor Wilhelm Ritter von Thoma ein. Unter seiner Führung durchlebte die 17. Panzerdivision die sich immer wieder abwechselnden Angriffs- und Abwehrkämpfe im August und September 1941.
Das Tagebuch von Andreas Wecker gibt einen kleinen Einblick, wie die Angehörigen der 2. / PzPiBtl 27 diese Zeit erlebten:

18. Juli 1941

Die Fahrt ging weiter nach Smolensk, viele Störungen auch bei Nacht.

19. Juli 1941

Wurden in ein Gefecht verwickelt, machten viele Gefangene, nachts wie üblich Wache.

20. Juli 1941

Den ganzen Tag auf Achse, nachts warteten wir auf etwa 300 Russen (Ergebnis einer Erkundung), gekommen ist niemand.

21. Juli 1941

Ruhetag, bekamen einen Wolgadeutschen als Dolmetscher, er war 19 Jahre jung und wurde zum ständigen Begleiter.

22. und 23. Juli 1941

Brückenbau, nachts Brückensicherung.

24. bis 26. Juli 1941

Rast, Großreinemachen, nachts wieder auf Achse.

26. Juli 1941

Wir wurden von russischen Bombern angegriffen, aber ohne Erfolg. Ein Jäger von uns machte eine Bauchlandung. Nachts ging die Fahrt weiter nach Cusina, bezogen einen Ruheplatz

für längere Zeit, haben auch schon wieder eine Feldküche, und zwar eine russische, in der Zwischenzeit verpflegten uns andere Einheiten, oder wir organisierten.

27. Juli bis 7. August 1941

Ruhe, Gerät in Ordnung bringen, zweimal nachts Minen verlegen, die übrige Zeit Seitensicherung.

7. August 1941

Wir übten mit unseren neu hinzu Gekommenen Fliegerbeschuß mit dem MG, plötzlich tauchten 9 russische Bomber in Begleitung von 3 Jägern auf, sie bombardierten eine kleine Brücke, die kaum 300 m von uns entfernt war, der Bombenabwurf war gar nicht so schlecht, die Einschläge lagen links und rechts der Brücke. Die Bomber wurden von 3 deutschen Jägern verfolgt, die Luftschlacht spielte sich über uns ab, es dauerte nicht lange, so waren die 9 russischen Bomber und zwei russische Jäger abgeschossen, aus einem Bomber sprangen zwei Mann an einem Fallschirm ab. Zwei Mann von uns fuhren mit dem Beiwagenkrad hinaus, sie einzuholen, da zog einer der Russen die Pistole und schoß den Beifahrer an, sobald die beiden Russen am Boden waren, knallten wir sie ab.

8. August 1941

Damit uns die Gelenke nicht einrosteten, wurde mal stramm exerziert, abends ging es vor zur Verstärkung zum Stab der Artillerie.

9. August 1941

Beim Morgengrauen wurden wir in der ersten Linie eingesetzt, um die Infanterie bei der Ablösung zu sichern. Als die Infanterie, die nur einen Zug stark war, zurückging, kamen die Russen in Scharen und stürmten uns nach. Wir mußten von Leytina bis Narbissa zurück (6 km), die Minen hatten wir außerhalb Leytina verlegt, die Ortschaften lagen bei Orodogobusch. Bei dem Gefecht hatten wir 5 Tote, 9 Verwundete und 3 Vermißte, eine SS-Einheit löste uns ab.

10. bis 13. August 1941

Es ging zurück zur Division. Es war ein Sammeln aller noch übriggebliebenen Schäflein, die weit und breit bei anderen Einheiten innerhalb der Division verstreut waren. Für manche gab es ein Wiedersehen nach längerer Zeit, viele aber fehlten auf Nimmerwiedersehen.

14. und 15. August 1941

Auf Fahrt.

15. August 1941

Feldgottesdienst.

16. und 17. August 1941

Brückenschlag bei Rudinia.

18. August 1941

Nach kurzer Fahrt Brückenbau bis zum 20. August 1941 über die Ibut.

21. August 1941

Fahrt zum Stab.

22. August 1941

Fahrt in den Bereitstellungsraum Lesyowo.

23. August 1941

Sicherung Botschny.

24. August 1941

Angriff mit Stoßtrupp über die Stasudia bei Rudnia.

25. August 1941

Fahrt mit der Vorausabteilung.

26. August 1941

Sicherung nach Südost.

27. August 1941

Mit den Panzern auf Vorausabteilung, fuhren mit dem Lkw zum Waldrand, zur rechten ein paar Häuser, davor Holzstapel, wurden mit Handgranaten empfangen, erwiderten mit Handgranaten und MG-Feuer. Sie sprangen von den Wagen und zogen in den Wald. Nach etwa 70 m standen wir vor einem großen Bombentrichter, voll mit Wasser gefüllt, hatten einige Gefangene, die den Trichter mit Holz auffüllen sollten, denn

unsere Panzer wollten nachkommen. Nicht ganz geheuer waren mehrere Schützenlöcher, an einigen stand noch der Spaten und ein Pak-Geschütz, von den Russen war nichts zu sehen. Plötzlich waren sie da, ich sprang mit dem MG hinter einen ausgerissenen Baumstock, drei Mann von meiner Gruppe dicht daneben, kam nicht zum Schuß. Es gab einen Knall, der Baumstock war weg, die drei Mann neben mir tot, ein weiterer und ich verwundet (zwei kleine Splitter in der rechten Schulter), blieb bei der Einheit. Dem Plininger Georg, er war in der 7. Gruppe, riß ein Splitter den Bauch auf, er hielt die Gedärme in beiden Händen, seine letzten Worte waren: „Laßt mich, ich muß sterben." Die Panzer kamen nicht nach, mußten uns zurückziehen.

28. August 1941

In der Nacht gab es noch mal ein großes Gefecht.

29. August 1941

Marsch auf Drubschefsk, das Wetter war hundsgemein schlecht, bei Romanow im Dreck steckengeblieben, der Schlamm machte uns langsam fertig.

30. August 1941

Von Lioletz über Liubetz zum Brückenbau nach Witewnia.

31. August und 1. September 1941

Brückenbau mit Ari-Beschuß und Fliegerangriff.

2. September 1941

Floßsack-Übergang über die Desna bei Sachuatza, wurden von Tieffliegern angegriffen, das Dorf ging in Flammen auf.

3. September 1941

Nachts ein heftiges Gewitter, suchten Unterschlupf in einem zerschossenen Stadel, wurden naß bis auf die Haut, bei einem Stoßtrupp machten wir Gefangene, dann ging es zum Knüppeldammbau.

4. und 5. September 1941

Kriegsbrücke gebaut, nachts wieder abgebaut.

6. und 7. September 1941

Fahrt nach Süden unter harten Bedingungen.

8. September 1941

Weiter über Nowgorod, Sewerskji.

9. September 1941

Über die Desna bei Birodjofga, nachts auf der Straße nach Schostka, schon sehr kalte Nächte.

10. September 1941

Bei Gluchov Minen suchen.

11. und 12. September 1941

Bei Wiasonka Brückenbau über die Seim.

13. September 1941

Fahrt nach Budibel.

14. September 1941

Ruhetag.

15. September 1941

Brückenbau über die Seim bei Budibel, seit Tagen waren wir überwiegend Selbstversorger, Kartoffeln gab es genug, konnten auch schon ganz gut mit Handgranaten fischen, ein halber Benzinkanister als Bratpfanne war immer griffbereit, darin landete auch manch prächtiger Hecht. Franz war ein guter Organisator und ich kein schlechter Koch. Den Duft bekam bald der ganze III. Zug in die Nase.

16. September 1941

In Burim.

17. September 1941

Mit den Panzern, Ortsgefecht in Giebali bei Michalikow.

18. September 1941

Unsere Panzer fuhren zum Angriff.

19. September 1941

Gefecht in Darinowga.

20. September 1941

Sjoradow stand in Flammen.

21. September 1941

Ruhetag, bekam das EK II, laut Urkunde am 28. August 1941.

22. September 1941
Zurück nach Wiasonka.
23. September 1941
In Tschernij machten wir einen Stoßtrupp auf eine kleine Brücke, sie war geladen. Einer von unserem Zug sprang hin und riß die Zündschnur heraus, habe dessen Namen nicht mehr im Gedächtnis, er war noch nicht allzu lange bei uns und kaum zu härteren Taten fähig (zu viel Angstgefühl), am liebsten war ihm Essenholen. Doch durch diesen Mut kam die Brücke unzerstört in unseren Besitz. Wir bereiteten uns vor zur Brückensicherung, doch plötzlich vernahmen wir ein komisches Geräusch, dachten an Tiefflieger, doch es kam für uns etwas Neues, zum ersten Mal machten wir Bekanntschaft mit der Stalinorgel, die Wirkung war moralisch, es gab mehrere Verwundete, zum Glück nur leicht verletzt.
24. September 1941
Panzer und Stukas bereiteten den nächsten Angriff vor.
25. bis 27. September 1941
In Gluchow, am selben Tag noch Abfahrt, am 27. September bekam ich das Verwundetenabzeichen in Schwarz (laut Urkunde am 25. September).
28. September 1941
In Wargow, dort verblieben wir die Nacht.
29. September 1941
Unter harten Bedingungen in Schoska gelandet.

Aus den Vormarschkämpfen Juli bis Ende September 1941 sind Franz Schmid auch eine ganze Reihe eigener Erinnerungen im Gedächtnis geblieben, ohne daß sich diese jedoch auf einen genauen Tag oder Ort festsetzen lassen.

„Bei einem größeren Gefecht auf eine Ortschaft machten wir viele Gefangene. Darunter waren drei Partisanen und 13 Flintenweiber. Die übrigen Gefangenen schickten wir nach hinten, die drei Partisanen, zwei ältere Männer und ein

junger Bursche, wurden aufgehängt. Mit Partisanen oder Kommissaren wurde kein langer Prozeß gemacht. Als ein Kamerad dem jungen Burschen die Schlinge um den Hals legen wollte, lehnte er es ab, wollte es selbst machen. Er rief „Heil Moskwa" und stieß den Hocker um.
Von den Flintenweibern wollten wir, daß sie normale weibliche Kleidung anlegten. Wir wußten, wenn sie in unrechte Hände gerieten, hätten sie nichts Gutes zu erwarten. Sie blieben aber stur. Nach etwa drei Stunden kamen vier Mann von der SS, nahmen die Flintenweiber, führten sie hinter ein Haus, und knallten sie mit MPi´s nieder. Anschließend zogen sie die Frauen nackt aus und legten sie links und rechts der Straße ab. Nach zwei Tagen durften sie entfernt werden. Die Ortschaft steht zwar in unserem Tagebuch, ich machte aber keinen Vermerk. Denn das mit den Weibern war mehr als unmoralisch.
Zu dieser Zeit hatten wir gar keine Gefangenen gemacht. Es hatte viele gegeben, die hatten sich tot gestellt, und wenn man an ihnen vorbei war, schossen sie uns in den Rücken. So ging bei uns die Parole umher „Gebt es ihnen, schießt ihnen in den Kopf, dann schießen sie euch nicht mehr in den Rücken!" Dies ging so lange, bis Stalin ein Ultimatum an Hitler setzte. Wenn er seine Gefangenen erschießt, dann erschießt er auch alle seine Gefangenen. Und so kam es, daß doch wieder Gefangene gemacht wurden. Ab diesem Zeitpunkt durfte niemand mehr erschossen werden.
Während des Vormarsches waren wir meist bei der Panzerspitze. Immer wenn Panzer vormarschierten, waren auch Pioniere als Wegbereiter dabei. Es ging darum, dem Feinde den Rückzug abzuschneiden und ihn schließlich einzukesseln. Als wir den Feind eingeschlossen hatten, kam die Hauptaufgabe: den Kessel zu halten. Dies war oft nicht leicht. Die Russen versuchten ständig, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln aus dem Kessel auszubrechen. Am

meisten versuchte er es dieses Mal bei uns, da wir am weitesten ostwärts standen. Durch unsere Linien hätte er am schnellsten wieder Anschluß zu seinen eigenen Truppen gehabt. Wir gruben uns in Schützenlöcher ein, und hatten genug zu tun, um den Feind abzuwehren.
Als einmal unser Verpflegungswagen in eine kleine Mulde vorfuhr, erhielten wir plötzlich starkes Granatwerferfeuer. Um Ausfälle zu vermeiden, wurde nicht im Gruppenrahmen Essen gefaßt, sondern es ging einer nach dem anderen zur Feldküche. Ich hatte auf einmal keine Ruhe mehr in meinem Schützenloch. Es sagte mir immer eine Stimme: „Jetzt geht´s, jetzt raus!“ Ich nahm mein Kochgeschirr, das ich schon hergerichtet hatte, und sauste los zur Feldküche, um meinen Essenschlag zu empfangen. Und gleich ging es wieder ins Schützenloch zurück, um die Verpflegung einzunehmen.
Als ich wieder in meinem Deckungsloch saß, sah ich plötzlich ein rundes Loch im Boden. Ich ahnte schon was in meiner Abwesenheit passiert war. Eine Granatwerfergranate war in mein Deckungsloch gegangen, und steckte als Blindgänger direkt im Loch.
Ob das kein gutes Omen war? Nach alter Soldatenweisheit blieb ich in meinem Loch. Denn da wo einmal eine Granate eingeschlagen hatte, sollte keine zweite mehr einschlagen. Dies war eine alte Weisheit und die Erfahrung unseres Vaters aus dem Ersten Weltkrieg. Mich bestärkte dieser Vorfall weiter in meiner Hoffnung, daß ich nicht als toter Held in Rußland bleiben würde. Damals rechneten wir noch mit einem Blitzkrieg, der in vier bis sechs Wochen zu Ende sein würde. Das große Soldatensterben begann erst beim Rückzug und bei den Gegenangriffen. Einmal ohne Schutzengel, und das Schlimmste hätte passieren können. So wie viele ihren Tod im Voraus ahnten, so ahnten auch viele die Gefahr im Voraus, und konnten ihr somit ausweichen. Es

war die innere Stimme, oder der siebte Sinn.
Als wir Ende September entlang des Brjansker Waldes nach Süden zogen, waren wir oft mit der 29. Infanteriedivision zusammen. Unsere wesentliche Aufgabe war immer das Aufräumen der Kessel. Dabei wurden wir öfters selbst eingeschlossen. Die Infanterie kam mal wieder nicht voran, und bat uns um Hilfe mit Flammenwerfern. Wir Pioniere waren ja Mädchen für alles, doch unseren Waffenbrüdern und Leidensgenossen gegenüber immer hilfsbereit.
Wir gingen mit zwei Gruppen und einigen Flammenwerfen auf dem Rücken vor. Es waren zwei Züge vom Infanterieregiment 63, sehr geschwächt, ein hoffnungsloser Fall! Das Gelände stieg leicht an, und in gut 500 m Entfernung lag der Feind in Stellung. Beschossen wurden wir nur mit MG´s. Pak oder Infanteriegeschütze, die berüchtigten Ratsch-Bumm, waren nicht in Stellung. Da anzugreifen, auch mit Flammenwerfern, wie die Infanterie meinte, wäre mehr als Selbstmord gewesen. Um etwas zu erreichen, mußten wir auf 30 m an den Feind herankommen. Wer hätte das erreicht?
Nach etwa einer Stunde kamen vier Flammpanzer von der Panzerabteilung 100. Wir schilderten ihnen die Lage, dann hieß es: „Setzt´s Eich nur auffi, dann fahr ma zuwi.“ Einige legten sich auf die flachen Panzer, die anderen liefen hinterher. Der Feind setzte seine ganze Feuerkraft ein. Als die Panzer im Bereich ihres Wirkungskreises waren, spuckten sie los. Wer von den Russen nicht frühzeitig flüchtete, starb einen qualvollen Tod. Brennend rannten sie herum, oder wälzten sich im Gras. Für uns war der Angriff mit Hilfe der vier Flammpanzer schnell zu Ende.
Noch zwei kleine Erinnerungen aus der Zeit des Vormarsches 1941. In einer Ortschaft kam einmal eine Frau zu uns, und meinte, wir sollten mitkommen. In Ihrem Keller wäre ein Kommissar. Andreas und ich gingen mit ihr. Er lag in einem Raum, schwerverwundet und mit Decken zuge-

Bei den Russen im Quartier.

Selbstverpfleger.

Ein typisches russisches Dorf.

deckt. Als er die Pistole zog, erlösten wir ihn.
Ein anderes Mal nahmen wir beide einen russischen Offizier gefangen. Er war im Keller eines Gartens, dort wo die Russen ihre Salzgurken usw. stehen hatten. Als Andenken nahm ich seine Pistole."

Für den 30. September 1941 findet sich im Tagebuch von Andreas Wecker folgender Eintrag:

30. September 1941
Stoßtrupp auf Duplikowka, beim Ortsgefecht wurde Franz Schmid durch einen Splitter verwundet. Bisser Adolf machte meinen MG-Schützen 2, nach dem Ortsgefecht schlossen wir uns einem Spähtrupp an, sollten Verbindung mit der 29. Infanteriedivision aufnehmen, dabei gab es ein Feldgefecht, die Ausfälle waren groß.

Mit diesen wenigen Worten vermerkte Andreas Wecker, daß der bisherige Rußlandfeldzug für seinen Freund Franz Schmid vorerst beendet war. Wie war es zu dieser Verwundung gekommen?

„Am 30. September 1941, dem Tage meiner Verwundung, griffen wir in allgemeiner Richtung Brjansk-Moskau an. Es sollte der Endsieg werden. Unser Angriff ging über freies Gelände, mindestens 15 km ging es im Infanterieangriff vorwärts. Mein Zug war der rechte Flügel der Pioniere, daran anschließend kam eine Kompanie Infanterie. Als wir vor einem Wäldchen hielten und uns neu formierten, wollte ich mir eine Zigarette anzünden. Aber leider hatte ich sie vergessen, sie waren alle in der Gasmaskenbüchse auf dem Fahrzeug. Ein MG-Schütze der Infanterie stand neben mir und zündete sich gerade eine Zigarette an. Ich sagte zu ihm: „Kumpel, gib mir auch mal eine, ich habe meine vergessen." Der Infanterist schaute mich an und reichte mir die Schachtel.

Welche Überraschung als wir uns ansahen, es war ein Wort: „Ja Michel - Ja Franz, wo kommst Du denn her?" Wir gingen schon den ganzen Angriff 40 bis 50 m nebeneinander her, ohne uns zu erkennen. Es war immer eine große Freude, wenn man einen Kameraden vom eigenen Dorf getroffen hat. An diesem Tage war es der Tausend Michel (Hauser Michel). Er gab mir noch eine Schachtel Mokri-Zigaretten mit zehn Stück Inhalt. Unser Beisammensein hatte nur eine Zigarettenlänge gedauert, dann ging es wieder weiter.
Wir Pioniere mußten einen Stoßtrupp auf das vor uns liegende Dorf Duplikowka machen, die Infanterie gab uns dazu Feuerschutz mit ihren MG und Granatwerfern. Den Angriff auf das Dorf habe ich noch mitgemacht, doch am Dorfende wurde ich durch einen Granatwerfer verwundet. Ich bekam einen Splitter in die linke Schulter, trotzdem haben wir den Granatwerfer noch ausgehoben.
Tausend Michel hat am selben Tag noch erfahren, daß ich verwundet wurde. Als ich von der Genesungskompanie auf Heimaturlaub gekommen bin, war er beim Angriff auf Brjansk schon gefallen.
Vom Hauptverbandsplatz ging es im Sanka zurück zum Bahnhof, und dann im Güterwagen weiter bis Wien. In Wien kamen wir in einem Notlazarett unter, einer alten Schule. Nach vierwöchiger Behandlung entließ man mich zum Ersatztruppenteil nach München. Dort angekommen, hieß mein Ersatztruppenteil nicht mehr München, sondern Klosterneuburg bei Wien. Am nächsten Tag fuhr ich daher wieder zurück in die österreichische Hauptstadt, zum Panzerpionierbataillon 80.
Bei meiner Meldung auf der Schreibstube wurde mir mitgeteilt, daß ich am nächsten Morgen für drei Wochen in Genesungsurlaub fahren könne. Den gleichen Weg fuhr ich somit in drei Tagen drei Mal. Es ging zurück nach München und weiter bis Offingen. Von da aus ging es dann zu Fuß

weiter nach Aislingen, wo ich gegen 24.00 Uhr zu Hause ankam.
Zum Empfang gab es Pfannkuchen mit Marmelade. Den Urlaub stellte man sich immer anders vor, als er dann wirklich war. Aber zur Erholung und zum Ausruhen war es bei uns auf dem Lande gerade recht. Nach drei Wochen ging es wieder zurück nach Klosterneuburg zum Ersatztruppenteil.
In der Kaserne in Klosterneuburg verbrachte ich dann auch das Weihnachtsfest des Jahres 1941. Der dortige Stabsarzt mußte bei mir noch einmal sein Messer anwenden. Man hatte im Lazarett den Splitter scheinbar nicht ganz entfernt. Wenn ich auf der Seite lag, hatte ich einen stechenden Schmerz. Dies war nun nicht mehr der Fall, und ich konnte die ruhige Zeit noch etwas genießen.
Damals war Österreich noch begeistert von Hitler-Deutschland, so daß man in den Gaststätten so manches Gläschen Wein von den Gästen bezahlt bekam. Oft waren wir auch an Wochenenden bei Familien zum Essen eingeladen, da ging es manchmal hoch her, und ein bißchen Taschengeld sprang dabei meist auch noch heraus.
Im Februar 1942 war es dann wieder soweit - Abstellung zum Marschbataillon nach Rußland zur alten Feldeinheit."

Schon im Sommer 1941 hatte das Panzerpionierbataillon 27 empfindliche Verluste erleiden müssen. Von vielen ehemaligen Kameraden blieb nur ein schlichtes Soldatengrab am Rande der Vormarschstraßen.

Der Krieg geht weiter

Während Franz Schmid seine Verwundung ausheilte, ging für seine Kameraden der Krieg unvermindert weiter.
Bereits am 19. September 1941 hatte es erneut einen Wechsel an der Spitze der 17. Panzerdivision gegeben. Generalleutnant Hans-Jürgen von Arnim war in sein Kommando zurückgekehrt und hatte Generalmajor Wilhelm Ritter von Thoma abgelöst. In dessen Zeit als Divisionskommandeur hatte die 17. PD unter anderem an der Kesselschlacht von Kiew teilgenommen. Generalmajor Ritter von Thoma wurde dafür am 31. Dezember 1941 mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet.

Ein deutscher Panzer IV auf einer der zahllosen unbefestigten Straßen im Juli 1941.

Die Sommermonate des Jahres 1941 hatten der Deutschen Wehrmacht erneut große Siege gebracht. Millionen an sowjetischen Soldaten hatten den Weg in die Gefangenschaft an-

treten müssen, besiegt war das Riesenreich aber noch lange nicht. Ursprünglich war geplant gewesen, den Feldzug vor Einbruch des Winters zu beenden. Dieses Ziel sollte nicht erreicht werden.
Bereits am 2. Oktober 1941 fiel stellenweise der erste Schnee. An diesem Tag begann auch die vermeintliche Schlußoffensive. Nach einigen Tagen der Ruhe und Umgruppierung fiel an jenem 2. Oktober der Startschuß für den deutschen Angriff auf Moskau.
Für die 17. Panzerdivision bedeutete dies im Oktober 1941 die Teilnahme an der Kesselschlacht von Brjansk. Daran folgten im November weitere Angriffskämpfe über Tula auf die russische Hauptstadt.
Am 11. November 1941 gab Generalleutnant Hans-Jürgen von Arnim erneut die Führung über die 17. Panzerdivision ab, er übernahm nun das Kommando über das XXXIX. Panzerkorps. Neuer Führer der Division wurde Oberst Rudolf-Eduard Licht, er hatte sie bereits im Juli 1941 für einige Tage vertretungsweise geführt. Für seine bisherigen Leistungen im Rußlandfeldzug war Oberst Licht am 18. Oktober 1941 als einer der ersten mit dem neu geschaffenen Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet worden.
Ende November 1941 war der Feldzug noch immer nicht beendet, und es sah auch nicht danach aus. Zwar war die Wehrmacht noch im weiteren Vormarsch auf Moskau zu, aber der Winter hatte inzwischen endgültig seinen Einzug gehalten. Es herrschten Frosttemperaturen und der Schnee bedeckte bald die gesamte Landschaft.
Am 4. Dezember 1941 war endgültig Schluß, die deutschen Kräfte waren erlahmt. Vereinzelte Einheiten standen zwar schon in Vororten der russischen Hauptstadt, eine Einnahme gelang aber nicht mehr. Die deutschen Einheiten in den beiden Umfassungsarmen hatten in den vorangegangenen Wochen und Monaten zu viele Verluste erleiden müssen. Nur wenige Kilo-

meter vor dem Stadtzentrum von Moskau war der mit so viel Schwung begonnene deutsche Angriff endgültig zum Stehen gekommen. Auf sowjetischer Seite hatte man darauf bereits gewartet und konterte nun mit einer ebenfalls gut vorbereiteten Gegenoffensive mit frischen Kräften. Der konnten die Deutschen wenig entgegen halten.
Der Dezember 1941 und auch der Januar 1942 brachten für die 17. Panzerdivision teilweise schwerste Abwehrkämpfe, in denen ein Teil des mühsam eroberten Geländes wieder aufgegeben werden mußte. Von Kaschira ging es zurück, wieder vorbei an Tula in Richtung Jefremow, dann weiter in südöstlicher Richtung auf Mzensk und in die Susha-Stellung. Im Januar 1942 wurde die 17. PD aus der Front herausgelöst und sammelte im Raum Orel.
Die deutschen Soldaten mußten nun in einem selbst für russische Verhältnisse strengen Winter Krieg führen, auf den sie von ihrer obersten Führung bewußt nicht vorbereitet worden waren, ohne Winterkleidung im offenen Gelände. Hatte man in der Zeit des Vormarsches die russischen Ortschaften möglichst gemieden, jetzt war man auf sie angewiesen. Der Winterkrieg wurde so auch zu einem Überlebenskampf um Ortschaften und Stützpunkte.
Die sowjetische Winteroffensive konnte nur unter größten Anstrengungen und taktischen Bemühungen Ende Januar 1942 aufgehalten und die Front einigermaßen stabilisiert werden. Die 17. Panzerdivision wurde im Raum nordostwärts Orel wieder in die Front eingegliedert. Am 2. Februar 1942 wurde Oberst Licht zum Generalmajor befördert und damit auch offiziell zum Divisionskommandeur ernannt. Auf die Angehörigen seiner Division wartete nun ein wochenlanger Stellungskrieg unter unvorstellbaren Bedingungen.
Über die hier mit so wenigen Worten genannten Ereignisse von Oktober 1941 bis Februar 1942 ist bereits sehr viel geschrieben worden. Das Tagebuch von Andreas Wecker gibt auch hier

wieder einen kleinen Einblick, was die Kameraden von Franz Schmid in diesem Zeitraum durchleben mußten.

1. bis 4. Oktober 1941
In Seredina bei Buda, dort Wege und Brücken ausbessern.
5. Oktober 1941
Die Infanterie blieb an einem Panzergraben vor dem Brjanskerwald hängen, kamen ihnen mit Panzern, einer 8,8-Flak, 2 Vierlingsflak und ein paar Flammenwerfern zu Hilfe, nach heftigem Beschuß zogen sich die Russen zurück. Noch am selben Tage sprengten wir eine Schräge für Ein- und Ausfahrt, rechts von uns eine Menge alter Männer, die am Panzergraben arbeiteten. Sie waren gerade dabei, in einem Kessel zwischen zwei Stangen hängend, ihr Mittagessen zu kochen, wir schenkten ihnen russischen Tabak und Zigaretten, sie küßten uns ab von Kopf bis Fuß, und mit lauter „Karascho Pan, Karascho Pan“ (Danke Herr), hörten sie gar nicht mehr auf.
8. Oktober 1941
Am Morgen ging es durch den Panzergraben hinein in den Wald, die Panzer blieben zurück. An einem verlassenen russischen Gefechtsstand machten wir halt, wurden von drei russischen Panzern angegriffen. Sie zerstörten das 8,8-cm-Geschütz, die beiden Vierlingsflak und schoben einen Teil unserer Fahrzeuge in- und aufeinander. Dabei kippte ein Panzer an einem Hang um, er wurde mit Benzin übergossen und mit einer Leuchtpatrone in Brand gesteckt. Es war ein kurzes Gefecht, einem Panzer gelang die Flucht, endlich kamen unsere Panzer, fuhren nach Brjansk. Vor der Brücke über die Desna machten wir halt, ich mußte mit vier Mann vor zur Brücke, und überprüfen ob Sprengladungen angebracht waren, es war nichts zu sehen, rechts der Brücke eine Kaserne, links der große Bahnhof. Ein Panzer beschoß die Lokomotiven, alles Übrige feuerte auf die Kaserne. In der Zwischenzeit machten

sich einige über die Brücke und bildeten einen Brückenkopf. Der Feind leistete kaum Widerstand, Brjansk war in unserer Hand, im Hintergrund brannte ein Benzinlager, das die Russen selbst anzündeten. In Brjansk blieben wir bis 10. Oktober 1941. Machten Brückensicherung und verlegten Minen.

Unser Gruppenführer Unteroffizier Beil war schon lange bei uns, er war kurzsichtig, ich mochte ihn gern. Er hatte jedoch eine dumme Angewohnheit und zeigte ein Verhalten, das jeder Kameradschaft widersprach, er zweigte oft von der so kargen Verpflegung eine Extraportion ab.

7. Oktober 1941

Es flatterten uns bei der Brückensicherung drei Hühner in die Hände, baten unsere Hausfrau sie zu kochen. Wir halfen mit bei der Vorbereitung. Zum Hühnerschmaus waren sie eingeladen, nach dem Essen führte die Frau mit dem Unteroffizier Beil ein Gespräch, das sich nicht gerade freundlich anhörte. Beil konnte gut russisch, es ging über deutsche Kultur. Beil beschimpfte uns, weil wir die Knochen nicht beseitigten, und gebrauchte dabei einen nicht gerade schönen Ausdruck, da platzte bei Bisser Adolf und mir der Kragen, es kam zu einem Gerangel. Unteroffizier Beil machte Meldung beim Chef, wir mußten zu Oberleutnant Maar, den Vorfall klären. Noch am selben Tag wurde Unteroffizier Beil zum Strafbataillon versetzt. Auf Wunsch von Oberleutnant Maar mußte ich die 8. Gruppe übernehmen.

11. Oktober 1941

Verlassen Brjansk, die Fahrt geht nach Karatschew, in Sumowa beim RAD übernachtet.

12. und 13. Oktober 1941

Auf Fahrt zur Einkesselung der Russen, es ging durch brennende Ortschaften. In Letownia Halt, verlegten einen langen Streifen mit T- und S-Minen, um die Flanken abzusichern. Die Arbeit war nicht leicht, der Russe hatte seine Augen offen, wurden oft in schwere Kämpfe verwickelt.

19. bis 23. Oktober 1941

Auf Fahrt zurück nach Karatschew, verweilten bis 23. Oktober, konnten uns ein wenig erholen.

24. Oktober 1941

Früh Abfahrt von Karatschew nach Orel, Ankunft am Abend.

27. Oktober 1941

Am frühen Morgen Orel verlassen, die Wege waren sehr schlecht, blieben oft hängen.

28. Oktober 1941

Am Abend erreichten wir die Stadt Mzensk, nach zwei Tagen Ruhe wurde die Straße außerhalb Mzensk in Richtung Tula etwas in Ordnung gebracht.

2. und 3. November 1941

Knüppeldammbau in gleicher Richtung, jeder dafür geeignete Baum wurde Opfer der Motorsäge.

4. und 5. November 1941

In den umliegenden Ortschaften Pferde organisieren, die Leute heulten und schrieen als wir ihnen oft das Letzte ihres Tierbestandes wegnahmen.

6. bis 13. November 1941

Mzensk wurde verlassen, es ging in Richtung Tscherm, kamen dort am 13. November an, noch am selben Tag ging es weiter nach Grabiwna, die russischen Haustiere (Läuse und Wanzen) quälten uns auch schon ganz hübsch. Die Fahrt ging unter harten, schweren Bedingungen weiter in Richtung Tula, dort eingeschlossene russische Einheiten versuchten immer wieder auszubrechen, dabei wurden auch wir einige Male eingeschlossen.

30. November 1941

Am Abend stießen wir auf Panzer und sehr viel Infanterie, der Russe verteidigte sich verbissen und wurde unter hohen Verlusten zurückgeworfen, auch unsere Ausfälle waren nicht gering.

6. Dezember 1941

Eine stürmische Nacht und eisige Kälte, waren gerade dabei, das Abendessen zu verzehren, da kam ein Melder: „Sofort raus, werden bei der Infanterie gebraucht." Mit Waffen und Munition bepackt, ging es durch tiefen Schnee zu den Lkw, bei der Infanterie angekommen - sie lag in der nächsten Ortschaft - fragten wir nach dem Grund: „Panzer sind gemeldet", lautete die Antwort. In Eile verlegten wir außerhalb der Ortschaft die T-Minen, in einer etwas beheizten Bude legten wir uns schlafen, 31 Mann eng beisammen. Die Nacht, auch der kommende Tag war ruhig, zogen stündlich auf Posten auf, um eigene Fahrzeuge auf die Minen aufmerksam zu machen.

8. Dezember 1941

Gegen 5.00 Uhr ging der Spuk los. Wir bezogen Stellung und fingen die zurückeilenden Infanteristen auf, ihre MG's versagten durch die Kälte. Gemeinsam brachten wir den Angriff zum Stehen, machten sogar noch einen Gegenangriff. Schossen zwei Häuser in Brand, um den Feind besser zu sehen. Die Russen hatten sehr hohe Verluste, auch bei der Infanterie gab es Tote und Verwundete, bei uns wurde der Zugführer verwundet. Nach dem Gegenangriff gingen wir mit der Infanterie zurück in die Ortschaft, nach einer halben Stunde kamen zwei russische Panzer. „Jetzt krachts" - das waren unsere einzigen Gedanken. Nichts geschah, der eine blieb am Rande der Ortschaft stehen, der zweite fuhr entlang der Häuser herein, schoß zwei Häuser in Brand. Als ihn eine Pak ins Visier nahm zog er sich zurück, die Granaten prallten ab, und beide Panzer zogen ab. Wir waren geladen vor Wut, denn einer fuhr eine Handbreit an der Mine vorbei. Zur Verstärkung kam ein Geschütz der 8,8-Flak, auch die zwei Panzer kamen wieder, blieben aber in einer Mulde vor der Ortschaft sehen. Die Pak konnte ihnen nichts anhaben.

Bevor wir in der Nacht vom 8. Dezember 1941 zurückfuhren, kam ein Sanitätsoberfeldwebel zu mir, führte mich in ein Haus in dem ein schwerverwundeter russischer Offizier lag. Als ich

ihn ansprach, deutete er auf seinen rechten Fuß und sagte: „Net karosch Pan" (Nicht gut Herr), er griff in seine Hosentasche und zog langsam eine Handgranate heraus. Als er am Stiel drehte und die Handgranate abstieß, schoß ich mit einer russischen MPi, die ich immer bei mir hatte, auf ihn. Kurz darauf detonierte auch die Handgranate. Wollte er seinen Qualen selbst ein Ende machen?

Zögernd ging der Vormarsch weiter. Unsere Fahrzeuge blieben immer weiter zurück, mußten uns auf Schlitten und Pferde umstellen, der Nachschub hinkte stark hinterher, dabei war auch die 29. Infanteriedivision. Was an Verpflegung nach vorne kam, war steinhart gefroren. Peilten immer wieder über den Schnee und suchten unter jedem kleinen Hügel nach toten Russen, um etwas Eßbares zu finden. Für mich waren auch die Unterhosen wichtig, hatte seit dem 10. Dezember die Ruhr.

14. Dezember 1941

Ich mußte mit meiner Gruppe zur Infanterie, sie teilte sich eine Ortschaft mit den Russen. Doch ehe ich zur Ortschaft kam, war die Infanterie dabei sie zu verlassen, bei einem kleinen Feuergefecht ist mein MG-Schütze gefallen.

15. Dezember 1941

Zwei wichtige Brücken, darunter eine Eisenbahnbrücke, sollten unbedingt gesprengt werden. Sie lagen im Niemandsland, so wurde auf eine der Brücken ein Sprengtrupp losgeschickt. Da sich lange nichts tat, ging kurz darauf ein Spähtrupp los. Von beiden Trupps kam keiner zurück, sie wurden alle gefangengenommen. Um weitere Opfer zu vermeiden, wurde das Vorhaben abgesagt.

17. Dezember 1941

Der Rückzug begann nach einem sehr harten Gefecht bei Jablonowo (Nahkampftag), sämtliche Fahrzeuge, ob Panzer, MTW oder Lkw, die nicht mehr fahrbereit waren, wurden gesprengt, oder auf eine andere Art vernichtet. Bei 37 Grad unter Null ging nichts mehr. Wir hatten wenigstens Schlitten,

um unser Hab und Gut zu transportieren. Waren oft Tag und Nacht bei heftigem Schneesturm und rauhem Ostwind unterwegs. Die wenigen Häuser, die beim Vormarsch noch übrig blieben, wurden angezündet. Meine Krankheit verschlimmerte sich arg, nur noch Blut und Schleim ging weg, mußte öfters auf dem Schlitten Platz nehmen. In einer Ortschaft war mal wieder Gelegenheit die Unterhose zu wechseln. Eine alte Frau erkannte mein Elend, führte mich an den Ofen, und machte die Andeutung Holzkohle zu essen. Ich war seit dem darauf besorgt immer welche zu haben. Die Frau hat auch noch meine Wäsche gewaschen. Was uns auf dem Rückmarsch an Bildern des Grauens begegnete, darüber will ich lieber schweigen.

24. Dezember 1941

Das Ziel war erreicht. Bezog ein Haus, doch bald darauf mußte ich raus, einige Bäume beseitigen, die im Schußfeld standen, als ich zurückkam, qualmte bereits der Kamin. Die 8,8-Flak hatte sich eingenistet. Wir bezogen das nächste Haus und bereiteten uns auf den Heiligen Abend vor. Von all den Liebesgaben aus der Heimat nichts da, nur Apselmeier bekam ein Päckchen mit einem Christbaum von ca. 30 cm Höhe. Als Weihnachtsmann kam Oberleutnant Maar mit Schnaps, Zigaretten und Keksen. Noch eine zweite Bescherung gab es, das Haus, aus dem uns die Flak vertrieben hatte, brannte ab. Auch der Lkw der Flak, er stand zwischen den Häusern, fing Feuer. Die Granaten zischten nach hinten und vorne raus. Wir hatten alle Hände voll zu tun, die eigene Unterkunft zu retten. An beiden Weihnachtsfeiertagen Stellungsbau, bald begrüßte uns auch der Russe mit Ari-Beschuß. Arbeit gab es bei uns Pionieren genug. Mal bei der Artillerie, der 8,8-cm-Flak und der Infanterie, Bunkerbau und Schneeräumen. Meine Krankheit ist ausgeheilt, die Kohlekur hat geholfen.

9. Januar 1942

Wurden zurückgezogen, ein paar Tage Ruhe. Wurden aber bald wieder in der ersten Linie eingesetzt.

15. Januar 1942

Es kam bei Elisawetinka zu einem großen Gefecht (Nahkampftag). Der Feind griff unter schweren Verlusten tagtäglich an, am liebsten bei starkem Ostwind und Schneegestöber.

29. Januar 1942

Aus dem Hexenkessel herausgekommen. Legen einen Weg von 12 km zurück, es war ein hartes Weiterkommen, die Pferde stampften bis zur Bauchhöhe durch den Schnee, unsere Hauptbeschäftigung, und das mehrere Tage, war Schneeschaufeln, damit der Nachschub voran kam.

15. Februar 1942

Der Franz Schmid kam wieder zu uns. Es gab ein freudiges Wiedersehen. Es ging weiter zum nächsten Frontabschnitt. Franz und ich gingen mal wieder „Organisieren“ und holten uns ein ausgewachsenes Kalb.

Wieder an der Front

Wie Andreas Wecker in seinem Tagebuch vermerkte, kehrte Franz Schmid am 15. Februar 1942 zu seinen Kameraden an die Front zurück. Es war tiefster Winter. Gemeinsam mit weiteren Rückkehrern mußte er sich, bis zum Bauch im Schnee watend, zur Kompanie durchquälen.
In den 4 ½ Monaten, die seit seiner Verwundung vergangen waren, hatte sich einiges verändert. Einige Kameraden waren gefallen, andere verwundet worden. Nachdem Unteroffizier Beil versetzt worden war, hatte Andreas Wecker die Führung über die Gruppe übernehmen müssen. Franz Schmid wurde nach seiner Rückkehr MG-Schütze 1.
Die 2. / PzPiBtl 27 lag im Raum Kriwzowo in der Nähe des Flüßchens Oka. Der Frontalltag nahm Franz Schmid nach seiner Rückkehr an die Front sofort wieder in Besitz. Jede Nacht mußten die Pioniere nach vorn und bis zum Morgengrauen die Hauptkampflinie ausbauen.
Die verlustreichen Kämpfe der letzten Monate machten es jedoch nötig, daß auch die Pioniere rein infanteristisch eingesetzt werden mußten. Der Kompanie wurde ein eigener Frontabschnitt zugeteilt. Darüber hinaus mußten sie aber auch weiterhin ihre eigentlichen Aufgaben erfüllen.
Im Tagebuch liest sich dies wie folgt:

24. Februar 1942
Etwa um diesen Tag lösten wir bei Kriwzowo die Infanterie ab. Sie machte uns gleich auf einiges aufmerksam: „Sollte der Russe durchbrechen, und Ihr macht einen Gegenangriff, achtet auf jene die zwischen der Schneemauer (HKL) und der Ortschaft liegen. Sie sind meist betrunken und jagen Euch eine Kugel in den Rücken. Gebt Ihr ihnen eine in den Kopf, so seid Ihr sicher." Unterkunft ein Keller, die HKL eine hohe Schneemauer, etwa 200 m von der zerstörten Ortschaft entfernt. Der Russe behielt seine Angriffstaktik bei, er kam bei Schneesturm und starkem Ostwind, die Wodka-Flasche immer dabei. Öfters zog er hinter Panzern Schlitten mit Infanterie. Unsere Stellung wurde des Öfteren durchbrochen. Mit Panzern wagte er es nur bei Nacht in die Ortschaft zu fahren, das aber nur selten. Bei Tag war eine 8,8-Flak in Stellung. Nach jedem Angriff mußten wir bei Nacht die Schneemauer ausbessern. Dabei wurde uns sogar einmal geholfen. Etwa 30 m links von uns taten vier Mann das Gleiche. Ich ging auf sie zu, doch die Sprache verstand ich nicht. Wir taten ihnen nichts, und sie uns nichts. Nach getaner Arbeit verschwanden sie durch ein Loch unter der Schneemauer.
Bei einem schweren Angriff am Abend standen Franz und ich mit dem MG hinter einem abgeschossenen T 34, der Russe beschoß uns mit einem Granatwerfer, daß die Erde nur so über uns spritzte. Hatten mehrmals Ladehemmung, aufgegeben haben wir nicht. Nachts kam mal die Wache nicht zurück. Ein T 34 stand über dem Kellereingang, zog aber bald wieder ab.
28. Februar 1942
Es wurden mehrere mit dem Sturmabzeichen ausgezeichnet, auch ich war dabei. Als wir antraten, begann die russische Artillerie mit einem Feuerzauber, hatten einen Toten und zwei Verwundete. Wurden nun mehrmals zum Bunker- und Stellungsbau eingesetzt. Abends 7.00 Uhr ging es los, bis früh 4.00 oder 5.00 Uhr, ganz gleich wo wir waren, Ari-Beschuß gab es meistens. Immer öfter und stärker kam der Feind. Von zehn Mann hatten oft nur fünf oder sechs Mann ein Gewehr. In der Mulde, die sich von russischer Seite zur HKL zog, lagen die Toten bereits aufeinander. Doch die Russen sahen das scheinbar nicht, der Schnee zog immer wieder ein Leichentuch darüber.
10. März 1942
Franz und ich machten einen schweren Gang, freiwillig. Schlichen uns mit Tarnanzug an einen Bunker, der teilweise

von Russen besetzt war, und sprengten ihn. Er lag etwa 150 m von der HKL entfernt. Beim Zurückgehen beschoß uns ein russisches MG. Feuerschutz gaben uns ein Unteroffizier und vier Mann von der Infanterie.

13. März 1942

Bei einem schweren Angriff durchbrach die russische Infanterie abermals die Schneemauer. Oberleutnant Maar wurde verwundet.

Gegen Mittag war ein Mann meiner Gruppe dabei ein Stück Fleisch zu kochen. Plötzlich stürzte er in den Keller, warf die Beleuchtung vom Tisch (ein Fläschchen Benzin mit zusammengedrehtem Stoff als Docht), zwei Mann erlitten Verbrennungen im Gesicht und an den Händen.

Ein weiteres Unternehmen (Freiwillige) ist Franz und mir mißlungen. Wir sollten einen Panzer sprengen, in dem russische Ari-Beobachter vermutet wurden. Er lag weit von der HKL entfernt, beim Vorgehen nahmen mehrere MG den Panzer unter Beschuß, kehrten aber bald um, denn das Pfeifen der Kugeln wurde uns zu dumm. Ein Unteroffizier der Infanterie und sechs Mann gingen dann mit einem MG mit uns vor, als wir uns auf 25 m dem Panzer genähert hatten, eröffnete der Feind das Feuer. Franz und ich sprangen in einen Granattrichter, der Unteroffizier der Infanterie zog eine Eierhandgranate ab und warf sie auf den Rand des Granattrichters in dem wir lagen, konnte Franz gerade noch den Kopf herunter drücken, ehe sie explodierte. Der Unteroffizier und die sechs Mann zogen sich zurück. Er schoß eine blaue Leuchtpatrone ab, zum Zeichen daß das Unternehmen beendet sei. Wir beide hatten nur die Pistole dabei. Um die Infanterie aufmerksam zu machen, daß wir noch vorne waren, zogen wir eine T-Mine ab und warfen sie gegen den Panzer, sprangen dann zurück wie verfolgte Hasen, wollten mit dem Unteroffizier noch sprechen, warum er das getan hatte, er war aber schon weg.

In dem Abschnitt standen über 50 abgeschossene russische Panzer. Zu unser aller Glück schoß die Ari oft so flach, daß die Granaten vom hartgefrorenen Boden abprallten, wie ein flacher Stein, den man ins Wasser wirft, dadurch mehrere Blindgänger. Vom 24. Februar bis 5. März 1942 hatten wir zwei Tote und 26 Verwundete. Der 11. und der 14. März wurden später als Nahkampftag eingetragen. Unser Zug war bereits völlig aufgerieben.

23. März 1942

Wir wurden vom Abschnitt herausgenommen, kamen nach Orel (wegen überstarkem Leichengeruch mußte der Abschnitt im Frühjahr aufgegeben werden). In Orel gab es ein paar Tage Ruhe.

Oberleutnant Richard Maar war am 13. März 1942 bei Kriwzowo verwundet worden. Er kam nach seiner Ausheilung nicht wieder zur Kompanie zurück. Rückblickend sprechen ehemalige Kompanieangehörige von ihm als einen sehr handlichen und umgänglichen Menschen, und als einen wirklichen Draufgänger. Nachdem ihm als erstem Angehörigen des Bataillons bereits im Polenfeldzug das Eiserne Kreuz I. Klasse verliehen worden war, war Richard Maar auch als erster im Bataillon am 6. Januar 1942 mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet worden. Den Krieg überlebte er jedoch nicht, er fiel am 29. April 1945 als Hauptmann und Kommandeur eines Pionierbataillons in Oberschlesien.

Nachfolger von Richard Maar als Führer der 2. / PzPiBtl 27 wurde Leutnant Roland Ebner, der kurz darauf zum Oberleutnant befördert wurde. Wie Maar war er zuvor Zugführer im Bataillon gewesen.

Franz Schmid wurde mit Wirkung zum 1. März 1942 zum Gefreiten befördert. Am gleichen Tag wurde ihm für seine am 30. September 1941 erlittene Verwundung das Verwundetenabzeichen in Schwarz verliehen. Bereits am 13. Februar 1942 hatte er das Sturmabzeichen erhalten, dem folgte am 9. März

Oberleutnant Richard Maar.

Besitzzeugnis

Dem Pionier

(Dienstgrad)

Schmid Franz

(Vor- und Zuname)

2. / Pz. Pi. Btl. 27

(Truppenteil)

wurde das

Sturmabzeichen

verliehen.

Stempel

Div.Gef.St., den 13.2.1942

(Ort und Datum)

(Unterschrift)

Generalmajor u. Div. Kdr.

(Dienstgrad und Dienststellung)

Die Urkunde zum Sturmabzeichen, sie trägt die Unterschrift von Generalmajor Rudolf-Eduard Licht.

Beſitzzeugnis

Dem

Gefreiter Franz S c h m i d
(Name, Dienſtgrad)

2. le. Kp./Pz.Pi.Btl.27
(Truppenteil, Dienſtſtelle)

iſt auf Grund

ſeiner am 30.9.1941 erlittenen

1 maligen Verwundung oder Beſchädigung

das

Verwundetenabzeichen

in schwarz

verliehen worden.

Im Felde, den 1. 3. 1942

Rauch
(Unterſchrift)

Major u. Kdr. Pz.Pi.Btl.27
(Dienſtgrad und Dienſtſtelle)

Die Urkunde zum Verwundetenabzeichen in Schwarz trägt die Unterschrift von Major Josef Rauch.

Im Namen des Führers und Oberſten Befehlshabers der Wehrmacht

verleihe ich

dem

Pionier S c h m i d Franz
2./Pz.Pi.Batl. 27

das

Eiſerne Kreuz 2. Klaſſe

Div.Gef.St., den 9. 3. 1942

(Dienſtſiegel)

Generalmajor u. Div.Kdr.
(Dienſtgrad und Dienſtſtellung)

Das EK II erhielt Franz Schmid noch als einfacher Pionier.

1942 noch die Verleihung des Eisernen Kreuzes II. Klasse.
Die Zeit vom 24. Februar bis zum 23. März 1942, in der die 2. / PzPiBtl 27 in der HKL lag, ist allen Beteiligten als „die Hölle von Kriwzowo" in Erinnerung geblieben. Ergänzend zu den bereits erwähnten Tagebucheintragungen von Andreas Wecker im Folgenden die Schilderung von Franz Schmid persönlich:

„Es war tiefster Winter, als wir in den Frontabschnitt bei Kriwzowo eingewiesen wurden. Man stellte uns mitten in die „Prärie" auf einen Höhenrücken und sagte uns, daß von hier nach dort die neue HKL verlaufen solle. Kein Dreckhaufen und nicht einmal ein Maulwurfhügel, hinter dem wir in Deckung gehen konnten, waren zu sehen. Es gab auch keine Möglichkeit Schützenlöcher auszuheben, denn der Boden war in diesem Winter bis zu zwei Meter tief gefroren. Das Einzige, was wir tun konnten, war eine Mauer aus Schnee zu bauen. Denn Schnee war das Material, das wir zur Genüge hatten. Er lag etwa 80 cm hoch. Wir schaufelten den Schnee zu einer Mauer von etwa 1,2 m Höhe und etwa einem Meter Dicke zusammen. Hinter dieser Mauer konnten wir dann in Deckung gehen, und waren auch einigermaßen vor dem eisig kalten Ostwind geschützt.

Nach und nach bauten wir uns dann auch Schneeunterkünfte (Iglus) direkt an die Hauptkampflinie heran. In diesen war dann Schutz für etwa vier Mann vorhanden. Feuer konnte man aber darin leider keines machen. Jedoch unsere mit Eis verkrusteten Augen und Nasen konnten wir in ihnen wieder abtauen.

Kaum hatten wir ein paar Tage Zeit unsere Schneestellung auszubauen, kamen schon die ersten russischen Kompanien mit dem Gedanken anmarschiert, daß sie schon bis Berlin durchlaufen könnten. In dem hohen Schnee waren sie mit Skiern und Panjewagen ausgerüstet. Aber sie wurden von uns aufgehalten und mit hohen Verlusten zurückgeschlagen.

Nun war es aber vorbei mit der Ruhe. Täglich griff der Russe

jetzt wieder an und zerschoß mit seiner Artillerie unsere Schneemauer, die wir dann immer wieder ausbessern mußten. Als der Iwan einsah, daß er mit Infanterie nicht durchkommen würde, versuchte er es mit Panzern und daran angehängten Schlitten. Diese Schlitten waren mit Infanteristen besetzt, die allesamt total besoffen waren. Dieses Mal gelang es ihm, uns aus den Stellungen zu werfen. Wir mußten etliche Kilometer bis in das von unserem Troß besetzte Dorf Kriwzowo zurückgehen. Dort formierte sich dann unser Widerstand. Mit alarmierten Panzern und Infanterie, die nach und nach eingetroffen waren, gingen wir zum Gegenangriff über.

Mit drei Panzern und einer 8,8-cm-Flak, die am Ortsrand in Stellung gegangen war, gelang es uns, den Russen mit hohen Verlusten zurückzuschlagen. Über den Höhenrücken, auf dem unsere Stellung lag, kam kein russischer Panzer mehr zurück. Diese wurden alle sofort vom Dorfrand aus von unserer 8,8-Flak vernichtet.

Als wir unsere Stellungen wieder zurückerobert hatten (Schneemauer), fanden wir alles dem Erdboden gleichgemacht vor. Die russischen Panzer hatten alles niedergewalzt. Gemeinsam mit der Infanterie bauten wir unsere Schneemauer wieder auf. Die gefallenen Russen bauten wir in die Mauer als Kugelfang mit ein. Irgendwie mußten wir sie ja beseitigen, denn beerdigen konnten wir sie bei dem gefrorenen Boden nicht.

Aufgrund unserer hohen Verluste wurden wir noch in dieser Nacht abgelöst. Die Infanteriekompanie, die den Angriff mitgemacht hatte, übernahm die Stellungen mit einem zusätzlichen MG-Zug, der ihr noch zugeteilt wurde.

Wir Pioniere kamen zurück, der I. und II. Zug in das Dorf, in dem unser Troß lag (Kriwzowo), und der III. Zug, das war mein Zug, wir kamen in ein alleinstehendes Haus, das ungefähr zwei Kilometer hinter der Hauptkampflinie lag. Tags-

über hatten wir einen wenigstens einigermaßen warmen Raum ohne Fenster, die wir mit Zeltbahnen oder Brettern verschlossen hatten. Jede Nacht gingen wir jetzt vor und mußten Unterstände bauen. Mit T-Minen und geballten Ladungen mußten wir uns in den Boden arbeiten, um ein Erdloch auszuheben. Dieses Erdloch deckten wir dann durch Balken und Schnee ab, denn die Erde ging ja durch die Sprengungen gänzlich verloren. Kaum waren wir dann bei Nacht zurück und hatten unseren Kaffee getrunken, da kam schon wieder der Kompaniemelder mit dem Befehl: „Fertigmachen zum Gegenstoß!" Der Russe sei in die Stellung eingebrochen. Wir vertauschten daraufhin unser Arbeitsgerät mit den Waffen und Flammenwerfern und gingen wieder zum Gegenstoß vor.
Als die Unterschlüpfe, so konnte man sie ruhig nennen, endlich fertig waren, mußten wir jede Nacht ins Niemandsland raus um Stacheldrahtverhaue anzulegen und Minen zu verlegen. Dabei mußte die Infanterie Sicherungen vor uns auslegen, um uns vor feindlichen Angriffen zu schützen. Aber trotzdem kam es vor, daß wir nicht ohne Verluste zurückkehrten. Russische Artillerie und Granatwerfer beschossen immer wieder unsere Stellungen und unser Vorfeld. Oft lagen wir eine halbe Stunde auf dem Bauch im Schnee und warteten die feindlichen Feuerüberfälle ab. Der Russe verstärkte von Tag zu Tag sein Artilleriefeuer und griff immer wieder aufs Neue an. Aber Gott sei Dank gelang es ihm dabei nie, einen größeren Erfolg zu erringen.
Der Russe hatte eine leichte Batterie Artillerie eingesetzt, um das Gelände hinter der HKL und um unsere Unterkünfte herum mit Störfeuer zu belegen. Diese war für uns nur die „Blindgängerbatterie", denn von 10 Schuß krepierten höchstens vier oder fünf Schuß. Das sollte auch einmal unser Glück sein. Als wir eines Tages alle beisammen um den Tisch beim Essen saßen, da fing wieder die Blindgänger-

batterie mit Schießen an. Dabei brachte sie es doch fertig unser Haus zu treffen. Die Granate durchschlug das Strohdach unseres Hauses und blieb mitten im Raume als Blindgänger im Boden stecken. Wir kamen zwar mit dem Schrecken davon, aber die Suppe war uns durch den Dreck von der Decke, den wir jetzt im Kochgeschirr hatten, kräftig versalzen.
So ging das vier Wochen lang. Alle Tage bei schneidendem Ostwind. Der Russe griff mit dem Ostwind und Schneegestöber an, so daß wir ihn immer erst bemerkten, als er kurz vor unseren Stellungen war. Zielen brauchte man nicht. Der Iwan kam in solchen Massen an, daß das MG kaum daneben schießen konnte. Die Toten vor unseren Stellungen türmten sich immer höher. Wenn es die Zeit erlaubte, mußten wir dann die gefallenen Russen immer wieder wegbringen, um freies Schußfeld zu haben. Wir brachten sie so etwa 150 m hinter uns in eine Schlucht und schichteten sie dort etwa zwei Meter hoch auf. Als wir dann abzogen, war die „Schlaue" etwa 100 m lang.
Wir hatten den ersten Winter keine eigene Winterbekleidung. Wir bedienten uns beim Iwan mit Filzstiefeln, Wattierjacken und Pelzmützen. Um uns vom Russen unterscheiden zu können, mußten wir weiße Armbinden tragen. Sehr oft wurden wir angerufen: „Was seid Ihr, Deutsche oder Russen?" Am besten konnten wir uns durch unsere Stahlhelme unterscheiden, wenn wir sie mal gerade auf hatten. Wir waren dann sehr froh, als eines Tages die Parole umging, daß wir abgelöst werden sollten. Denn noch schlimmer konnte es ja wohl auch nicht mehr kommen. Wir kamen dann irgendwann in die Nähe von Orel und hatten endlich mal ein paar Tage Ruhe.
Ein besonders tragisches Ereignis aus dieser Zeit möchte ich noch erwähnen, es war als Oberleutnant Maar noch bei uns war. Die Kompanie war schon zum Einsatz alarmiert und

wartete in einer Kolchose auf den angekündigten Nachersatz, der eigentlich schon da sein sollte. Endlich kamen die Fahrzeuge mit etwa 50 Mann für die Kompanie an. Absitzen, Antreten und Einteilung in die Gruppen, und alles unter starkem Artilleriebeschuß. Wir „Alten" bekamen schon Bedenken, daß eine Salve in den Hof einschlagen könnte, in dem wir im Karree angetreten waren.
Aber unseren Oberleutnant Maar machte dies nicht nervös. Er empfing den Nachersatz mit Handschlag und hielt eine kurze Begrüßungsansprache. Danach wurden die Soldaten registriert und erhielten scharfe Munition, Handgranaten, und was man sonst im Einsatz noch alles brauchte. Jetzt kam der Befehl: „Laden und Sichern!" Einer der jungen Soldaten hatte wohl geladen, aber nicht gesichert. Er kam mit dem Finger an den Abzug und erschoß einen Gruppenführer, der drei Meter vor ihm stand. Halsschuß. Der Unteroffizier war sofort tot. Der Soldat mußte zurückbleiben und wurde von der Feldpolizei abgeholt. Er kam vor ein Kriegsgericht. Was jedoch mit ihm geschehen ist, haben wir nicht mehr erfahren. An den Namen des Unteroffizieres kann ich mich nicht mehr erinnern, vielleicht kannte ich ihn noch nicht einmal. Er war ebenfalls mit dem Nachersatz gekommen."

Nachdem die 2. / PzPiBtl 27 am 23. März 1942 aus dem Frontabschnitt bei Kriwzowo herausgelöst worden war und in Ruhe kam, wurde ihr nicht viel Erholung gegönnt. Schon einige Tage später folgte der nächste Fronteinsatz im Raum nordnordöstlich von Orel, dieses Mal nahe der Ortschaft Pogost.

28. März 1942

Wir lagen schon wieder in einem neuen Abschnitt, es war noch sehr kalt und der Schnee lag sehr hoch. Unsere Aufgabe war wie immer Stellungsbau. Mal bei der Infanterie, mal bei der Ari und mal bei der 8,8-Flak.

Diese Aufnahme von Franz Schmid muß im Zeitraum März - Anfang April 1942 entstanden sein.

Rückkehr von einem Spähtrupp, in der Mitte Franz Schmid mit einer russischen Maschinenpistole.

4. April 1942

Es kam bei Schjschigry zu einer großen Schlacht (späterer Nahkampftag), die Verluste waren bei uns Gott sei Dank gering. Von der alten Garde sind nur noch Franz und ich in der Gruppe, in der Zwischenzeit ist auch Unteroffizier Beil wieder bei uns gelandet. Er erkundigte sich gleich, ob ich noch da wäre, er entschuldigte sich mehrmals bei mir für sein nicht gerade schönes Verhalten.

Die Schneeschmelze hatte begonnen, die Straßen weich und voll mit Wasser, mit den Fahrzeugen ein hartes Durchkommen. Franz und ich hatten die ehrenvolle Aufgabe, die Kriegsbrücke über die Oka (wir tauften sie auf den Namen unseres gefallenen Leutnant Weber) vom Treibeis zu befreien. Es war eine Pontonbrücke. Dabei hatte Franz großes Glück, konnte sich gerade noch in den Floßsack retten, sonst wäre er unter eine Eisscholle geraten. Das war ein hartes Stück Arbeit.

Der erwähnte Leutnant Hermann Weber, ein Zugführer in der 2. / PzPiBtl 27 war am 27. Dezember 1941 bei Sloboda schwer verwundet worden und einen Tag später im Feldlazarett dieser Verwundung erlegen. Ihm zu Ehren wurde die erbaute Brücke über die Oka nach ihm benannt, auf der Franz Schmid später das besondere Erlebnis mit dem Treibeis hatte.

„Die Oka war im Sommer eigentlich gar nicht so groß, sie war mehr ein größeres Bächlein. Es war jedoch auffallend, daß der Wasserlauf eine für diese Verhältnisse große und teilweise recht steile Böschung hatte, und dies nicht ohne Grund. Im Winter schwoll der Fluß auf eine Tiefe von 4 m an.

Wir hatten mit Floßsäcken übergesetzt und eine Pontonbrücke gebaut, diese wurde nun von Eisschollen bedroht. Mit Floßsäcken mußten wir so wieder raus auf den Fluß. Die Pontons, auf denen die Behelfsbrücke lag, hatten zueinander einen Abstand von rund 4 Metern und waren mit Ankertauen im Flußgrund befestigt. Die riesigen Eisschollen schob es an den Tauen hinauf. Die ganze Brücke drohte dadurch abzusaufen.

Ich stand auf einem jener Pontons, als sich erneut mit ungeheurer Gewalt eine Eisscholle am Ankertau hinaufschob. Durch das Gewicht würde der Ponton absacken, es schwappte schon Wasser herein. Ich hörte meine Kameraden vom Ufer schreien: „Kommt raus, kommt raus! Ihr sauft ab!"

Ich muß dazu noch erwähnen, ich trug zu meinem Glück die Stiefel unserer leichten Gasbekleidung. Die waren aus Gummi und etwas rutschfest. Dies kam mir nun sehr zu Hilfe, denn ich mußte das Ponton verlassen und auf die Eisscholle springen. Wie ich das fertig gebracht habe, weiß ich heute noch nicht.

Die Eisscholle war ungefähr 30 cm dick und schob sich immer mehr am Tau und auf den Ponton hinauf. Ich sprang auf die Scholle, und durch mein Gewicht begann sie sich zu

drehen. Blitzschnell erklomm ich die dadurch entstehende spitze Seite, kam darüber hinweg und auf die andere Seite, der nunmehr seitlich abrutschenden Eisscholle. Genau so schnell sprang ich wieder ins Ponton zurück.
Durch meinen Sprung hatte sich die Scholle um 180 Grad gedreht, und mir war es gelungen, diese Bewegung auf der Scholle nicht nur mitzumachen, sondern auf der anderen Seite wieder trocken zurück ins Ponton zu kommen. Die Kameraden am Ufer schrieen immer noch. Ich war jedoch bereits wieder in Sicherheit und hatte nicht einmal nasse Füße bekommen. Ich kann es eigentlich nur wiederholen, wie das möglich war, ich weiß es auch nicht. Durch meinen artistischen Einsatz war die Eisscholle durch den Zwischenraum zwischen Tau und Ponton durchgerutscht.
Die Gefahr für die Brücke durch das Eis war damit aber noch nicht überstanden. In den folgenden Tagen mußten wir immer wieder raus auf den Fluß und die Schollen mit langen Spießen, an denen Widerhaken befestigt waren, so zur Seite drücken, daß die Pontons nicht absoffen.
Bereits einige Wochen vorher, als die Brücke gebaut worden war, hatten wir hier ein nettes Erlebnis gehabt. Ich war während des Brückenbaues mit zwei weiteren Personen das sogenannte Übersetzkommando gewesen. Diese Verwendung hatten wir bereits mehrfach versehen müssen.
Schon während der Ausbildung in Ingolstadt war vor der ersten Übung einer Flußübersetzung die Frage gestellt worden, wer denn ein guter Schwimmer sei, diese sollten rechts raustreten. Ich war mit darunter. Wir wurden nun dazu ausersehen, den Übergang zu bewachen. Für diese Aufgabe wurde uns ein Floßsack zugeteilt. Fiel einer vom Brückenbaukommando ins Wasser und drohte abzusaufen, so sollten wir hinrudern, zur Not hätten wir auch hineinspringen und ihn retten müssen, daher die Frage nach den guten Schwimmern. Seit dieser Zeit war ich bei Flußübergängen

Brückenbau über die Oka.

Spätere Aufnahme einer Pontonbrücke, mit K-Gerät für eine Traglast zwischen 50 bis 70 t. Gut zu sehen sind die Pontons, auf denen die Brücke aufliegt.

immer Bestandteil dieses kleinen Übersetzkommandos gewesen, immer zusammen mit meinen beiden Kameraden, Peter Gilch und Andreas Wecker.
Und so hatten wir auch beim Brückenbau über die Oka mit unserem kleinen Floßsack wieder das Übersetzkommando übernommen. Wir lagen am Ufer und plötzlich erschien ein General. Es war unser Divisionskommandeur Generalmajor Licht. Er kam auf uns zu und fragte, ob wir ihn übersetzen können, ohne daß er dabei absaufen würde. „Herr General, Sie sind nicht der erste, den wir heute übersetzen. Wir kommen schon rüber." Generalmajor Licht sprang zu uns in den Floßsack und wir ruderten ihn ans andere Ufer. Dort angekommen, gab er jedem von uns eine Schachtel Zigaretten. Er war froh darüber, nicht naß geworden zu sein."

Mitte April 1942 begannen sich die Wege von Franz Schmid und Andreas Wecker zu trennen. Nach einer Versetzung vom III. in den I. Zug wurde Wecker Anfang Juni 1942 verwundet. An dieser Stelle folgen somit zum letzten Mal Auszüge aus seinem Tagebuch:

16. April 1942
Ich kam als Gruppenführer zum I. Zug. Unsere Stellungen lagen an einem Waldrand, der Russe griff zwar nicht mehr so oft an, doch wenn er kam, dann mit allen Kräften, er wollte unbedingt einen Durchbruch erzwingen. Um diese Zeit etwa war einmal Entlausung. Manch Uniformstück, ob Rock oder Hose, kam nicht grau, sondern braun heraus (verbrannt). Mit der Unterwäsche war es nicht anders. Ob das den Läusen auch gut getan hat? Sie krabbelten nach der Entlausung genauso weiter wie zuvor. Die Luder waren nicht umzubringen.
In einer mondhellen Nacht sammelte ich mit meiner Gruppe in einer zerschossenen Ortschaft brauchbares Holz zum Bunkerbau. Ein russisches Aufklärungsflugzeug (wir nannten sie Nähmaschine) entdeckte uns. Er zog eine Schleife und beschoß uns mit dem MG, ein Mann wurde tödlich getroffen.

29. und 30. April 1942
Der Winter zeigte erneut seine Herrlichkeit. Haben nun wieder zwei Gegner, den Feind und den Schlamm. Doch es änderte sich bald. Vorbereitungen für ein weiteres Vorgehen wurden eingeleitet.
5. Juni 1942
Ich mußte mit meiner Gruppe, es waren noch acht Mann, im Niemandsland T-Minen verlegen. Die Stelle konnte der Feind gut überschauen, und hatte sich bestens eingeschossen. Darauf wurde ich aufmerksam gemacht. So machte ich schon vorsichtshalber aus meiner Gruppe zwei Teile, und setzte sie mit Abstand von etwa 30 m ein. Wir hatten kaum mit der Arbeit begonnen, da hörten wir einen dumpfen Abschuß, ein dumpfes Geräusch und einen heftigen Knall, die 15-cm-Granate aus einem schweren Granatwerfer schlug fast in unserer Mitte ein. Ich sah einige Tote, zwei die davonliefen, und den Kleinsten meiner Gruppe, er hatte auch den Rufnamen „Kleiner". Er war der einzige Unverletzte. Auf meine eigene Verwundung achtete ich gar nicht so. Gemeinsam suchten wir nach Verwundeten, ein Infanterist machte mich auf einen Verwundeten in einem Granattrichter aufmerksam. Ich nahm meinen Kameraden auf den Rücken und schleppte ihn zurück. Nach kurzer Zeit starb er in meinen Händen.
„Kleiner" ging mit mir zum Hauptverbandsplatz. Als wir dort ankamen, war der zweite, der weggelaufen war, bereits tot. Es war mein Kamerad Einert. „Kleiner" ging noch einmal nach vorne, sich zu vergewissern, ob nicht doch noch einer von der Gruppe da war, die Antwort lautete: „Nur noch zwei."
Der Splitter, der mich getroffen hatte, war so lang wie ein Zeigefinger. Als „Kleiner" von mir ging, weinte er wie ein Kind.
„Andreas Wecker kam nach der Ausheilung seiner Ver-

wundung nicht wieder in unsere Einheit zurück. Er wurde für Afrika abgestellt, kam da jedoch nicht mehr zum Einsatz, und kämpfte später mit seiner neuen Einheit in Italien, wo er durch einen Granatsplitter erneut verwundet wurde. Nach der erneuten Ausheilung kam er zum Ersatztruppenteil nach Klosterneuburg. Dort wurde er dann als Ausbilder eingesetzt. Von da aus kam er später als Ausbilder in ein Wehrertüchtigungslager der Hitlerjugend. In den letzten Kriegswochen wurde er mit seinen Buben sogar noch in den Einsatz geschickt. Dabei hätten ihn die Amerikaner beinahe an einem Baum aufgehängt. Warum genau, das weiß ich gar nicht mehr so genau, es hing mit diesem Einsatz seiner Hitlerjungen zusammen. Andreas konnte den Kopf sprichwörtlich noch im letzten Moment aus der Schlinge ziehen und überlebte das Kriegsende.

Die Freundschaft zwischen uns beiden hielt ein Leben lang, leider ist er inzwischen verstorben."

Mit Hilfe des Tagesbuches ließen sich einige Erinnerungen von Franz Schmid auf einen genauen Tag festsetzen. Über die Zeit des Stellungskrieges im Raume Pogost vom April bis Ende Juni 1942 kann er noch so einiges berichten, ohne daß es jedoch aufgrund des zeitlichen Abstandes möglich ist zu sagen, wann genau dies war.

„Es verging kaum ein Tag oder eine Nacht, an dem der Russe nicht angriff. In der Nacht waren wir vorne bei der Infanterie und bauten die Hauptkampflinie mit MG-Bunkern und Granatwerferstellungen aus. Sicherungen und Horchposten der Infanterie lagen dann die ganze Nacht vor uns im Niemandsland und schützten uns vor Überraschungen bei der Arbeit. Die russischen Stellungen vor uns im Walde waren oft nur 80 bis 100 m von unseren Stellungen entfernt. Außerdem konnten wir wegen des Grundwassers höchstens einen Meter tief in den Boden graben. Der Oberteil mit Schießscharte wurde dann mit Baumstämmen gefertigt.

Ein Portrait von Andreas Wecker als Obergefreiter.

Diese Aufnahme zeigt Andreas Wecker als Unteroffizier.

Waren die MG-Bunker und die Granatwerferstellungen fertig, dann ging es daran, das Schußfeld vor der Hauptkampflinie mit Motorsägen und Äxten frei zu machen.
Bei dieser Arbeit mußten wir oft zur Waffe greifen, um uns gegen einen russischen Spähtrupp zu verteidigen. Dabei ging es oft nicht ohne Tote und Verwundete ab.
Tagelang sägten wir im Wald Bäume mit unseren Motorsägen zu und richteten sie für die Unterkünfte, die in den Boden eingegraben wurden, um auch einem Artillerietreffer stand zu halten. Die Gruben mußten die Einheiten selbst ausheben, wir Pioniere erstellten dann aus den Bäumstämmen die Unterkunft für die Mannschafts- oder für die Maschinengewehrbunker. Die Mannschaftsunterkünfte bauten wir sehr komfortabel mit zwei übereinander liegenden Betten für zirka zwölf Mann aus. Das bedeutete, sechs Mann konnten schlafen und sechs Mann waren auf Wache.
Wir Pioniere waren direkt im Dorf Pogost untergebracht, das ungefähr zwei Kilometer hinter der Front lag. Das ganze Dorf war von Wald umgeben. Von dort konnten wir jederzeit alarmiert werden, wenn wir an der Hauptkampflinie gebraucht wurden.
Die Russen hatten immer schon die Gewohnheit, bei Nacht anzugreifen und dabei unsere Stellungen auszuheben. Sie wollten in unser Dorf gelangen, das ja unmittelbar hinter der Hauptkampflinie lag. Am Morgen, wir waren kaum im Quartier und gerade beim Kaffeetrinken, kam schon wieder der Befehl: „Pioniere, fertigmachen zum Stoßtrupp!“ Wir griffen den Feind meist nicht von vorne an, denn in dieser Richtung hatte er sich immer am meisten verschanzt. Von vorne lenkten wir ihn mit Störungsfeuer ab, und von der Seite rollten wir seine Stellungen mit Handgranaten und Flammenwerfern auf. Wer schon Waldkämpfe mitgemacht hatte wußte, daß Handgranaten und das aufgepflanzte Bajonett die besten Nahkampfmittel waren. Die Maschinen-

pistole war auch nicht zu verachten. Hatten wir den Einbruch bereinigt, so besetzte die Infanterie wieder ihre alten Stellungen. Die Infanteristen hatten natürlich den Gegenstoß mit uns mitgemacht.
So tauschten wir immer wieder unser Werkzeug gegen Waffen, Maschinengewehre, Maschinenpistolen, Gewehre, Flammenwerfer und Handgranaten, und alles was sonst gebraucht wurde. Natürlich wurde über die Schnickel auch geschimpft. (Schnickel war der Spitzname der Infanterie, die wieder mal geschlafen und den Iwan durchgelassen hatte.) Gemeinsam mit den Infanteristen versuchten wir den Schaden zu bereinigen und den Iwan aus der Hauptkampflinie wieder hinaus zu werfen, was meistens gelang, aber leider nie ohne Verluste abging. So mancher Kamerad fehlte am nächsten Tag beim Arbeitseinsatz.
Das Unangenehme kam somit immer erst nach dem Einsatz. Wer war gefallen? Wer war verwundet? Derjenige, der einen schönen Heimatschuß hatte, wurde am meisten beneidet. Jeder rechnete damit, daß dieser „Scheiß-Krieg" sicher schon vorüber wäre, bis er wieder o.k. sein würde. Und wenn er nicht vorbei sein sollte, so war man doch immerhin eine Zeit lang in der lieben Heimat. Noch vor einem anderthalben Jahr, zu meiner Zeit der Dienstverpflichtung, hatte ich es kaum erwarten können, endlich Soldat zu werden und den Krieg selbst erleben zu können. Von dieser Begeisterung war schon lange nichts mehr zu spüren.
Die Russen bauten ihre Hauptkampflinie immer stärker aus und immer näher an unsere Stellungen heran. Dies konnten wir uns natürlich nicht gefallen lassen. Wir konnten ja nicht mal mehr Essen holen, ohne daß uns der Russe die Suppe versalzt hätte. Der III. Zug der 2. / PzPiBtl 27 bekam daher den Auftrag, die russischen Linien anzugreifen und die Bunker und MG-Stellungen zu vernichten.
Wir griffen die feindlichen Stellungen am linken Flügel an

und rollten sie nach rechts, entlang der Hauptkampflinie auf. Bunker um Bunker wurde von uns gestürmt und mit geballten Ladungen und Flammenwerfern dem Erdboden wieder gleichgemacht. Bis Mittag war der Einsatz beendet. Vernichtet wurden von uns 28 feindliche Bunker und MG-Stellungen. Unsere eigenen Verluste blieben im Rahmen des Erträglichen „Wo gehobelt wird, da fallen Späne."
Eine weitere Erinnerung, die man nicht vergessen kann, war Anfang Mai 1942 bei der Artillerie. Ich mußte mit meiner Gruppe erneut beim Stellungsbau helfen. Wir wurden sogleich von der feindlichen Artillerie beschossen und versuchten es darauf ein großes Stück weiter links. Schon begann sich die russische Artillerie erneut einzuschießen. Wir zogen uns wieder zurück in die erste Stellung. Nach kurzer Zeit wiederholte sich die Situation erneut..
Auffällig war eine Person in etwa zwei Kilometern Entfernung. Sie war mal kurz da, dann wieder weg, und das wiederholte sich einige Male. Mit dem Fernglas konnte man erkennen, daß es sich um eine Frau mit einem Bündel Stoff unter dem Arm handelte. Vermutlich war es ein Kleinkind. Zwei als Hiwis tätige Weißrussen wurden herbeigeholt. Wir nannten sie „Kopfgeldjäger". Die beiden Russen gingen von rechts auf die Frau zu und brachten sie her.
Das Rätsel war gelöst, es war ein russischer Offizier. Er trug ein Funkgerät bei sich. Einer der Weißrussen zog ein Stück Brett aus dem Rucksack. Darauf waren fünf Ösen aus einem schmalen Lederstreifen befestigt. Dort hinein mußte er seine Finger stecken, die durch den Riemen auf dem Brett festgeschnürt wurden. Auf die Fragen der Weißrussen antwortete er: „Ich bin ein russischer Offizier und habe in Moskau einen Fahneneid geschworen", weiter nichts. Daraufhin wurde ihm mit einer Zange ein Fingernagel herausgerissen. Das wiederholte sich drei Mal. Uns lief es kalt und warm über den Rücken. Anschließend wurde ihm ein Spaten in die Hand

gedrückt, und er mußte sein eigenes Grab schaufeln.
Einmal hatte eine russische Elite-Pionierkompanie bei Nacht unsere Stellungen durchbrochen, und versuchte ins Hinterland zu gelangen. Sie wurde aber von unserer Infanterie aufgefangen. Als es dann erneut Nacht wurde und die Russen einsahen, daß sie nicht mehr weiterkamen, richteten sie sich zur Rundumverteidigung ein. An der Seite, aus der der Gegner gekommen war, hatte unsere Infanterie ihre Stellungen wieder besetzt.
Für uns Pioniere begannen jetzt die Vorarbeiten zum Gegenstoß. Durch Spähtrupps stellten wir genau fest, wo die Russen sich verschanzt hatten und wie wir sie am besten angreifen konnten. Nach Lage der Dinge war man sich einig geworden, daß wir sie von hinten angreifen sollten. Dort fühlten sie sich am wenigsten bedroht. Die Russen hatten sich in einem Kessel von etwa 100 m im Durchmesser verschanzt. Dabei fällten sie Bäume mit der Krone zum Angreifer hin. Nach unserer Einschätzung hatten wir ein schweres Stück Arbeit vor uns.
Wir schlichen uns so leise wie wir konnten an den Feind heran. Mit dem ersten Schuß den er abgab, stürmten wir mit „Hurra" auf die feindlichen Stellungen zu. Schießend, schreiend und mit Handgranaten werfend, arbeiteten wir uns durch die gefällten Baumkronen an den Feind heran. Ich war MG-Schütze 1. Das MG hatte ich im Hüftschuß mit dem Riemen um den Hals. Und so stürmte ich, auf einem Baumstamm entlang laufend und feuernd, in die Stellungen des Feindes. Mit allem was wir hatten wurde geschossen. Der Gefreite Holler beschoß so manchen in seinem Loch mit der Signalpistole, so daß sie brennend um sich schlugen und aus ihren Löchern kamen.
Auch unsere Flammenwerfer hatten ganze Arbeit geleistet. Da war das „Erschossen werden" schon eine Wohltat, als bei lebendigem Leib zu verbrennen. Es war grausam, wenn die

Menschen wie eine brennende Fackel davonliefen und sich nicht mehr zu helfen wußten. Der ganze Angriff hatte vom ersten bis zum letzten Schuß ungefähr eine halbe Stunde gedauert. Danach war die russische Elite-Pionierkompanie aufgerieben und vernichtet.
Wir selbst hatten bei diesem Einsatz ganz großes Glück. Das Unternehmen kostete uns nur einen Leichtverwundeten. Einer hatte am Bauch einen Streifschuß erhalten, der Schuß war durch seine Patronentasche gegangen. Er war jedoch der einzige Verwundete auf unserer Seite. Als wir vor dem Angriff begriffen hatten, daß wir durch die ausgelegten Baumkronen hindurch angreifen sollten, hatten wir mit dem Schlimmsten gerechnet. Wir hatten fest damit gerechnet, wieder ordentlich Federn lassen zu müssen.
Ein russischer Offizier fragte bei seiner Vernehmung unseren Kompaniechef, was wir denn für eine Einheit wären. Und ob wir auch eine Elitekompanie wären, weil wir sie so schnell überrumpelt hätten.
Die Russen mußten noch ihre Toten begraben und ihre Verwundeten betreuen, erst dann wurden sie in die Gefangenschaft abgeführt. Aus unserer Feldküche wurden sie auch noch verpflegt. Das Essen war vielleicht nicht so dick, wie das ihrige, aber ihr Bauch war für das Erste einmal voll. Wer weiß, wann sie wieder etwas Warmes zum Essen bekommen haben?
Unser Kompaniechef teilte uns später mit, die Kompanie sei für dieses Gefecht im Wehrmachtsbericht genannt worden. Ob dies wirklich geschehen war, und wenn ja mit welcher Formulierung, das weiß ich nicht. Ich muß mich da auf die Aussage unseres Kompaniechefs verlassen."

Dieses Bild entstand im Frühsommer 1942 bei Pogost und zeigt Franz Schmid mit einigen seiner Kameraden.
Von links nach rechts sind es die Personen: Johann Holler, Ludwig Rebele, Simon Auberger, Leopold Rietzler, Franz Schmid, Adolf Bissinger.
Zu oft blieben nur solche Bilder als Erinnerung zurück. Ludwig Rebele fiel am 30. August 1942 bei Goskowa. Ebenfalls bei Goskowa wurde am 4. September 1942 Johann Holler verwundet, er verstarb im Reservelazarett. Auch Simon Auberger wurde Ende August 1942 verwundet. Ende Oktober 1943 verstarb Leopold Rietzler im Lazarett infolge einer Verwundung. Somit verblieben nur Franz Schmid und Adolf Bissinger, wobei über letzteren der Verbleib nicht bekannt ist.

Diese Aufnahme entstand zum gleichen Zeitpunkt wie das Bild auf der vorigen Seite. Der Gefreite Schmid trägt das EK II, das Sturmabzeichen und das Verwundetenabzeichen in Schwarz.

Wechselvolle Kämpfe

Die Front vor Orel war das gesamte Frühjahr bis in den Juli 1942 hinein stabil geblieben, man hatte einen für beide Seiten verlustreichen Stellungskrieg geführt.
Im deutschen Oberkommando wollte man nach der Krise im Winter und den Stabilisierungsaktionen im Frühjahr nunmehr erneut in die Offensive gehen und den Feldzug im zweiten Anlauf doch noch siegreich beenden. Die Einnahme der sowjetischen Hauptstadt war jedoch kein Ziel mehr, vielmehr sollte der Schwerpunkt der deutschen Offensive im Süden liegen.
Das erste Ziel war die vollständige Eroberung der Krim. Im Juni 1942 tobten heftige Kämpfe auf der Halbinsel, vor allem um das damals als stärkste Festung der Welt bezeichnete Sewastopol.
Nach der Einnahme der Festung Sewastopol traten starke Verbände der Heeresgruppe Süd zu einem Großangriff auf den Südabschnitt der Ostfront an. Die russische Front konnte auf einer Breite von 350 Kilometern durchbrochen und die eigene Front um 300 Kilometer bis an den Don vorverlegt werden. Am 7. Juli 1942 geriet die bedeutende Industriestadt Woronesch unter deutsche Kontrolle.
Im russischen Oberkommando hielt man es aufgrund dieser Lage für nötig, der schwer bedrängten Südfront durch eine eigene Offensive Entlastung zu bringen. Man dachte an einen Stoß gegen die Linie Brjansk - Orel. Die Vorbereitungen dazu hatten bereits vor der deutschen Offensive im Süden begonnen. Die schwer einzusehenden Wälder südwestlich von Ssuchinitschi waren ideal dazu, um unbemerkt Truppen und Material anzuhäufen. Über mehrere Wochen hinweg waren starke Verbände an Artillerie und Panzern zusammengezogen worden.
Am 5. Juli 1942 begann die sowjetische Offensive gegen die

Front des rechten Nachbarn der 17. Panzerdivision, einen Tag später traf es auch die Division selbst, Ziel der Russen war die Stadt Shisdra. Mit Geländeverlusten konnte in den folgenden Tagen dem russischen Ansturm standgehalten werden. Die sowjetische Offensive führte nicht zum erhofften Durchbruch. Das deutsche Standhalten gab jedoch dem eigenen Angriff an der Südfront Rückenfreiheit, der nun über Woroschilowgrad auf Rostow am Don und auf Stalingrad an der Wolga weiter vordrang.
Die sowjetische Offensive auf der Linie Brjansk - Orel hatte zwar nicht den erhofften Durchbruch erzielen können, aber man hatte örtlich doch größere Geländegewinne erzielen können, besonders bei Ssuchinitschi hatte sich die Front nach Westen ausgedellt. Nachdem der russische Angriffsschwung erlahmte und die eigene Offensive im Süden stetig an Boden gewann, entschied sich die deutsche Führung, auch im Mittelabschnitt offensiv zu werden, zumindest um die sowjetischen Einbuchtungen wieder zu beseitigen.
Die Angriffskämpfe innerhalb der sogenannten „Operation Wirbelwind" begannen für die 17. Panzerdivision Mitte August 1942. Es war für die Division die erste größere Offensivhandlung seit dem Jahreswechsel.

„Als der Vormarsch nun wieder beginnen sollte, mußten als erstes die Pioniere im Vorfeld die Minen räumen. Stacheldrahthindernisse mußten beseitigt werden. Daß der Russe nicht tatenlos zusah, als wir auch seine Minenfelder räumten, das kann sich wohl jeder vorstellen.
Mit MG- und Artilleriefeuer versuchte er unsere Arbeit zu stören und zu verhindern. Der Russe praktizierte die gleichen Schweinereien wie wir. Im verminten Gelände hatte er immer mal wieder eine Mine gegen Aufnahme gesichert, und wehe dem Pionier, der nicht vorsichtig genug war, der flog mit samt der Mine in die Luft, und vielleicht ein paar andere noch mit ihm.

Beim Vormarsch fuhren wir dann sowieso gleich hinter den Panzern, als Wegbereiter, als Minenräumer und als Brückenbauer, aber auch oft genug zum Wegräumen von Panzersperren.
So manches Mal ist uns der Arsch 1 zu 100 gegangen, wenn wir auf unseren Lastwagen feindlichen Beschuß erhielten, von der Pak oder von der Artillerie. Wir hatten auf jedem Lkw 24 Panzerminen und 2 Kisten Pioniersprengmunition geladen. Ein Treffer von der Artillerie oder der Pak, und wir wären atomisiert gewesen.
Doch das war noch lange nicht alles, was man den Pionieren abverlangte. Es galt Flußübergänge mit Floßsack und Sturmbooten zu überqueren, vom Russen an Brücken angebrachte Sprengladungen zu entfernen, und noch vieles mehr. All diese Aufgaben waren kein Honiglecken, aber wir Pioniere haben sie immer wieder gelöst, oft unter hohem Blutzoll."

Auf Erkundungsfahrt ins feindliche Hinterland mit einem Panzer IV (Schmid als Gefreiter sitzend auf der Panzerkette).

Während einer Kampfpause.

Die Aufnahme zeigt links den Kompanietruppführer der 2. / PzPiBtl 27, Feldwebel Karl Winhard. Er hatte bereits 1941 als Unteroffizier das EK I erhalten. Als Oberfeldwebel wurde er am 13. Dezember 1943 bei Bogdanowka verwundet. Winhard verstarb einen Tag später im Feldlazarett.

Die Angriffskämpfe Mitte August 1942 waren für die 17. PD zwar erfolgreich, aber sie waren nicht mehr mit denen vom Vorjahr zu vergleichen. Die russischen Stellungen waren gut ausgebaut und die Kämpfe wurden verlustreich.
Am 15. August 1942 kam es für die 2. / PzPiBtl 27 zu einem verlustreichen Gefecht bei Gretnja, bei dem auch der Führer der 8. Gruppe verwundet wurde. Franz Schmid wurde daraufhin als Gefreiter selbst mit der Führung der Gruppe beauftragt.
Die Freundschaft zwischen Franz Schmid und seinem Kameraden Andreas Wecker hielt auch nach dessen Verwundung. Wann immer sie Zeit dafür hatten, schrieben sie sich gegenseitig Briefe und teilten sich kurz ihre jeweiligen Erlebnisse

mit. Einige dieser Briefe von Franz Schmid sind erhalten geblieben. In ihnen hält er seinen Freund über die jeweilige Situation innerhalb der Kompanie auf dem Laufenden und teilt ihm so auch das Schicksal seiner anderen ehemaligen Kameraden mit. Der erste dieser noch erhaltenen Briefe stammt von Ende August 1942.

27. August 1942
Wir sind jetzt wieder auf dem Vormarsch. Aber es geht diesmal langsamer vorwärts. Der Russe hat sich tüchtig eingeschanzt, und hat Bunker an Bunker. Wir haben auch schon wieder viele Ausfälle gehabt. Der Kampf um die Shisdra hat uns ganz schön zu schaffen gemacht. Verwundet sind: Unteroffizier Schneider, der hat die 8. Gruppe geführt, der Weber Emil, der Westenrieder, Auberger, Suhl, Bisser, Mengele, Oehs, Bredin und noch junge, die ich nicht beim Namen kenne. Der Weiß Simmerl und ein junger sind gefallen. Ich führe jetzt die 8. Gruppe, der Holler die 7. und der Huber Max die 9. Gruppe.
Heute hat es wieder eine Menge EK II und vier EK I gegeben. Der Unteroffizier Grübel, der Beil, der Völker Hugl, und der Peters Jupp haben das EK I bekommen. Auch die Bänder für den Winter-Orden hat es gegeben. Hagenberger hat eine Nachschubkolonne übernommen. Der Waldner ist Kompanieführer, der Ebner wurde verwundet.

Wie aus dem Brief hervorgeht, hatten die vorangegangenen Kämpfe die Kompanie erheblich geschwächt. Auch der Chef der 2. / PzPiBtl 27, Oberleutnant Roland Ebner, war verwundet worden. Die Führung über die Kompanie hatte vertretungsweise Leutnant Hermann Waldner übernommen, der Führer des III. Zuges. Am 21. August 1942 war Leutnant Waldner mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet worden.
Im Schreiben an seinen Kameraden Andreas Wecker erwähnt Franz Schmid, daß auch er eine Auszeichnung erhalten hat, die

Medaille für die Winterschlacht im Osten. Wann genau er den Orden verliehen bekommen hat, ist nicht mehr nachzuvollziehen, da die Urkunde dazu verlorengegangen ist.
Ende August 1942 hatte sich die Gefechtstätigkeit für die 17. PD bereits wieder in einer Abwechslung von Angriffs- und Abwehrkämpfen festgefahren. Diese sollten sich für die Division bis Ende November des Jahres hinziehen, immer im Großraum nordöstlich Orel.
Nur wenige Tage nachdem Franz Schmid zum Gruppenführer ernannt worden war, hatte er bereits Erlebnisse, die ihm zu Beginn dieser Funktion mit der Verantwortung für andere Soldaten besonders in Erinnerung geblieben sind.

„Am 29. August 1942 bekam die Kompanie den Befehl, sich zum Einsatz fertig zu machen. Wir sollten einen Durchbruch bereinigen, den die Russen am Tag zuvor erzwungen hatten. Gegen 1.00 Uhr nachts rückten wir von unseren Fahrzeugen ab. Im Fußmarsch ging es weiter in den Bereitstellungsraum bei Goskowa. Über Berg und Tal quälten wir uns mit unserer Kampfausrüstung vor bis in die Ausgangsstellung, wo wir uns sofort in unseren Schützenlöchern eingruben. Beim Einrücken in die Bereitstellung sahen wir schon links und rechts an einem Waldrand ein 8,8-cm-Flakgeschütz und ein 7,62-cm-Pakgeschütz stehen, welche uns beide noch sehr gute Dienste erweisen sollten.
Beim Morgengrauen des 30. August - wir konnten einander gerade so sehen - kam etwa um 4.00 Uhr der Befehl: „Fertigmachen zum Angriff!“ Auf Pfiff sprangen wir aus unseren Löchern. Die ersten 100 Meter ging es ganz gut voran. Den russischen Vorposten konnten wir noch ausheben, aber dann ging der Teufel los.
Das Angriffsgelände verlief bergab, und die feindlichen Stellungen waren etwa 200 m von uns entfernt. Wir waren mit unserem Angriff direkt in eine russische Bereitstellung geraten, welche gerade zum Angriff auf unsere Stellungen

antrat. Da wir weder schwere Waffen noch Panzer bei uns hatten, blieb uns nichts anderes übrig, als in unsere Ausgangsstellung und in unsere Schützenlöcher am Hinterhang zurückzugehen.
Wie immer griffen die Russen haufenweise mit Infanterie und Panzern an, aber dieses Mal erging es ihnen noch dreckiger als uns vorher. Wir lagen ja am Hinterhang in unseren Schützenlöchern, während der Angreifer den Berg herauf kam und den Höhenrücken überschreiten mußte. Sobald ein Angreifer den Kopf über den Höhenrücken schob, konnten wir ihn, bevor er unsere Stellungen ausheben konnte, mit dem MG-Feuer und Handgranaten außer Gefecht setzen.
Panzeralarm war schon längst gegeben, und die T-34 rollten auf unsere Stellungen zu. Wir machten uns mit geballten Ladungen und Panzerminen fertig zur Abwehr. Als die Kuppel des ersten Panzers über dem Berghang erschien, gab es einen gewaltigen Schlag, und der Panzer flog in die Luft. Nun wußten wir, warum unsere Flak und die Pak 500 Meter weiter hinten am Waldrand postiert waren.
Die beiden Geschütze arbeiteten sehr gut zusammen. Eines schoß, während das andere geladen wurde. Auf diese Weise gaben sie sich keine Blöße. Die russischen Panzer konnten auch gar nicht ausmachen, wo unsere Abwehr stand, denn sobald sie die Hügelkuppe überschritten hatten, waren sie ja nur noch Schrott. Die ausbootende Mannschaft der brennenden Panzer nahmen wir uns vor, sofern sie sich nicht ergaben. Einigen Panzern gelang es allerdings, in unsere Stellungen einzubrechen. Sie wurden von uns Pionieren mit Nahkampfwaffen unschädlich gemacht.
Der russische Angriff dauerte etwa bis 9.00 Uhr vormittags, dann war er abgeschlagen. Es standen auf der Höhe vor uns 48 ausgebrannte T-34, und es gab eine Menge toter oder verwundeter russischer Soldaten. Einen zweiten Angriff wagten

die Russen in diesem Abschnitt nicht mehr. Wahrscheinlich deshalb, weil das Gelände für ihre Panzer doch zu wenig geeignet war.
Wir Pioniere wurden bei Nacht wieder von Infanterie abgelöst. Man verlegte uns in einen anderen Abschnitt, wo wir wieder neue Aufgaben zu erfüllen hatten. Die Zahl unserer Ausfälle betrug neun Tote und fast ebenso viele Verwundete. Die verwundeten Kameraden wurden schon während des Kampfes auf den Verbandsplatz zurückgebracht. Unsere Toten nahmen wir mit auf unsere Lastwagen und beerdigten sie in Goskowa an einer Straße, an der schon Kameraden von anderen Einheiten lagen."

Von den neun Toten, die das Panzerpionierbataillon 27 bei dem Gefecht nahe Goskowa am 30. August 1942 zu beklagen hatte, waren sieben Angehörige der 2. Kompanie. Unter ihnen waren auch der Obergefreite Ludwig Rebele und der ehemals strafversetzte Unteroffizier Josef Beil. Nur wenige Tage vor seinem Tod war Beil mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnet worden.

„Im Spätsommer 1942 stand das Getreide höher als wir groß waren. Man konnte sich auch gut darin verstecken, was manchmal von großem Vorteil sein konnte. Wir mußten wieder einmal zurück, und das aber mit hinhaltendem Widerstand. Das heißt, wir gingen kämpfend zurück und hielten den Feind auf, wo sich die Gelegenheit dazu bot.
Jeden Abend hoben wir zur Verteidigung, zum Schlafen und zu unserer eigenen Sicherheit Deckungslöcher aus. So ging dies bereits wochenlang, zu einem regelmäßigen Schlaf kamen wir überhaupt nicht. Eines Nachts passierte es dann. Wir hatten uns wieder eingegraben und unser MG in Stellung gebracht. Bei Dunkelheit ging ich noch einmal die Stellungen ab und kontrollierte die Wachtposten, die immer als Doppelposten standen. Da ich wußte, daß alle Männer übermüdet und schläfrig waren, schärfte ich ihnen ein, daß

mindestens einer von ihnen ständig wach zu bleiben habe. Auch mein Melder und ich wechselten uns in der Wache ab. Die erste Wache übernahm ich, mein Melder durfte schlafen. Um vor lauter Übermüdung nicht einzuschlafen, mußte man sich dauernd auf den Füßen halten.
An unserer linken Flanke war das Panzergrenadierregiment 40 in Stellung gegangen. Ich wußte wohl die Richtung, aber nicht ihre Stellungen. Als ich sie dann gefunden hatte, sprach ich mit ihnen ab, daß wir uns beim Abrücken gegenseitig verständigen sollten. Etwa um Mitternacht weckte ich meinen Melder, um mich ebenfalls für ein paar Stunden niederlegen zu können. Aber leider ging alles schief. Mein Melder nickte ein, und auch der Rest der Gruppe schlief den Schlaf der müden Krieger. Gegen acht Uhr morgens wachte ich auf und ahnte nichts Gutes. Von der Kompanie und von der Infanterie war keine Menschenseele mehr zu sehen. Die Deckungslöcher meiner Nachbarn waren leer. Meine Gruppenangehörigen schliefen friedlich in ihren Löchern. Kein deutscher Soldat mehr weit und breit, nur noch russische Kolonnen und Panzer, die etliche hundert Meter weiter an uns vorbei nach Westen zogen.
Was nun tun? Hände hochnehmen und sich den Russen ergeben? Oder im Getreidefeld untertauchen und sich bei Tage nicht sehen lassen? Letzteres taten wir nun. Bei Nacht marschierten wir dem Gefechtslärm hinterher nach Westen, bei Tage schliefen wir. Wenn wir Hunger hatten, verpflegten wir uns mit dem Getreide, das wir ja genug um uns fanden. Manchmal blieben wir auch in der Nähe eines Dorfes, das etwas abseits von der Vormarschstraße lag, und in dem wir keine Russen zu befürchten hatten. Kurz vor Einbruch der Nacht gingen wir dann im Spähtrupp ins Dorf und holten uns bei der Bevölkerung Brot, Eier und Milch. Etwas anderes besaß für uns keinen Wert, da wir ja kein Feuer machen durften.

Die Zivilisten trauten oft ihren Augen nicht, als sie vier Tage nach dem russischen Einmarsch noch deutsche Soldaten antrafen. Manchmal dachten sie auch, daß die Deutschen schon wieder zurückkämen. Endlich, nach der fünften Nacht erreichten wir wieder die deutschen Stellungen. Gefechtsmäßig schlichen wir uns bis auf Horchweite an sie heran und lauschten auf die Sprache. Deutsch oder russisch? Zur Sicherheit hatte ich unser MG in Schußposition hinter uns in Stellung gebracht, um uns eventuell Rückendeckung geben zu können. Auf einmal hörten wir deutsche Worte: „Auf Posten nichts Neues, im Vorfeld alles ruhig", und dann: „Macht´s gut, schlaft nicht". Jetzt war unsere Zeit gekommen, wir riefen: „Hallo Kumpels, hier sind deutsche Soldaten, sieben Mann stark. Wir haben den Anschluß an unsere Truppe verloren." Die Antwort lautete: „Wer seid Ihr und von welcher Einheit kommt Ihr?" Wir antworteten: „2. Kompanie, Panzerpionierbataillon 27, 17. Panzerdivision, Gruppenführer Gefreiter Schmid." Darauf wiesen sie uns an: „Ihr nehmt jetzt die Waffen auf den Rücken und kommt dann einer nach dem anderen zu uns herüber."
Es war natürlich ein Hallo und eine Freude, wieder bei den eigenen Kameraden zu sein, und wieder einmal eine Zigarette zu rauchen. Wir waren ja schließlich fünf Tage der deutschen Wehrmacht außer Verpflegung. Ein Posten führte uns zum Bataillonsgefechtsstand der 40er zurück. Dort mußten wir dann unsere Story erzählen. In dieser Zeit wurde mit unserer Kompanie telefoniert, und gebeten uns sofort abzuholen. Bei der Kompanie angekommen, gab es ein freudiges Wiedersehen mit den Kameraden. Der Kompaniefeldwebel erzählte mir gleich, daß er noch keine Vermißtenmeldung in die Heimat abgegeben hatte, weil er immer noch an unsere Rückkehr geglaubt habe. Nach den üblichen Vernehmungen und Erzählungen erhielten wir noch zwei Tage Erholung beim Kompanietroß. Die Kompanie freute sich

aufrichtig, daß sie ihre achte Gruppe ohne Verluste oder Gefangenschaft, und ohne Verdacht auf Fahnenflucht wieder hatte. Die Kompanien waren ja nicht mehr die stärksten, und man war froh über jeden Mann."

Die kurze Zeit der Ruhe beim Troß nutzte Franz Schmid, um seinem Freund wieder ein paar Zeilen zu schreiben:

7. September 1942

Lieber And,

wir hatten die letzten vierzehn Tage wieder viel mitzumachen, und haben wieder so allerhand mit den Russkis erlebt. Es sind wieder so manche gefallen und verwundet worden. Wir haben jetzt überhaupt keinen Unteroffizier mehr in der Kompanie, der Außendienst macht. Der Grübel ist gefallen, der Beil, der Rebele, der Schneider und einer vom Nachersatz, und noch drei junge, die ich nicht beim Namen kenne. Verwundet wurde der Huber Max, der Göldl, der Mannus, der Sommer, der Reindl, und sonst noch einige, die ich nicht beim Namen kannte. Kannst Dir wieder ein Bild machen, wie es bei uns aufgeht.

Jede Halbgruppe hatte einen Lkw für Geräte, Minen und Munition, jede Gruppe hatte somit zwei Lkw. Diese Aufnahme stammt aus dem Spätsommer 1942. In der linken Tür steht der Gruppenführer, der Gefreite Franz Schmid, rechts ist der Fahrer zu sehen.

Der Mann, der sich auf dem Lkw gerade die Kopfbedeckung richtet, ist Johann Friedberg. Er war gemeinsam mit Erich Steininger am 1. August 1941 mit dem ersten Nachersatz im Rußlandfeldzug zur Kompanie gekommen. Genau wie Franz Schmid, wurden Johann Friedberg und Erich Steiniger im Jahre 1944 mit der Nahkampfspange in Gold ausgezeichnet.

Links von Friedberg ist der damalige Gefreite Heinz Rose zu sehen, der später Opfer eines russischen Scharfschützen werden sollte.

Diese Portraitaufnahme zeigt Johann Friedberg mit dem EK II, welches ihm am 30. Oktober 1942 verliehen wurde.

23. September 1942

Vor ein paar Tagen ist wieder Nachersatz gekommen. Ich dachte schon, Du wärst auch dabei, aber es waren nur vier Mann. Der Rupp, der Konrad, der Polednick und ein Neuer. Ich bin schon seit acht Tagen mit meiner Gruppe auf Fahrt zum Quartiermachen. Wir sind in der Nähe von Orel. Dort sollen wir angeblich verladen werden, aber wohin, weiß von uns noch niemand.

Wie aus dem Brief an Andreas Wecker hervorgeht, waren die Tage Mitte September 1942 für die 2. / PzPiBtl 27 eher ruhig verlaufen. Eine Verladung in einen anderen Frontabschnitt stand jedoch nicht bevor. Die Pioniereinheiten wurden immer mal wieder zur Erholung aus der Frontlinie herausgezogen, doch lange währte diese Zeit nie. Bereits Ende September folgte bei Miljawoje im Großraum Orel ein neues verlustreiches Gefecht.

„Wieder einmal, wie schon so oft, hieß es für die 2. Kompanie: „Fertigmachen zum Stoßtrupp!" Es sollte ein vom Russen vor einigen Tagen eroberter Schützengraben aufgerollt werden. Von der Berghöhe aus, um die unser Graben verlief, konnte man den Feind und seine Truppenbewegungen bis weit in das Hinterland beobachten. Die Stellungen verliefen ungefähr hufeisenförmig um den Berg. Dieser Berg war etwa 300 m weiter vorgeschoben als die Grabenstellungen links und rechts davon. Durch einen Verbindungsgraben waren die Stellungen durchgehend verbunden. Und genau bis zu diesem Verbindungsgraben hatte der Russe unsere Stellungen erobern können. Das hätte dem Russen ja vielleicht schon gereicht, denn jetzt konnten wir ihnen nicht mehr ohne weiteres in die Suppe spucken. Aber den „unseren" paßte das nicht, darum sollten wir die Höhe wieder zurückerobern.

Beim Morgengrauen des 28. September 1942 traten wir

Pioniere zum Gegenstoß an. Der Russe hatte den Graben, soweit er ihn erobert hatte, zugeschüttet, so daß wir das Hindernis erst übersteigen mußten, und er uns besser abschießen konnte. Aber diesen Gefallen taten wir ihm nicht. Wir sprengten mit ein paar Tellerminen den zugeschütteten Teil frei. Danach ging es mit Handgranaten und Flammenwerfern los. Meter um Meter mußte erkämpft werden. Gleich auf den ersten Schritten hatten wir schon einen Schwerverwundeten. Er war auf eine Mine getreten, und sein Bein war bis zum Knie zersplittert. Es war der Gefreite Wimmer. Wir banden ihm das Bein ab und brachten ihn anschließend sofort zurück. Der Nächste mußte an seine Stelle treten, obwohl er wußte, daß ihm beim folgenden Schritt ein ähnliches Schicksal ereilen konnte.

Wir kamen nur ein Stück voran, dann verhärtete sich der Widerstand so, daß unsere Ausfälle unvertretbar wurden. Zwei Ausfälle durch Verlust der Beine und mehrere Verwundete durch Handgranatensplitter. Der Angriff wurde eingestellt, das Grabenstück wieder zugeschüttet und vermint. Es konnte ja durchaus sein, daß der Feind auch frontal einen Gegenstoß machen würde. Daher hieß es sofort: „Vorbereiten für die Nacht!“ Denn daß der Russe bei Nacht angreifen würde, das war so sicher wie das Amen in der Kirche.

Jeder mußte mal seine Notdurft verrichten, so auch ich. Da ungefähr 20 Meter neben unserem Graben eine verlassene russische Granatwerferstellung lag, spurtete ich rüber und erledigte mein Geschäft. Nebenbei beobachtete ich, daß ein paar Kisten russischer Handgranaten in der Stellung lagen. Diese sollten mir noch gute Dienste leisten. Es waren etwa 60 bis 80 Handgranaten und geballte Ladungen.

Ungefähr um Mitternacht setzte russisches Artilleriefeuer und das Feuer von Granatwerfern und Stalinorgeln ein. Jetzt wußten wir, daß der Russe in der nächsten halben Stunde mit

seinen Massen von Soldaten angreifen würde. Er kam nicht nur im Graben, sondern versuchte auch frontal über das ganze Gelände uns zu überrennen. Durch den Geländegewinn, den ich mit meiner Gruppe bei Tage erreicht hatte, waren wir am weitesten rechts vorne und hatten nun die Hauptlast dieses Angriffes zu tragen. Hinter mir lag die 7. Gruppe, die nach links sicherte, und somit den Russen von der Flanke bekämpfen konnte. Vermutlich wollte der Iwan die weit hinter uns liegende Auffangstellung überrennen.

Im Scheine der Leuchtpatronen konnten wir den Haufen Russen erkennen, die etwa 20 bis 30 Meter vor unseren Stellungen lagen, und die wir gerade mit Handgranaten und geballten Ladungen niederhalten konnten. Als langsam unsere Handgranaten knapp wurden, fielen mir die russischen Handgranaten ein, die ich tagsüber in der Granatwerferstellung gesehen hatte. Kurz entschlossen rannte ich rüber und holte die erste Kiste. Den Inhalt verteilte ich sofort an die Gruppe. Danach rannte ich noch drei Mal, bis alle Handgranaten herbeigeholt waren. Das Ende sah dann so aus, daß sich der Russe wegen der schweren Verluste bei uns zurückzog und die ganze Nacht nicht mehr angriff. Daß der Russe nicht mehr angriff, war auch unser Vorteil. Denn der I. und der II. Zug hielten dem Angriffsdruck nicht stand, so daß sie bis zum nahe liegenden Dorf Miljawoje ausgewichen waren. Dabei hatte es beim Zurückgehen in dieses Dorf den Oberfeldwebel Heckl, den Zugführer des II. Zuges, durch einen Schuß in den Rücken tödlich erwischt.

Wir wußten die gesamte Nacht hindurch nicht, daß wir mit etwa zwölf Mann Gesamtstärke „mutterseelenallein“ in der Stellung lagen und diese auch gehalten hatten. Beim Morgengrauen setzte auf einmal die eigene Artillerie auf unsere Stellungen ein, so daß wir uns im Graben flach hinlegen mußten. Jetzt aber schnell weiße Leuchtkugeln geschossen, das Zeichen für „hier sind wir“ oder „eigene

Truppe". Mein Kompaniechef Oberleutnant Ebner, der nach seiner Verwundung inzwischen wieder bei uns war, kam mit der Kompanie angerückt und wollte die Stellungen wiedererobern. Er staunte nicht schlecht, als er die zwölf Mann hier alleine antraf, die die Stellung die ganze Nacht gehalten hatten. Vermißt wurden wir wohl bei der Kompanie, aber man glaubte, daß wir tot oder gefangen wären. Es folgte eine Belobigung vom Chef, die Belohnung kam hinterher.
Der Kompaniechef wollte auch unsere Stellungen abgehen und besichtigen. Er ging im Graben nach vorne bis zum Obergefreiten Rose. Dieser wollte ihm zeigen, wo sich der Russe verschanzt hatte. Es war der letzte Fehler seines Lebens. Kaum hatte er den Kopf über den Grabenrand gehoben, als es am Stahlhelm des Obergefreiten Rose einen Schlag gab, und er sodann mit einem Kopfschuß in den Armen des Kompaniechefs lag. Dieser, und auch ich, hatten unmittelbar hinter ihm gestanden. Heinz Rose wußte schon, daß sich ein Scharfschütze auf unseren Graben eingeschossen hatte, aber er wollte dem Oberleutnant genau erklären, wo er in Stellung lag. Es war wieder eine Warnung für alle anderen Kameraden.
Von jetzt an durften wir das Niemandsland nur noch mit einem Grabenspiegel beobachten. Außerdem lag etwa 80 bis 100 m vor unserem Graben ein abgeschossener T-34, in dem wir den Scharfschützen vermuteten, der uns das Leben so sauer machte.
Am Tage war es der Scharfschütze, und bei Nacht ein russisches MG. Ich bekam den Auftrag, mit drei Mann und drei Tellerminen in der Dämmerung den T-34 anzugehen und zu sprengen. Es gelang mir unter dem Feuerschutz meiner Kameraden den Panzer zu erreichen und ihn mit den Tellerminen restlos zu vernichten. Dieses Unternehmen war für uns wieder einmal ein Erfolg ohne eigene Verluste.
Das gesamte Unternehmen bei Miljawoje hatte die

Kompanie vom 28. September bis zum 10. Oktober 1942 jedoch mindestens sieben Tote und ebenso viele Verwundete gekostet. Davon waren mindestens drei Mann, die im Grabenkampf auf Minen getreten waren oder Handgranaten vor die Füße bekommen hatten, beinamputiert.
Von diesem Zeitpunkt an, und für vorhergehende Scharmützel, war ich als Gefreiter und Gruppenführer verdächtig für das Eiserne Kreuz I. Klasse."

Bereits am 1. Oktober hatte Franz Schmid einen Brief an seinen Freund Andreas Wecker geschrieben, in dem er erneut die Verluste der Kompanie mitteilt:

1. Oktober 1942

Lieber And,
es würde Dir das Weinen kommen, wenn Du jetzt die Kompanie sehen könntest. Wir sind im Ganzen noch 37 einsatzfähige Männer. Viele von den Alten sind wieder weggekommen. Deine Grüße an Bisser und Feldwebel Winhard kann ich nicht mehr ausrichten, die sind alle verwundet. Der Bisser ist schon in Deutschland, und Winhard wurde dieser Tage wieder verwundet.
Jetzt will ich Dir wieder Mal der Reihe nach aufzählen, wer alles weggekommen ist. Gefallen sind: der Oberfeldwebel Heckl, der Rose von meiner Gruppe, der Zehender und der Bichterhand, der war noch in Deiner Gruppe. Verwundet wurde der Völker, der Braun Michael, der Fischer, der Wimmer Georg, der Bausch Otto, Frei Korbinian, Kleiner von Deiner Gruppe, Rietzler und Westenrieder nur leicht. Die sind beim Troß. Der Mühleisen und noch mehrere, die ich namentlich gar nicht mehr gekannt habe. Im Ganzen sind es halt wieder so 20 bis 25 Mann, was die Kompanie wieder schwächer geworden ist. Im dritten Zug bin ich momentan noch der einzige von denen, die mit uns zur Kompanie gekommen sind. Der erste Zug ist aufgelöst worden, jetzt gibt es nur

mehr den zwoten und dritten Zug, und das ist fast nichts anderes mehr als eine Gruppe.

Mit kurzen, aber dramatischen Worten schildert Franz Schmid die Situation. Die schweren, ununterbrochenen Kämpfe haben nicht nur die Einsatzstärke der 2. / PzPiBtl 27 stark sinken lassen.
Am 10. Oktober 1942 mußte auch der Divisionskommandeur Abschied nehmen. Generalmajor Rudolf-Eduard Licht hatte die 17. PD fast ein komplettes Jahr geführt, nun wurde er aufgrund eines Herzleidens in die Führerreserve versetzt. Sein Nachfolger wurde ab dem 16. Oktober 1942 Generalmajor Fridolin von Senger und Etterlin.
Auch an der Spitze des Panzerpionierbataillons 27 gab es Ende Oktober 1942 einen Führungswechsel. Der inzwischen zum Oberstleutnant beförderte Josef Rauch übernahm neue Aufgaben. Als Major war ihm für die Erfolge mit seinem Bataillon am 30. Mai 1942 das Deutsche Kreuz in Gold verliehen worden. An der Invasionsfront wurde ihm später am 8. August 1944 als Oberst und Kommandeur des Panzergrenadierregiments 192 der 21. Panzerdivision das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen. Wenige Tage vor Kriegsende erhielt er am 20. April 1945 dann noch die Beförderung zum Generalmajor.
Neuer Kommandeur des PzPiBtl 27 wurde Hauptmann Oskar Frank. Er trug ebenfalls bereits das Deutsche Kreuz in Gold, welches ihm am 16. August 1942 als Oberleutnant und Chef der 1. Kompanie im Bataillon verliehen worden war.
Die Vermutung von Franz Schmid, daß er nach den Kämpfen bei Miljawoje reif für das EK I sei, bewahrheitete sich schon Ende des gleichen Monats.

„Am 30. Oktober 1942 lagen wir in verdienter Ruhe, als der neue Bataillonskommandeur Hauptmann Frank kam und die Kompanie antreten ließ. Wir glaubten alle, daß es schon

wieder losginge. Er sprach über Tapferkeit und den Mut, den die 2. Kompanie im Einsatz gezeigt hatte. Er ließ dann die Gefreiten Rietzler und Schmid vortreten und verlieh uns beiden Angehörigen aus der 8. Gruppe das EK I.“

Ein Kompanieappell. In welchem Zeitraum genau diese Aufnahme entstand, ist nicht bekannt, vielleicht noch 1941.

Der Text der Verleihungsbegründung für das Eiserne Kreuz I. Klasse an Franz Schmid ist erhalten geblieben:

Der Gefreite Schmid, Gruppenführer des III. Zuges, hat sich durch umsichtige Führung seiner Gruppe und die bei den Kampfeinsätzen der Kompanie gezeigte Tapferkeit wiederholt ausgezeichnet.
Bei dem Angriff auf Duplikowka am 30. September 1941 gelang es ihm mit den Kameraden seiner Gruppe einen feindlichen Granatwerfer auszuheben, der das Vorgehen des Zuges wesentlich beeinträchtigte. Trotz der dabei erlittenen Ver-

wundung durch Granatsplitter machte er den Angriff bis zum Schluß mit. Für diese Tapferkeit erhielt er am 17. Februar 1942 das Eiserne Kreuz II. Klasse. - Seit dem 16. Februar 1942 befindet sich der Gefreite Schmid wieder bei der Kompanie.
Bei dem Ausbau der HKL im Frühjahr wurde Schmid mit den schwierigsten Aufgaben betraut und löste diese mit der ihm eigenen Umsicht und Zuverlässigkeit. Bei der Verteidigung von Gretnja am 15. August 1942 hielt Gefreiter Schmid nach Verwundung seines Gruppenführers trotz fast aussichtsloser Lage die Gruppe durch sein beispielgebendes Kämpfertum am Feind.
Bei der Abwehr des nächtlichen Angriffs auf die Höhe 257 am 28. September 1942 war Gefreiter Schmid mit seiner Gruppe im vordersten Grabenstück eingesetzt. Als die Handgranaten knapp wurden, holte er kurz entschlossen ein paar Rucksäcke russischer Handgranaten, die er bei Tage gesehen hatte, und warf davon 60 bis 80 Stück in die angreifenden Russen. Durch diese, in letzter Minute herangebrachten Handgranaten, konnte der Angriff endgültig abgewehrt werden.
Am 5. Oktober 1942 erhielt Gefreiter Schmid den Auftrag, einen Panzer vor der eigenen HKL zu sprengen, in dem sich tagsüber russische Scharfschützen festsetzten. Dem Gefreiten Schmid gelang es, bei Einbruch der Dämmerung sich an den Panzer heranzuarbeiten, die Sprengladung anzubringen und den Panzer restlos zu vernichten. Der Gefreite Schmid ist durch diese Tat und seine stete Einsatzbereitschaft der Verleihung des Eisernen Kreuzes I. Klasse würdig.

„Einige Tage nach den verlustreichen Gefechten bei Miljawoje ging für uns der Kampfeinsatz im Großraum Orel zu Ende. Noch vor meiner Verleihung des EK I wurden wir aus der Front herausgelöst und sollten eine ruhigere Stellung beziehen. Wir waren wieder einmal so zusammengeschlagen und aufgerieben, daß wir Ruhe dringend nötig hatten.

Im Namen des Führers
und Obersten Befehlshabers
der Wehrmacht

verleihe ich

dem

Gefreiten Schmid Franz

2. / Pz. Pi. Btl. 27

das

Eiserne Kreuz 1. Klasse

Div. Gef. St., den 30. 10. 1942

(Dienstsiegel)

Generalmajor u. Div.Kdr.

(Dienstgrad und Dienststellung)

Die Urkunde zum EK I trägt die Unterschrift von Generalmajor Fridolin von Senger und Etterlin.

Diese Aufnahme zeigt den Kommandeur des PzPiBtl 27. Josef Rauch ist hier schon Oberst und Ritterkreuzträger.

Soldaten und somit Divisionen waren äußerst knapp, und so wurden wir in Abschnitte verlegt, in denen sich der Russe ruhig verhielt und keinen Angriff beabsichtigte. Wir sollten Ruhe haben, und trotzdem einen Verteidigungsauftrag übernehmen.

Nun wurden wir bei Nacht aus dem Kampfverband herausgelöst, und eine andere Einheit übernahm unseren Abschnitt. Wir waren den ganzen Tag auf Achse und erreichten am Abend, nebenbei schlafend, unseren neuen Sicherungsbereich. Während des Marsches hatten wir nur einmal eine kurze Rast, zur Einnahme der Mittagsverpflegung und zum Auftanken der Fahrzeuge.

Gegen Abend zu, wir waren noch auf der Fahrt, zog plötzlich Nebel herauf, daß wir das uns vorausfahrende Fahrzeug nicht mehr sehen konnten. Gegen 20.00 Uhr sollten wir in unserem Sicherungsbereich sein, um dann in die neuen Stellungen eingewiesen zu werden. Auf einmal stoppte alles, Leuchtkugeln stiegen hoch, und Geschrei und eine Schiesserei gingen los, daß es eine wahre Freude war. Da kam von vorne der Befehl durch: „Alles absitzen und in Stellung gehen!" Mein Zug, es war der dritte Zug, bekam den Auftrag, rechts der Straße auszuschwärmen und nach vorne zu sichern. Alles schoß, und so machten auch wir in die Richtung aus der das Feuer kam mit. Unsere Panzer fuhren nach vorne und eröffneten das Feuer auf die Fahrzeuge, die sie im Schein der Leuchtkugeln erkennen konnten.

So schossen wir eine Weile hin und her, bis auf einmal von vorne der Befehl kam: „Feuer einstellen, eigene Truppen!" Durch das Geschrei und die Befehle war man darauf gekommen, daß beide Seiten die gleiche Sprache benutzten. Die Truppen, die wir ablösen sollten, mußten natürlich auch rechtzeitig in ihrem neuen Bereitstellungsraum sein. So rückten sie ab bevor wir am verabredeten Treffpunkt angekommen waren. Durch den Nebel hatten wir fast zwei

Stunden Verspätung, und die Straßen darf man sich auch nicht nach unseren Maßstäben vorstellen. Es gab des Öfteren einen Halt, da ab und zu Fahrzeuge in den Straßengraben rutschten und wieder flottgemacht werden mußten, um in der Kolonne weiterfahren zu können.
Das Ergebnis unserer Nebelschießerei waren je ein abgeschossener Panzer auf beiden Seiten und etliche durch Leuchtspurmunition in Brand geschossene Fahrzeuge. Tote gab es nur bei den Panzerbesatzungen. Wir selbst hatten einige Verwundete. Vermutlich war die Schießerei von unserer Vorhut begonnen worden, die ja nicht wissen konnte, daß die von uns abzulösende Truppe schon zehn Kilometer auf uns zu marschiert war, sich also zehn Kilometer vor dem Treffpunkt befand. Man hatte angenommen, daß russische Einheiten durchgebrochen waren und versuchen würden in unser Hinterland zu gelangen.
Nach der Schießerei saßen wir wieder auf unsere noch intakten Fahrzeuge auf. Die ausgebrannten Fahrzeuge wurden von den Panzern von der Straße geschoben. Weiter ging es in den Bereitstellungsraum. An unserem Treffpunkt angekommen, wurden wir von den Einweisern in Empfang genommen und sofort in die neuen Stellungen eingewiesen.
Da war dann die erste Nacht immer so ein komisches Gefühl. Man kam sich vor wie mitten in die Prärie gestellt und vergessen. Man wußte nicht, wo vorne und hinten und wie weit der Feind von einem entfernt war. Waren es 80 oder 100 Meter? Nicht einmal die Leuchtkugeln hatten bei diesem Nebel einen Wert. Man sah nur Milchsuppe. Das Einzige auf das man sich verlassen konnte war das Gehör und der „7. Sinn".
Im Großen und Ganzen war es in diesem Abschnitt ganz annehmbar. Keiner wollte etwas vom anderen. Dies hieß aber nicht, daß nicht geschossen wurde, oder daß es keine Spähtrupps zu laufen gab. Aber man konnte wenigstens bei

Tage schlafen.
Jeden Tag gingen ein bis zwei Gruppen ins Dorf zum Troß zurück, um etwas Körperpflege zu betreiben. Dann wurde in einer alten Badewanne oder in einem Holzschuber gebadet, rasiert, die Haare geschnitten, Fußpflege durchgeführt, genäht und gestopft. Und was am wichtigsten war: Läuse gefangen und Briefe in die Heimat geschrieben. Leider würde auch diese ruhige Zeit irgendwann einmal zu Ende gehen und neue Strapazen würden auf uns warten.
An dieser Stelle möchte ich noch eine kleine Anekdote einfügen. Es war ebenfalls im Herbst 1942, als wir schon einmal für ein paar Tage in einen ruhigeren Abschnitt verlegt worden waren.
Wir waren bei Nacht abgelöst worden, und hatten etwa nach vier Stunden Fahrt unseren Ruheraum in einem kleinen Wäldchen erreicht. Jetzt mußten noch Zelte aufgebaut werden, dann gab es nichts anderes mehr, als rein zum Schlafen.
Es war ein wunderschöner Herbststag und die Sonne wärmte uns schon in unseren Viermannzelten. Als um 8.00 Uhr der Posten weckte, wollte noch gar keiner aufstehen. Eine anständige Rasur und ausgiebige Körperpflege waren das Erste. Nach dem Kaffeetrinken mußte die Kompanie zur Befehlsausgabe antreten. Als erstes mußten die Waffen gereinigt werden, danach war Putz- und Flickstunde angesagt. Zu meiner 8. Gruppe gehörte auch ein Obergefreiter namens Schauböck. Er stammte aus Ingolstadt. Er war mindestens doppelt so lange Soldat wie ich, aber er war kein Streber. Er war so etwas wie ein Original, so einen wie es ihn in jeder Kompanie gibt. Am schnellsten zitierte er immer Götz von Berlichingen: „Leck mich doch am Arsch!"
Er war ein guter und hilfsbereiter Kamerad, aber wenn er seinen Rappel hatte, mußte man ihn einfach gehen lassen, bis er wieder normal war.
Beim Waffenreinigen saßen wir vor unseren Zelten und

unterhielten uns über den Krieg, die Heimat und über das Thema Nr. 1, das in unserem Alter ja noch das Wichtigste war. Unser Kamerad Schauböck war wieder einmal in schlechter Laune und schimpfte über Hitler, über Gott und die ganze Welt. „Wer ist denn Schuld an diesem Scheißkrieg, und daß wir da hierin sind, in Rußland? Niemand anders als der Hitler, der saudumme Österreicher. Der gehört mit Roßbollen erschossen, in ein Loch geworfen und zugeschissen. Der Saubua, der dreckige!"
Solche und noch mehr Kraftausdrücke gebrauchte er, bis er von unserem Zugführer Leutnant Waldner unterbrochen wurde. Er kam von hinten aus dem Wald an unser Zelt und horchte dieser Unterhaltung zu, ohne daß wir ihn bemerkten. Auf einmal war er in unserer Mitte und meinte: „Aber Schauböck, ich glaube jetzt reicht es." Worauf Schauböck nur antwortete: „Is aber doch wahr!"
Unser Zugführer ging nicht weiter auf das Gespräch ein. Wahrscheinlich wollte er seinen Zug und auch die Kompanie in keinen schlechten Ruf bringen. Angst hatte er genauso wie wir, ob nicht doch einer in der Gruppe den Vorfall der Gestapo melden würde. Aber Gott sei Dank, wir hatten keinen solchen Fanatiker unter uns. Das wäre für den Obergefreiten Schauböck und uns nicht gut ausgegangen.
Obergefreiter Schauböck ist in Rußland gefallen, er hinterließ eine Frau und vier Kinder. Das war vermutlich auch ein Grund, warum man mit ihm nicht so streng ins Gericht ging, wenn er das eine oder andere Mal aus der Reihe tanzte."

Angehörige der 2. / Panzerpionierbataillon 27,
in der Mitte Josef Schauböck.

Entsatz für Stalingrad

Die Offensive im Südabschnitt der Ostfront hatte die Deutsche Wehrmacht bis August 1942 an den Terek und in den Kaukasus geführt, sowie bis an die Wolga bei Stalingrad. In den folgenden Wochen erkämpfte die 6. Armee in einem erbitterten Häuserkampf fast 9/10 der sowjetischen Metropole, die den Namen ihres Diktators trug, doch eine vollständige Inbesitznahme, und damit auch eine Unterbrechung der Wolga, des für die Sowjets so wichtigen Lebensarmes, gelang nicht.
Im russischen Oberkommando bereitete man sich währenddessen wiederum auf eine Winteroffensive vor, um den sich festgerannten Gegner erneut einen empfindlichen Schlag zu versetzen.
Die sowjetische Offensive begann am 19. November 1942. Sie traf die an den Flanken der 6. Armee kämpfenden deutschen Verbündeten. Die Italiener und Rumänen waren diesem Ansturm nicht gewachsen. Den Sowjets gelang sowohl im Norden als auch im Süden von Stalingrad der Durchbruch. Bereits am 22. November 1942 trafen die beiden Umfassungsarme bei Kalatsch im Rücken der deutschen Front zusammen. Die 6. Armee war eingekesselt.
Im Kessel saßen mehr als 250.000 Soldaten. Doch die Lage war noch weitaus ernster. Es ging um das Schicksal des gesamten Südflügels der deutschen Ostfront. Im deutschen Oberkommando mußte schnellstmöglich darauf reagiert werden. Der Südabschnitt benötigte Verstärkungen.
Schon am 23. November 1942 wurde die 17. Panzerdivision aus ihren Stellungen beiderseits Korsun herausgezogen und im Raum südostwärts Orel versammelt. Am 1. Dezember 1942 erhielt die Division einen Verlegebefehl. Mit der Bahn sollte es aus dem Raum Orel über Kursk und Krastornaja nach Stary Oskol gehen, von da aus weiter im Landmarsch über 450 Kilometer in den Raum nordostwärts von Millerowo. Um den 9.

Dezember 1942 herum verließen die letzten Divisionsteile das Gebiet Orel.
Franz Schmid machte diese Verlegung nicht mit. Mit Wirkung zum 1. Dezember 1942 war er zum Unteroffizier befördert worden. Anfang Dezember teilte er dies auch seinem Freund Andreas Wecker mit.

Osten, den 4. Dezember 1942
Lieber Freund And !
Deinen Brief vom 22. November habe ich erhalten, und danke Dir recht herzlich dafür. Es geht mir soweit ganz gut und ich bin gesund, was ja auch bei Dir der Fall ist. Wie Du mir geschrieben hast, warst Du im Urlaub und hast den Wagner Sepp getroffen. Daß das eine große Freude war, glaube ich sofort. Ich hatte mich auch schon darauf gefreut, endlich in den Urlaub zu kommen, und ich habe auch schon an der Bahn gesessen, als die Nachricht kam, daß der Zug am 12., also an diesem Tage, nicht gehen werde. Und es könne durchaus sein, daß ich dieses Jahr nicht mehr in Urlaub fahren könne. Ich werd Dir sobald wie möglich Nachricht zukommen lassen. Seit dem 1. Dezember bin ich Unteroffizier, aber das alles interessiert mich nicht, wenn ich nicht in den Urlaub fahren kann. Ich wünsche Dir ein recht frohes Weihnachten und ein gutes neues Jahr.
Es grüßt Dich Dein Freund Franzl

Franz Schmid befand sich seit seiner Rückkehr von der Ausheilung der Verwundung im Februar 1942 ununterbrochen im Fronteinsatz. Da war der Wunsch nach Urlaub nur verständlich. Die Enttäuschung muß Mitte November groß gewesen sein, als er quasi schon auf dem Weg in die Heimat auf dem Bahnsteig erfuhr, daß aus dem Urlaub nichts wird. Zumindest ist diese Enttäuschung aus den wenigen Worten an seinen Freund herauszulesen. Doch nur kurz nach dem Verfassen

dieser Worte sollte es mit der erhofften Reise in die Heimat doch noch klappen.

„Als wir Ende November 1942 aus der Front herausgelöst wurden, kursierten recht schnell die verschiedensten Gerüchte. Eines besagte sogar, daß wir nach Frankreich zur Neuaufstellung mit Tiger-Panzern verlegt werden sollten.

Nach ein paar Tagen mußte ich mich mit anderen Kameraden „rapportmäßig“ beim Kompaniechef melden. Er beförderte uns dann zum Unteroffizier. Ich lief anschließend jedoch noch mindestens drei Tage mit meinem Mannschaftsdienstgrad herum, bis mich schließlich der Kompaniechef als „Noch-Gefreiter“ erwischte. Er fragte mich, warum ich meine Unteroffiziersabzeichen noch nicht tragen würde. Ich antwortete ihm, daß ich noch keine Zeit hatte sie aufnähen zu lassen. Er gab kurz und bündig Antwort: „In zwei Stunden melden Sie sich bei mir als Unteroffizier!“ Aus war der Traum, als Gefreiter in den Urlaub zu fahren.

Ich wollte gerne als Gefreiter mit dem EK I nach Hause kommen, und dann als Unteroffizier ins Feld zurückkehren. Aber immerhin, wenigstens das mit dem Urlaub klappte nun doch noch. Während ich mit einigen weiteren Kameraden die Fahrt in die Heimat antreten durfte, begab sich auch die Division in ihr neues Einsatzgebiet. Denn inzwischen war der Befehl gekommen, daß sie nach Stalingrad zum „Raushauen“ der 6. Armee verlegt werden solle. Also aus der Traum von Frankreich und der Ruhe.

Ich verbrachte Weihnachten 1942 zu Hause als frisch gebackener Unteroffizier. Im Urlaub war es immer das Gleiche. So sehr man sich darauf freute, so langweilig konnte es auch sein. Auf dem Lande war es halt so. Kein Vergnügen und keine Unterhaltung, wenn nicht zufällig ein paar Kameraden ebenfalls auf Urlaub waren. Den ganzen Tag konnte man ja auch nicht ins Wirtshaus gehen, oder einfach nur schlafen. Über Weihnachten zu Hause, das war

Franz Schmid nach der Beförderung zum Unteroffizier.

natürlich sehr schön, und das schönste Weihnachtsgeschenk, das sich ein Soldat nur wünschen konnte.
Während des Urlaubes kam ein Fernschreiben von meiner Kompanie, daß ich mich wieder im Osten bei der alten Einheit melden solle. Somit war er genau so überraschend beendet wie er auch gekommen war.
Die große Fahrt nach Rußland, wieder hinein ins Ungewisse, hatte begonnen. In Breslau an der Frontleitstelle wurden wir nach Rostow weitergeleitet. Wir sechs Urlauber hatten uns in Breslau wiedergetroffen. Von Rostow aus ging es dann weiter nach Salzg in die Kalmückensteppe. Zum Teil als Anhalter auf Lkw, und zum Teil auf Schusters Rappen. Der Wind und der Schnee (Schneetreiben) haben uns fast umgehauen. Man mußte sich direkt dagegen stemmen, um vorwärts zu kommen.
An einem Abend, es war schon dunkel, marschierten wir auf ein Dorf zu, um dort in irgendeinem Haus zu übernachten. Während des Marsches fiel mir schon auf, daß ich fast nicht mehr aus dem Gesicht sehen konnte. Meine Nase war schneeweiß und so groß wie eine Faust. Das Gute war nur, daß wir gleich ins erste Haus reingingen, sonst hätte ich vielleicht meine Nase verloren. Ein alter Russen-Pan kam auf mich zugesprungen und rief: „Nase kaputt, Nase kaputt!“ Er lief ins Freie, holte ein paar Hände voll Schnee, und rieb mir die Nase und das Gesicht damit ein. Dies tat er so lange, bis meine Nase wieder normal war. Höchstwahrscheinlich habe ich meine Nase einem alten Russen zu verdanken. Ich konnte mich nur mit „Spasibo-Pan“ (Danke Mann) bedanken. Geben konnte ich ihm nichts, denn wir bettelten uns ja selbst von Einheit zu Einheit durch.
In Salzg angekommen, hieß es dann, wir bräuchten nicht mehr weitermarschieren. Unsere Einheiten sollten hier vorüber kommen. Und nach ein paar Tagen kamen sie auch. Halb erfroren und halb verhungert. Ihre Toten hatten sie

hinten auf den Wagen, dort wo auch sie selbst saßen. Beerdigen konnten wir sie nicht, denn die Steppe war zwei Meter tief gefroren. Und sie nur im Schnee verscharren, das wollten wir nicht.“
Franz Schmid hatte das Glück gehabt, auch das dritte Weihnachtsfest in Folge als Soldat in der Heimat begehen zu können. Zur Jahreswende 1940/41 hatte er damals seinen ersten Jahresurlaub erhalten, 1941/42 war er aufgrund seiner Verwundung in Deutschland, und 1942/43 hatte er nach seiner Enttäuschung nun doch noch Urlaub erhalten. Um so schlimmer begrüßte ihn Anfang Januar 1943 der Frontalltag.
Als die 17. Panzerdivision Mitte Dezember 1942 im Raum Millerowo eintraf, kam sie in das Gebiet nordwestlich Morowskij. Hier wurde sie von der Heeresgruppe Don zur Eingreifreserve bestimmt. Am 15. Dezember folgte ein neuer Befehl, der die 17. PD weiter nach Zymljanskaja an den Akssaij-Abschnitt nordöstlich Potemkinskaja führte.
In diesem Zeitraum hatte der Entsatzangriff für die in Stalingrad eingeschlossene 6. Armee bereits begonnen. Seit fast einem Monat hatte der Kessel nun schon Bestand. Würde es möglich sein, ihn noch einmal zu öffnen ?
Ein Teil der Entsatzstreitmacht bestand aus zusammengerafften Nachschubeinheiten, Alarmbataillonen und Urlauberkompanien. Die regulären Verbände hatten ihre Sollstärke längst nicht mehr. Allein die 17. Panzerdivision war seit dem Beginn des Rußlandfeldzuges ununterbrochen im Einsatz, ohne Auffrischung, nach verlustreichen Angriffsoperationen im Sommer und dem Einsatz als Stellungstruppe im Großraum Orel. Der Bestand an Fahrzeugen war alarmierend.
Die Sowjets hatten am Akssaij-Abschnitt gegenüber der 17. PD eine enorme Panzerstreitmacht zusammengezogen. Und sie standen nicht nur dieser Division gegenüber. Sollte der Entsatz erfolgreich sein, dann müßte man sich durch diese Ansammlung hindurchkämpfen. Jeder deutsche Soldat, und war er noch

so erschöpft vom vorher Erlebten, wußte, wofür er kämpfen würde. Es galt, die eingeschlossenen Kameraden zu retten.
In zwei Kampfgruppen aufgeteilt, begann für die 17. PD der Entsatzangriff am 17. Dezember 1942. Darüber hinaus wurde das verstärkte Panzerregiment 39 angesetzt. Die Verstärkung bestand aus einem Bataillon vom Panzergrenadierregiment 40, einer Abteilung vom Panzerartillerieregiment 17 und der 2. Kompanie vom Panzerpionierbataillon 27. Nach drei Tagen ununterbrochener Angriffskämpfe kam es am 20. Dezember infolge eines örtlichen russischen Gegenangriffes in Nishnij Kumskij zu schweren Häuserkämpfen. Allein die 1. / PzPiBtl 27 hatte dabei neun Tote zu beklagen. An diesem Tag fiel im Ort auch der Eichenlaubträger und Kommandeur des Panzergrenadierregiments 63, Oberstleutnant Seitz. Nishnij Kumski konnte jedoch gehalten werden.
Immer wieder versuchten die deutschen Entsatzkräfte, weiter anzugreifen. Örtlich gelangen weitere Vorstöße, aber die erbitterte Abwehr der Sowjets konnte nicht gebrochen werden, sie hielt weiter an. Die deutschen Kräfte begannen zu schwinden.
Am 22. Dezember 1942 stellte zumindest die 17. Panzerdivision in ihrem Abschnitt den Angriff ein. Nur einen Tag später mußte man einsehen, daß der Entsatz auf Stalingrad gescheitert war. Die Spitzen hatten sich bis auf rund 50 km der eingeschlossenen 6. Armee genähert, doch ab dem 23. Dezember 1942 ging es wieder zurück. Das Gesetz des Handelns war erneut in der Hand des Gegners.
Die Verbände im Kessel hatten teilweise den Gefechtslärm hören können, der wohl auch immer näher kam. Was muß es für ein Gefühl gewesen sein, als man ausgerechnet am Heiligen Abend die Gewißheit hatte, daß die Entsatzkräfte es nicht schaffen würden, und daß sich der Gefechtslärm wieder entfernte?
Für die 17. Panzerdivision folgten ab dem 23. Dezember schwere Abwehrkämpfe über Kotelnikowo bis an den Sal.

Generalmajor Fridolin von Senger und Etterlin mußte in der vordersten Linie mit eigenen Augen sehen, was ihm von seiner Division noch geblieben war. Nach mehrtägigem Tag- und Nachtaufenthalt im Freien, bei starker Kälte und fast ununterbrochenen Kämpfen war seine Einheit nicht mehr kampffähig. Selbst erprobte Offiziere waren apathisch, teilnahmslos und passiv geworden.
Am 31. Dezember 1942 meldete die 17. PD in einem Zustandsbericht, daß die gesamte Infanteriekraft einschließlich des Kradschützenbataillons 17 und des Panzerpionierbataillons 27 auf fünf schwache Bataillone mit jeweils einer Gefechtsstärke von 100 bis 200 Mann und ein abgekämpftes Bataillon mit einer Gefechtsstärke von unter 100 Mann abgesunken war. Von den schweren Pak war keine einzige einsatzbereit. Die neun Batterien des Panzerartillerieregiments 27 verfügten nur über je zwei Geschütze. Beim Panzerregiment 39 sah es nicht viel besser aus. Insgesamt war die Beweglichkeit der Division auf 60 Prozent gesunken, da auch eine große Zahl der ohnehin zu wenigen Fahrzeuge verlorengegangen war.
Am 1. Januar 1943 erhielt die Division dann den Befehl, über den Sal nach Südwesten auf den Mal Kuberle auszuweichen. Dies war die Situation, als Franz Schmid von seinem Weihnachtsurlaub in der Kalmückensteppe wieder bei seiner Kompanie ankam, beziehungsweise bei ihren Resten. In seiner Abwesenheit war viel passiert. Am 23. Dezember 1942 war der Kompaniechef, Oberleutnant Roland Ebner, nahe der Ortschaft Werchnje Kumskij gefallen.

„Die Pioniere hatten gemeinsam mit den wenigen verbliebenen Panzern versucht, die russischen Panzer zu stoppen. Unsere Panzer schossen mehr russische Kampfwagen ab, als wir selbst noch hatten, aber wirklich aufhalten war nicht möglich.
So gerieten auch die Pioniere in den Fokus der russischen Panzer, und mußten sich mit Tellerminen und geballten

Ladungen verteidigen. Einige Männer und der Kompaniechef, Oberleutnant Roland Ebner, wußten sich nur noch dadurch zu retten, daß sie auf die feindlichen Panzer aufsprangen und versuchten, diese mit den angesprochenen Nahkampfmitteln außer Gefecht zu setzen. Oberleutnant Ebner brachte seine geballte Ladung noch am Panzer an und zündete sie. Ob er dabei von den russischen Panzern abgeschossen wurde, oder durch seine eigene Ladung umgekommen ist, konnten wir nicht mehr feststellen. Wir konnten ihn auch nicht mehr mit zurücknehmen. Ein brennender Panzer war das letzte Werk, das er auf dieser Welt hinterlassen hat. Er war leider nicht der einzige, der an diesem Tag den Heldentod fürs Vaterland gestorben ist.

Wenn unsere Panzer nicht gewesen wären, hätte vielleicht die gesamte Kompanie dran glauben müssen. Sie wäre buchstäblich unter die Ketten gekommen."

Nach dem Tod von Oberleutnant Roland Ebner übernahm Leutnant Hermann Waldner die Führung über die Kompanie, die er bereits einmal vertretungsweise während einer Verwundung von Ebner geführt hatte. Roland Ebner wurde posthum am 8. Januar 1943 mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet. Hermann Waldner, der neue Chef der 2. / PzPiBtl 27, trug diese Auszeichnung bereits seit August 1942. Mit der Schaffung der Ehrenblattspange im Jahre 1944 wurde er auch mit diesem Orden beliehen, mit einem rückwärtigen Datum zum 8. August 1941, dem Tag der Nennung im Ehrenblatt.

„Hermann Waldner war von Beruf Bauersknecht und hatte sich in der Zeit freiwillig gemeldet als aus der Reichswehr die Wehrmacht und diese dann deutlich aufgestockt wurde. Kennengelernt hatte ich den Waldner noch als Oberfeldwebel und Ausbilder. Er war dann anschließend zum sogenannten Tapferkeitsoffizier befördert worden. Als Leutnant hatte er seit Beginn des Rußlandfeldzuges unseren III. Zug geführt.

Der Waldner hatte als erster eingeführt, daß der Zug ein viertes MG erhielt, das sogenannte Zug-MG, welches ihm direkt unterstand. Dies war noch bei Pogost gewesen. Und ich hatte dieses Zug-MG übernehmen müssen. Da hatte ich keine Sonderrechte bekommen, sondern nur eine Sonderaufgabe."

Nachdem Leutnant Waldner am 23. Dezember 1942 nun die Führung über die Kompanie übernommen hatte, benötigte der III. Zug einen neuen Zugführer. Doch nur wenige Tage später, am 27. Dezember 1942, fand dieser bereits ebenfalls den Soldatentod.

„Die Kompanie hatte einen alten Unteroffizier namens Aloisius Jakubowski, der in der Schreibstube Dienst tat und nicht befördert werden konnte, weil keine planmäßige Stelle als Feldwebel in der Schreibstube zur Verfügung stand. Um endlich Feldwebel zu werden, hatte er sich freiwillig gemeldet, um den III. Zug übernehmen. Unteroffizier Jakubowski erhielt daraufhin auch sofort seine Beförderung.

Seit dem 23. Dezember wurden die Entsatzkräfte für die eingeschlossene 6. Armee von den Sowjets wieder zurückgedrängt. Bei diesem Rückzug mußten unsere Truppen bei Kotelnikowo über einen größeren Fluß zurückgehen. Man schrieb den 27. Dezember 1942.

Feldwebel Jakubowski hatte vom Bataillon den Auftrag erhalten, mit seinem Zug die Brücke zur Sprengung vorzubereiten. Die Zeit reichte nicht mehr aus, um eine normale Sprengladung an den Brückenpfeilern und Trägern anzubringen, so sollte die Brücke mit einer Schnellladung gesprengt werden. Der Feind drückte zu schnell nach. Die Konstruktion war eine Holzbrücke mit Bohlenbelag, die während des Vormarsches von unseren Pionieren gebaut worden war.

Zur Anbringung der Schnellladung (Tellerminen) wurde der Brückenbelag teilweise entfernt, um die Minen auf den

Streckträgern anzubringen. Die T-Minen wurden mit Zündkabeln untereinander verbunden, um gemeinsam gezündet werden zu können. Nach dem Einbau der Sprengladung wurden die Bohlen wieder aufgebracht und der zurückflutende Verkehr rollte wieder. Soweit wäre alles gut gegangen, wenn der Feldwebel nicht einen großen Fehler gemacht hätte. Er hatte in alle T-Minen die Zünder eingebaut und entsichert, was ein erfahrener Zugführer bestimmt nicht getan hätte.
Der Rückmarsch der Truppen über diese Brücke lief reibungslos ab, bis eine 18 Tonnen schwere Zugmaschine mit angehängtem Flakgeschütz kam. Dieses Gewicht drückte den Brückenbelag so weit durch, daß die Last auf den Zünder drückte und eine Mine zur Detonation brachte. Da alle Minen mit der Zündschnur untereinander verbunden waren, ging die ganze Brücke mit einem Schlag in die Luft. Sie war zu diesem Zeitpunkt voll mit Fahrzeugen und zurückgehenden Soldaten. Feldwebel Jakubowski und weitere 10 Mann vom III. Zug gingen ebenfalls mit in den Tod. Sie wurden durch die Detonation in die Luft geschleudert und landeten auf dem zugefrorenen Fluß. Nur einer unserer Kompanieangehörigen, es war der Obergefreite Niedermeier, überlebte. Er fiel in ein Wasserloch und konnte noch lebend geborgen werden. Er allein hatte Glück im Unglück!
Wie viele deutsche Soldaten bei diesem Vorgang ums Leben gekommen sind, ist mir nicht bekannt, aber allein die 11 Toten innerhalb unseres III. Zuges waren für die ohnehin schon schwer angeschlagene Kompanie ein enormer Verlust. Keiner von ihnen hätte an diesem Tag sterben müssen. Der III. Zug hatte jetzt gerade noch die Stärke einer Gruppe. Und erneut mußte ein neuer Zugführer gefunden werden.
Für Feldwebel Jakubowski war es fast ein Glück, daß er tot war. Das Kriegsgericht wäre ihm nicht erspart geblieben,

und wohl auch nicht die Todesstrafe.
Brückensprengungen waren immer ein Himmelfahrtskommando. Wurde zu früh gesprengt und es waren noch eigene Truppen über dem Fluß, konnte man mit dem Kriegsgericht rechnen. Zögerte man zu lange und sprengte zu spät, so daß der Feind die Brücke unversehrt in Besitz nehmen konnte, war es das Beste, man erschoß sich gleich selbst, oder man lief zum Feind über und ging in Gefangenschaft. Für manchen war dies die einzige Möglichkeit, um in einem solchen Fall zu überleben.
Durch die ungewollte Sprengung der Brücke bei Kotelnikowo mußte die Nachhut ihre ganzen schweren Waffen, Panzer, Artillerie und Fahrzeuge zurücklassen und diese sprengen. Nur leichte Fahrzeuge wie Pkw´s und Motorräder, sowie Infanterie mit ihren leichten Waffen konnten sich über das Eis des zugefrorenen Flusses retten. Mit Bomben und Artillerie versuchten die Russen die Eisdecke zu zerstören, was ihnen auch zum Teil gelang. Viele Soldaten und jede Menge Material gingen mit den Eisschollen unter.
Eines war immer wieder unfaßbar. Viele Soldaten gingen unter ohne einen Schrei oder auch nur sonst einen Laut von sich zu geben, sie versanken einfach in den eiskalten Fluten. Wer einmal unter Wasser war, der kam ohne fremde Hilfe nicht mehr hoch. Man kann sich kaum vorstellen, welches Gewicht jeder Soldat mit sich schleppte, da waren Gewehr, Stahlhelm, Gasmaske, Patronentaschen, Spaten, Brotbeutel, Feldflasche und noch andere Kleinigkeiten, die am Leib getragen wurden. Aber am schwersten wogen die Müdigkeit, die Entkräftung und die ständige Anstrengung. Nicht zu vergessen, auch die Angst vor Gefangenschaft, oder vor Verwundung wog schwer!"
Als Franz Schmid Anfang Januar 1943 in der Kalmückensteppe mit den Resten seiner Kompanie zusammentraf, fehlten

viele vertraute Gesichter. Von den Überlebenden erfuhr er die Ereignisse der letzten Wochen. Der Rückzug durch die Kalmückensteppe in Richtung Rostow ging weiter.

„Die Russen wollten bei Rostow einen zweiten Kessel bilden. Sie bombardierten in der Stadt laufend die Brücken, um uns so den Rückzug abzuschneiden. Dies gelang ihnen jedoch nicht.

Daß wir überhaupt wieder zurück kamen, verdankten wir nur unseren noch verbliebenen Panzern und unserer schweren Artillerie (15-cm). Sie „standen" und hielten aus bis die Russen auf 150 m heran waren. Sie schossen mit Abprallern und Schrapnellen, und hieben so ganze Gassen in die russischen Angreifer. Eingraben konnten wir uns nicht. So lagen wir meist hinter unseren Panzern in Stellung und schossen aus allen Rohren. Wenn die Lage aussichtslos wurde, dann rief der Panzerkommandant: „Alles aufsitzen, wir müssen zurück." Die Panzer rollten am Anfang langsam zurück und schossen sich frei. Wir unterstützten sie dabei so gut es ging. Die Artillerie mußten wir ja auch noch mitnehmen. Die mußten erst ihre Geschütze aufprotzen und die Zugmaschinen anhängen. Wenn wir dann den nötigen Abstand hatten, nahmen die Panzer volle Fahrt auf. Wir gingen meist bis zum nächsten Dorf zurück und bereiteten uns dort auf den nächsten Angriff der Russen vor."

Der Kampf zwischen Wolga und Don endete für die 17. PD in den ersten Tagen des Februar 1943. Zur gleichen Zeit kapitulierten in Stalingrad die Reste der 6. Armee. Durch das Aufhalten des russischen Vorstoßes auf Rostow war es den deutschen Verbänden aus dem Kaukasus gelungen, einer drohenden Abschnürung zu entgehen. Der schwer angeschlagene Südflügel der deutschen Ostfront war jedoch noch lange nicht stabilisiert.

Die 17. Panzerdivision wurde am 2. Februar 1943 zuerst in den Raum nordwestlich Rostow verlegt. Das Panzerregiment hatte

am 3. Februar 1943 noch 7 einsatzfähige Panzer III L. Am 5. Februar 1943 ging die Verlegung bei starken Schneeverwehungen über Stalino - Gorlowka weiter in den Raum nördlich davon. Dort wurde die Division der 1. Panzerarmee unterstellt. Das Panzerpionierbataillon 27 traf am 6. Februar 1943 in Saizewo ein. Im neuen Versammlungsraum wurde die stark dezimierte Division notdürftig aufgefüllt.

Durch Zuführung einer Genesendeneinheit und durch Rückkehr angehaltener und in Alarmeinheiten bisher zusammengefaßter Urlauber zur Division konnten 3 Panzergrenadierbataillone wieder auf „durchschnittlich stark" aufgefüllt werden. Ein Panzergrenadierbataillon verblieb weiterhin schwach. Das Panzerpionierbataillon und das Kradschützenbataillon wurden ab diesem Zeitpunkt ebenfalls wieder als „durchschnittlich stark" bezeichnet. Insgesamt betrug die infanteristische Kampfkraft der 17. Panzerdivision nun etwas mehr als 2.000 Mann. Allerdings verfügte die Division nur noch über 8 leichte und 4 schwere Feldhaubitzen, die in 3 Batterien zusammengefaßt waren. Die Zahl der einsatzbereiten Panzer hatte sich weiter auf 6 verringert. Schwere Pak standen nach wie vor nicht zur Verfügung.

Schon vor dieser kleinen Auffüllung mit Personal und die dadurch bedingte Neuformierung hatte es auch für Franz Schmid eine personelle Veränderung gegeben.

„Für unsere 2. / PzPiBtl 27 kamen Zwanzig Mann Nachersatz an, fast alles „Alte", die schon einmal bei der Kompanie waren. 120 Mann hätten wir gebrauchen können. Die Kompanie wurde neu formiert. Die Züge wurden neu eingeteilt.

Zuvor hatte ich als jüngster Unteroffizier den III. Zug übernehmen müssen. Der inzwischen zum Oberleutnant beförderte Kompaniechef Waldner hatte mich beauftragt, den anderen Unteroffizier, der den Zug seit dem Tode von Feldwebel Jakubowski geführt hatte, abzulösen.

Früher hatte jedes Bataillon eine eigene Brückenkolonne gehabt, diese waren jedoch vor einiger Zeit aufgelöst und im rückwärtigen Raum neu organisiert und zusammengefaßt worden. Man holte sie nunmehr nach vorne wenn man sie benötigte, sie waren nicht mehr Bestandteil des Bataillons. Dadurch war auch einiges Personal frei geworden, und ein Unteroffizier aus der alten Brückenkolonne hatte Ende Dezember 1942 den III. Zug unserer Kompanie übernehmen müssen. Er schien damit jedoch nicht zurecht zu kommen. Er war wohl schon vier Jahre lang Unteroffizier und immer hinten bei der Brückenkolonne gewesen. Vom eigentlichen Kampfeinsatz oder von Truppenführung hatte er keine Ahnung, oder wollte gar keine haben. Er begriff auch nicht, warum er abgelöst wurde. Ich übergab ihm eine Gruppe im III. Zug, den ich ab diesen Zeitpunkt nunmehr selbst zu führen hatte. Nach ungefähr vier Wochen wurde der Unteroffizier verwundet und kam später nicht wieder zu uns zurück."

Erste Einsätze als Zugführer

„Für Ende Januar 1943 erinnere ich mich an eine wunderschöne Vollmondnacht in Rußland. Der Mond stand riesengroß am Himmel, und es war bei 40 bis 60 cm hohem Schnee fast taghell. Wir hatten den Auftrag, hinhaltenden Widerstand zu leisten.

Bei Nacht quartierten wir uns in einem Dorf oder in einer Kolchose ein. Die Fahrer waren ebenfalls im Dorf, blieben aber bei ihren Fahrzeugen. Die Gruppen hatten den Auftrag, die Sicherung zu übernehmen, und gruben sich im Halbkreis um das Dorf ein. Eine Gruppe meines Zuges sollte einen Strohhaufen besetzen, welcher ungefähr 2 km vom Dorf entfernt war. Es war die 7. Gruppe von ROB Unteroffizier Klinghardt.

Bis nach Mitternacht verlief alles ganz ruhig. Auf einmal fiel Unteroffizier Klinghardt auf, daß sich zwischen ihm und dem Dorf Gestalten herumtrieben. Per Feldtelefon erkundigte er sich beim Kompaniechef, ob eine Gruppe von Soldaten von uns zu ihm unterwegs sei. Falls dies nicht der Fall wäre, müßten wir auf der Hut sein, da es sich dann um einen feindlichen Spähtrupp handeln könne.

Der Kompanieführer, Oberleutnant Waldner, ließ mich durch einen Melder zu sich rufen und gab mir den Auftrag, mit einem Lkw und einer aufgesessenen Gruppe eine Erkundungsfahrt zu machen. Ich alarmierte sofort die 8. Gruppe und den Fahrer des Lkw. Das Verdeck wurde aufgerollt, so daß die Gruppe freie Sicht hatte. Mit aufgebautem MG und den nach allen Seiten sichernden Männern fuhren wir aus dem Dorf hinaus und dem Strohhaufen entgegen. Wir folgten dabei der alten Spur, die wir bei unserer ersten Fahrt an diesem Abend hinterlassen hatten - und dies war leider ein Fehler.

Ich saß vorne neben dem Fahrer im Führerhaus und hatte

meine MPi zwischen den Beinen liegen, um sofort schußbereit zu sein. Ungefähr auf halber Höhe zwischen dem Dorf und dem Strohhaufen gab es plötzlich einen Knall und einen hellen Feuerschein vor unseren Augen. Der Wagen kippte halb um. Wir wußten zunächst gar nicht, was passiert war, so benommen waren wir von der Detonation. Ich glaubte zuerst meine MPi sei losgegangen, und der Feuerschein vor meinen Augen wäre durch sie entstanden. Jetzt überwand auch mein Fahrer seinen Schrecken und rief: „Steigt´s aus! Ich kann nicht, weil mir ein Russe die Tür zuhält." Mit Gewalt drückte ich meine Türe auf und ließ mich sofort aus dem Wagen fallen. Stehen konnte ich in den ersten Minuten gar nicht, so waren meine Beine durch die Explosion geprellt worden.
Die Gruppe war inzwischen abgesessen und in Stellung gegangen. Sie eröffnete das Feuer auf die erkannten Ziele. Aber Gott sei Dank waren die schwarzen Schemen, die wir bis in 60 m Entfernung draußen im Schnee ausmachten, keine Russen mehr, sondern die abgesprengten Räder und Schutzbleche unseres Lkw. Dieser hatte nur noch Schrottwert.
Ein Gutes hatten die Borgwad-Lkw, der Boden im Führerhaus hatte ein 8-mm starkes Stahlblech. Dieses Blech war durch die Explosion nach oben gebogen worden, wodurch meine Beine nur geprellt worden waren. Hätte der Wagen, wie andere Typen, einen Holzboden gehabt, so hätte es für meine Beine böse ausgesehen.
Da der Lkw nun zerstört war, gingen wir zu Fuß weiter bis zum Strohhaufen, an dem die andere Gruppe in Stellung gegangen war. Von dort verständigte ich den Kompaniechef durch das Telefon über unsere Lage. Ich berichtete ihm, daß die Gestalten, welche sich zwischen dem Dorf und dem Strohhaufen herumgetrieben hatten, Russen gewesen waren, und daß diese unser Fahrzeug durch eine Mine zerstört

hatten. Später wäre uns beinahe noch eine zweite Mine zum Verhängnis geworden.
Wir rückten danach wieder in unsere Quartiere, und wer noch schlafen konnte, legte sich nieder. Ich selbst mußte am folgenden Tag zum Arzt, da ich fast nicht mehr laufen konnte. Der Arzt bandagierte mir beide Füße so gut es ging und schickte mich wieder zur Kompanie zurück mit den Worten: „Ich kann Sie nicht krankschreiben, denn Ihr Kompaniechef braucht Sie - er hat ja nur noch Sie als Zugführer." Chef und Arzt hatten schon telefoniert, als ich mich zurückmeldete. Ersterer befahl mir, mich sogleich fertig zu machen, mit ihm zusammen zur Gruppe hinaus zu fahren und nach dem Rechten zu sehen.
Er setzte sich als Fahrer aufs Motorrad, und ich mit meinen lahmen Beinen setzte mich in den Beiwagen hinter das MG. Dann fuhren wir los, wiederum der alten Spur folgend. Bis zum gesprengten Lkw hatten wir keine Angst nochmals auf eine Mine zu fahren, aber auf dem restlichen Weg war es kritischer. Wir fuhren mit dem Krad so langsam wie möglich, denn wir mußten ja die Fahrspur beobachten. Er beobachte die linke Spur, ich die rechte. Circa 50 m nach dem Lkw bemerkte ich in meiner Fahrspur einen Schneehügel. Ich wußte, was das zu bedeuten hatte. Sofort griff ich zur Lenkstange und drückte sie nach links weg. Mein Chef wollte mich zuerst anschreien, weil ich das getan hatte, aber als ich ihm die Spur zeigte, war er sofort still. Buchstäblich keine Handbreit befand sich zwischen dem Rad des Beiwagens und unserem Tod. Wir schauten einander an, stiegen vom Motorrad und rauchten die erste Zigarette auf unser neu geschenktes Leben. Dann bauten wir die Mine aus und entschärften sie, damit sie keinen Schaden mehr anrichten konnte.
Das Krad ließen wir nun stehen und gingen die restlichen paar hundert Meter zu Fuß weiter bis zur Gruppe, um even-

tuell andere noch verlegte Minen aus dem Weg räumen zu können.
Am Vormittag hatte die Gruppe, welche zur Sicherung am Strohhaufen war, einen russischen Feldscher gefangen. Er hatte sich alleine im Niemandsland herumgetrieben und sich nach eigener Aussage „verlaufen". Außer einer Tasche mit etwas Verbandszeug hatte er nichts bei sich. Der Kompaniechef verhörte ihn, aber da beide der Sprache des anderen nicht mächtig waren, kam nichts Gescheites dabei heraus. Wir beratschlagten, was mit ihm zu tun sei, und kamen zum Entschluß, ihn wieder laufen zu lassen. Er wollte es gar nicht glauben und weigerte sich anfangs zu gehen. Ich denke, er hatte Angst wir würden ihn erschießen, sobald er sich ein Stück von uns entfernt haben würde. Alle paar Meter sah er sich zu uns um. Als er sich außer Schußweite glaubte, drehte er sich noch einmal um und winkte uns zu. Wir freuten uns, noch am Leben zu sein, und er sollte sich auch freuen."

Nur Tage nach der Neuformierung und personellen Auffüllung kam es zu einem Gefecht, in dessen Verlauf der III. Zug der 2. / PzPiBtl 27 zum ersten Mal unter Führung von Unteroffizier Schmid einen Toten zu beklagen hatte.

Am Morgen des 8. Februar 1943 sollte ein drohender russischer Durchbruch in den Raum westlich Kaganowitscha durch einen eigenen Angriff aus der Linie Tripolje - Nyrkowo auf das ostwärtige Kamyschewacha verhindert werden.

„Am 8. Februar 1943 bekam ich den Auftrag, mit meinem Zug eine Höhe nahe der Ortschaft Tripolje aufzuklären und, wenn Feindberührung, zu besetzen und auch zu halten.
Am Vormittag machte ich mich mit meinem Zug fertig zum Einsatz. Dabei marschierten wir auf die Höhe, noch bis zu den Knien im Schnee watend. Als Zugführer ging ich voran, dann folgte in fünf Metern Abstand mein Melder Ernst Zahner. Danach marschierte wieder alle fünf Meter ein Soldat. Wir hatten die halbe Höhe noch nicht erreicht, als wir

von rechts aus der Ortschaft Pak-Feuer erhielten. Der erste Schuß dieser Pak galt meinem Melder. Er bekam einen Volltreffer, so daß wir von ihm nicht mehr als ein paar Stücke seines Koppels und seiner Meldetasche fanden. Da gab es nichts mehr zu beerdigen. Trotz des Feuers schwärmten wir nun aus und gingen sprungweise gegen die Höhe vor, die aber Gott sei Dank noch nicht vom Feind besetzt war.
Noch ein paar Worte zu Ernst Zahner. Er war mit mir zur Kompanie gekommen und beim Übergang über den Bug zum ersten Mal schwer verwundet worden. Ein Granatsplitter hatte ihm den Rücken aufgerissen, so daß wir das Herz und die Lunge flattern sahen. Wecker und ich hatten ihn verbunden und unser Sanitätsunteroffizier ihm einen Druckverband angelegt. Nach ungefähr einem Jahr war er bis zu seiner zweiten Verwundung am Oberarm wieder an der Front. Als er das dritte Mal zur Kompanie kam, nahm ich ihn als Melder zu mir, weil wir glaubten, daß er es bei mir etwas leichter hätte. Was er nicht mehr laufen konnte, mußte dann eben ein anderer machen. Er war ein echter Münchner und von Beruf Kesselschmied, nun war er leider tot.
Nach dem Erreichen der Höhe zogen wir uns etwas an den Hinterhang zurück, um von der Pak nicht mehr eingesehen werden zu können. Dann ließ ich meine Gruppenführer zu mir kommen, um zu klären was wir als nächstes unternehmen sollten. Da die Höhe feindfrei war und der Russe etwas weiter rechts von uns lag, hatten wir uns entschlossen, ihn von hinten anzugreifen und seine Pak unschädlich zu machen. Am Hinterhang verschoben wir uns dann etwa einen Kilometer nach rechts, bis auf Höhe des kleinen Dorfes, in dem sich der Russe mit seiner Pak festgesetzt hatte. Er glaubte scheinbar nicht mehr daran, daß noch Deutsche hinter ihm auftauchen könnten, denn er hatte keine Sicherungen ausgelegt. Auf mein Kommando, „Fertig zum

Angriff, auf, marsch, marsch!", gingen wir gegen die russische Pak-Stellung vor, die ja von hinten nicht schwer auszumachen war. Zwei meiner Maschinengewehre gaben uns Feuerschutz und deckten unseren Angriff, und verhinderten vor allem, daß die Pak-Besatzung ans Geschütz kam und dieses in unsere Richtung drehen konnte.
Der Russe wurde völlig überrascht, der Kampf war kurz, aber für den Feind nicht gerade schmerzlos. Wer nicht mehr fliehen konnte, blieb liegen, wie vorher mein Melder, auf dem „Felde der Ehre". Das Pak-Geschütz wurde mit Handgranaten unschädlich gemacht, so daß der Verschluß nicht mehr gängig und die Zieleinrichtung nicht mehr zu gebrauchen waren. Danach untersuchten wir erst einmal die Scheunen nach weiteren Russen. Aber wir fanden nur drei Fahrzeuge. Es handelte sich um drei amerikanische Lastkraftwagen vom Typ „Studebaker". Sie besaßen alle drei Achsen und hatten Allradantrieb. Da gab es kein Gelände, durch das man nicht hindurch kam. Eines der drei Fahrzeuge war sofort fahrbereit, an einem fehlten lediglich die Schlüssel, und nur das dritte Fahrzeug benötigte den Instandsetzungstrupp. Am letzten Lkw hatte anscheinend noch der Fahrer herumgefummelt, aber auch dieses brachte man später zum Laufen. Den noch fahrbereiten Lkw nahm ich sofort mit. Ich ließ meinen Zug aufsitzen und ab ging die Post zurück zur Kompanie. Es gab ein großes Hallo, als wir mit dem Beutefahrzeug zurückkamen, denn ein solches hatten wir im ganzen Bataillon nicht.
Ich stellte natürlich den Anspruch auf das Fahrzeug und wollte es bei meinem Zug behalten, so wie auch alle anderen Fahrzeuge bei der Kompanie bleiben sollten. Aber daraus wurde leider nichts. Mein Fahrzeug wurde gleich noch mal gebraucht, um die anderen abzuschleppen. Erst danach wurden sie beim Bataillon in die Werkstatt gebracht und dort repariert und fahrbereit gemacht. Anschließend wurden sie

wieder verteilt. Die 2. Kompanie erhielt ihres zurück. Jede Kompanie bekam so ein geländegängiges Fahrzeug. Der Dank des Bataillonskommandeurs war kurz und bündig: „Schmid, das haben Sie gut gemacht." Dann meinte er noch: "Mal so nebenbei: Wollen Sie nicht Spieß werden? Mein Hauptfeldwebel vom Bataillon ist wegen Gelbsucht ins Lazarett gekommen, und ich bräuchte einen Nachfolger." Ich antwortete: „Herr Major, freiwillig nicht. Ich bleibe bei meinem Zug." Er entgegnete darauf: „Na ja, wie Sie meinen. Sie kämen halt als erster in Frage, da Sie noch einer der ältesten Zugführer beim Bataillon sind."
Mit seiner Formulierung meinte der Kommandeur sicher, daß ich als Zugführer einer der Soldaten war, die am längsten zum Bataillon zugehörig waren, denn Zugführer selbst war ich ja erst vor wenigen Tagen geworden."

Angehörige der 2. / PzPiBtl 27, rechts Gefreiter Ernst Zahner, dessen Leben durch einen Pak-Volltreffer beendet wurde.

Das örtliche Angriffsunternehmen vom 8. Februar 1943 auf Tripolje wurde am folgenden Tag mit einem Angriff auf die nachfolgende Ortschaft Wiktorowka fortgesetzt, welcher die 2. Kompanie erneut zwei Tote kostete. Eine komplette Einnahme des Ortes gelang an diesem Tag nicht.

Am 11. Februar 1943 traf ein Befehl ein, der die 17. Panzerdivision aus dem Abschnitt Wiktorowka herauszog. Die Division wechselte mit der 19. PD und bezog eine Verteidigungsstellung von Nyrkowo bis Belogorowka. Nur zwei Tage später sollte die Division diesen Abschnitt wieder verlassen und im Raum Karpowka - Artemosk sammeln. Am 14. Februar 1943 erhielt sie einen neuen Befehl.

Starke russische Kavallerieverbände waren durch die Front durchgebrochen. Das VIII. russische Kavalleriekorps war daraufhin im Raum Woroschilowsk - Debalzewo eingeschlossen worden. Zu dessen Vernichtung sollte die 17. Panzerdivision nun eingesetzt werden. Sie sollte unverzüglich über Gorlowka - Ordshonikidse auf Debalzewo antreten. Noch am Abend des 14. Februar 1943 gingen die Verbände der 17. PD in Stellung. Während andere deutsche Einheiten von Westen nach Osten angriffen, sollte die Division hauptsächlich einen erneuten Durchbruch und damit ein Ausweichen der russischen Kavallerie nach Osten verhindern. Das Panzerpionierbataillon 27 richtete sich im Raum Tschernuchino ein.

„Am Abend bezogen wir in einem kleinen Dorf mit einem großen Gänseweiher Quartier. Hinter dem Weiher stand ein kleines Haus, das meinem Zugtrupp und mir als Übernachtungsmöglichkeit diente. Beim Sonnenuntergang wurden Wachen mit Maschinengewehren ausgestellt. Wir wußten ja nicht, aus welcher Richtung der Feind kommen würde.

Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang war es dann soweit. Mich hielt es auf einmal nicht mehr in der Bude. Es trieb mich hinaus zum Wasserlassen, und dabei wollte ich ein wenig Umschau halten. Da sah ich sie schon aus der

Richtung des Weihers kommen. Im Nebel konnte ich nur das Gewimmel von Pferdeleibern und die Köpfe der Reiter erkennen. Meine MG-Schützen standen am Gewehr und gaben keinen Schuß ab, weil sie aus der gleichen Richtung kamen, aus der am Vortag auch wir gekommen waren. Ich schrie ihnen zu: „Schießt!" Ich rannte gleich in Pantoffeln und im Pullover los, legte mich hinter das MG und ballerte los, was das Rohr hielt. Jetzt war gut, daß das MG hinter dem Weiher stand, sonst hätten sie uns niedergeritten. Durch mein Geschrei und meine Schießerei wurde auch der Rest der Kompanie alarmiert, die ebenfalls in den Kampf eingriffen, so daß die Reiter in eine andere Richtung abdrehten.

Die Russen hatten acht Tote zu beklagen. Ihre Verwundeten nahmen sie zu sich auf die Pferde und transportierten sie sogleich ab. Die Pferde der Gefallenen blieben stehen, so daß wir sie einfangen konnten. Ich selbst fing mir einen schönen großen Rappen ein. Nach dem Sattel und dem Säbel zu urteilen, mußte es ein Offizierspferd gewesen sein. Den Säbel behielt ich für mich.

Vom Kompaniechef erhielt ich nun den Auftrag, mit einer Gruppe meines Zuges einen Spähtrupp durchzuführen und aufzuklären, wo der Russe geblieben war. Mit den gerade eben erbeuteten Pferden ritten wir jetzt also einen Spähtrupp. Das war mein erster und gleichzeitig letzter berittener Spähtrupp während des Rußlandfeldzuges.

Es war nicht schwer, den Russen zu folgen, denn die Fährte, die sie hinterlassen hatten, war nicht zu übersehen. Wir verfolgten sie bis zu einem Dorf, in welchem sie sich festgesetzt hatten. Es entstand eine Schießerei mit den Wachposten. Wir kehrten daraufhin zur Kompanie zurück. Der Auftrag des Spähtrupps war erfüllt, nachdem wir wußten, wo sich der Feind aufhielt.

Nach der Mittagsverpflegung bekam ich den Befehl, den Feind anzugreifen und ihn zu vernichten oder gefangen zu

nehmen. Es sei noch nebenbei erwähnt, daß mein Zug zur damaligen Zeit nicht stärker als 18 Mann war und der Russe noch eine Stärke von mindestens 300 Mann hatte. Es wurde vereinbart, daß ich von der Artillerie 15 Schuß Unterstützung bekommen sollte, sobald mein Zug in Bereitstellung lag und ich eine weiße Leuchtkugel schoß. Mehr konnten sie mir nicht genehmigen, so arm war Deutschland damals schon.
Mit der ersten Salve der Artillerie hämmerten auch unsere MG´s los. Auf ging es, etwa 200 m über freies Feld, und schon waren wir im Dorf. Jetzt ging der Häuserkampf los. Von Haus zu Haus kämpften wir uns vor. Mit Handgranaten und Panzerfäusten wurden die Widerstandsnester gebrochen.
Während des Häuserkampfes hatte ich ein kleines Zwischenspiel mit einem russischen Reiteroffizier. Ich wollte an einem Haus vorbei, schaute aber erst einmal vorsichtig um die Ecke. Da sah ich an der anderen Ecke des Hauses einen russischen Soldaten mit einer MPi hervorschauen. Ich zog mich schnellstens zurück, um nicht getroffen zu werden, denn der Russe war ja mit seiner MPi schon im Anschlag auf mich.
Nach kurzer Überlegung wollte ich den Russen von hinten angreifen und schlich mich an die andere Hausecke. Wer war schon da? Der Russe! Er hatte das gleiche vor wie ich. So ging das Spiel drei bis vier Mal hin und her - ohne Erfolg von mir oder vom Russen.
Jetzt überlegte ich, wie ich das Katz-und-Maus-Spiel beenden könnte. Anstatt wieder an die andere Ecke zurück zu springen, sprang ich geradeaus in den Hof und wartete dort mit angeschlagener MPi, bis der Russe wieder zurückkommen würde. Als er mich an der anderen Ecke nicht sah, kam er wieder zurück an die Ecke, wo ich schon auf ihn wartete. Sein Nachteil war, daß er hinter einer Bretterwand hin und her sauste, die schon bis auf seine Kniehöhe verfault

war. So sah ich ihn schon frühzeitig kommen und schoß ihm in die Beine. Mit einem Beindurchschuß hatte ich ihn kampfunfähig gemacht.
Als ich dann mit vorgehaltener MPi auf ihn zuging, hob er die Hände in die Höhe und bat mich: „Nix kaputt, Pan, nix bumm-bumm!“ Ich beruhigte ihn, nahm ihm erst einmal die MPi ab und bot ihm eine Zigarette an, die er mit „Spasibo, Pan.“ (Danke, Herr) gerne annahm. Dann brachte ich ihn zu den anderen Gefangenen.
Wir merkten bald, daß Kavallerie keine Infanterie war. Bis wir das halbe Dorf eingenommen hatten, war kein Russe mehr zu sehen. Sie schwangen sich auf ihre Pferde, und ab ging die wilde Reiterei. Nun durchsuchten wir die Häuser, Scheunen und Strohhaufen nach versteckten Russen. Wir fanden noch etwa zehn Verwundete, die von unseren Sanitätern so gut es ging versorgt und dann der Bevölkerung überlassen wurden.
Als wir mit unserem Häuserdurchsuchen am letzten Hause angekommen waren, sah ich auf dem Strohdach eines Hauses einige Spatzen sitzen. Ich legte meine MPi an und schoß einen davon herunter. Als wir so lachend beisammen standen, klopfte mir von hinten jemand auf die Schulter und sagte: „Schmid, der kommt aber nicht im Wehrmachtsbericht.“ Es war der Kompaniechef, welcher ohne unser Wissen mit einem Beiwagenkrad gerade nachgekommen war und ein weiteres MG zur Unterstützung mitgebracht hatte, welches aber nicht mehr zum Einsatz kam.
Wir blieben nach dem Einsatz im Dorf und warteten auf unsere Fahrzeuge, die der Kompaniechef nachholte. Anschließend saßen wir auf, und weiter ging die Verfolgung. Die Division wurde verständigt, in welche Richtung sich der Feind abgesetzt hatte, und andere Einheiten sperrten ihm den Weg ab. Am nächsten Tag war es dann soweit, daß wir ihn weiträumig umzingelt hatten.“

Der Einsatz gegen die durchgebrochenen Kavallerieeinheiten dauerte noch bis zum 20. Februar 1943. Besonders um Tschernuchino wurde im tagelangen Häuserkampf erbittert gerungen. Während große Teile des Panzerpionierbataillons 27 dabei zum Einsatz kamen, und es in seinen Reihen auch Verluste gab, nahm Franz Schmid mit seinem Zug daran nicht teil.
In den folgenden Wochen kam die 17. Panzerdivision bei sich abwechselnden Angriffs- und Abwehrkämpfen im Großraum Isjum am Donez zum Einsatz. Das Panzerpionierbataillon 27 verlebte in dieser Zeit einen eher ruhigen Einsatz, was zumindest die Verluste betraf. In den Monaten März und April 1943 hatte das Bataillon nur je einen Toten zu beklagen. Meist wurden die Pioniere zum Stellungsbau eingesetzt, mußten jedoch auch erneut hin und wieder infanteristische Aufgaben übernehmen und zugewiesene Frontabschnitte sichern.
„Ein paar Tage hatten wir Zeit unsere eigenen Stellungen auszubauen. Wir verlegten Teller- und Schützenminen. Jeder Zug unserer Kompanie hatte ein Dorf zu verteidigen. Ich brachte meine MG´s in Stellung. Eines davon am ersten Haus einer Straße die feindwärts führte. In der Nacht zwischen 0.00 und 2.00 Uhr machte ich mit meinem Melder immer eine Runde und ging die ganzen Stellungen ab. Dabei beobachtete ich auch das Vorfeld und achtete auf die Geräusche auf der Feindseite. Oft konnte man schon im Voraus ahnen, was der Feind am nächsten Tag vorhatte. Fahrzeug- und Panzergeräusche konnte man bei Nacht weit genug hören.
Mein Melder und ich gingen gerade auf das MG an der Straßenseite zu, als ein Gepolter und Geschrei losging. Schon kam ein russischer Spähtrupp in Stärke von sechs Mann auf mich und meinen Melder zugerannt. Wir hatten unsere MPi´s auf der Schulter und kamen momentan gar nicht zum Schuß. Auch die Russen waren so überrascht, daß sie keinen Schuß herausbrachten. Ein Russe aber legte mit

der Pistole auf mich an. Ich schlug sie ihm sofort aus der Hand. Am nächsten Morgen fanden wir die Pistole im Schnee. Zu meinem Glück hatte der Russe Ladehemmung gehabt. Eine Patronenhülse hatte sich im Schlitten der Pistole verklemmt.
Durch den Lärm wurde es nun überall lebendig. Leuchtkugeln stiegen hoch und unsere MG´s hämmerten los. Die russischen Spähtrupps mußten jetzt wieder zurück, und suchten sich dazu die tiefste Stelle aus. Diese war aber ein paar Tage zuvor von uns mit Schützenminen gesichert worden. Etliche Male hörten wir Detonationen und Schreie. Folglich mußten sie unsere Minen gefunden haben. An dieser Stelle kamen sie später auch nicht wieder. Wie der Spähtrupp unbemerkt an meiner MG-Stellung vorbei ins Dorf kommen konnte, daß weiß ich heute noch nicht. Meine MG-Bedienung hatte felsenfest behauptet, daß sie nicht geschlafen habe. Sie hatte aber auch keinen Schuß abgegeben.
An dieser Stelle möchte ich noch ein weiteres Erlebnis aus dem beginnenden Frühjahr des Jahres 1943 einfügen. Der Winter war im Begriff sein Gastspiel zu beenden. Man merkte auch bereits die ersten Frühlingsanzeichen, jedoch noch war keiner von beiden bereit, dem anderen Platz zu machen. Auf den Höhen war der Schnee schon geschmolzen, aber in den Tälern und Wäldern konnte man noch bis zum Bauch im schweren Matsch versinken.
Eine größere Angriffsoperation war von uns an diesem Tag nicht geplant. Wir sollten jedoch ein wenig das Gelände erkunden. Als wir vor fuhren, wurden wir von einer Höhe aus beschossen. Somit hieß es absitzen. Und schon hielt der Krieg wieder einmal einen Kampfauftrag für uns bereit: Wir sollten die Höhe angreifen und besetzen, und anschließend dem Feinde nachsetzen.
Der Angriff erfolgte, wie es so üblich war, nicht aus einer

Sturmausgangsstellung und im Morgengrauen, sondern weil wir von der Höhe aus mit Panzer- und MG-Feuer beschossen wurden, aus der Fahrt heraus. Unsere Fahrzeuge fuhren so gut es eben ging in Deckung, während wir Pioniere absprangen und uns gleich zum Angriff formierten.
Den Hang hinauf ging es ganz gut, da waren wir im toten Winkel. Die MG´s konnten uns nicht viel anhaben. Aber oben auf der Höhe angekommen, gab es einen Kampf mit den russischen Panzern und Infanteristen, die sich dort eingegraben hatten. Wir mußten sie wahrlich in ihren Löchern erschlagen, oder sie mit Handgranaten ausheben. Die russischen Panzer waren schon ausgewichen und unterstützten die Verteidigung ihrer Infanterie durch Beschuß aus 300 bis 400 m Entfernung. Wir konnten zur eigenen Deckung nur die russischen Schützenlöcher nutzen.
Mein Melder und ich, wir sprangen in ein Schützenloch in dem zwei tote Russen und eine Panzerbüchse samt Munition lagen. Unter uns in einer Mulde gab es einen Strohhaufen, neben dem ein russisches MG in Stellung gegangen war, und uns das Leben ziemlich schwer machte. Die alten schweren russischen Maxim-MG´s waren auf einen Zweiradkarren montiert. Dazu hatten sie ein Schutzschild, hinter dem die Schützen gut gedeckt waren. Ein Gewehrgeschoß konnte das Schild nicht durchschlagen.
Jetzt kam mir die russische Panzerbüchse sehr gelegen. Ich brachte sie auf dem Rande meines Deckungsloches in Stellung und beschoß damit das feindliche MG. Die Wirkung der Panzerbüchse zeigte sich schon nach dem zweiten Schuß. Das MG-Feuer verstummte und die Russen verschwanden samt MG hinter dem Strohhaufen. Jetzt blieb mir nichts anderes übrig, als mit meiner Panzerbüchse den Strohhaufen in Brand zu schießen, was ja mit der Leuchtspur ohne weiteres möglich war. Der Strohhaufen fing an zu brennen, zuerst langsam, dann lichterloh. Das MG kam

wieder zum Vorschein und wollte, von seiner Bedienung gezogen, nach rechts abhauen. Nach ca. 50 Metern wollten sie noch einmal in Stellung gehen und den Feuerkampf gegen uns aufnehmen. Doch dazu kamen sie nicht mehr. Mit meiner Panzerbüchse beschoß ich sie so lange, bis sie endgültig abhauen mußten. Einer blieb am MG liegen, ein anderer versuchte mit seinen verwundeten Kameraden zu fliehen.
Jetzt war es aber Zeit, daß auch wir den Kopf in Deckung nahmen, denn ein russischer Scharfschütze hatte uns ausgemacht. Sobald unser Stahlhelm über die Deckung reichte, nahm er uns unter Feuer. Ich meinte zu meinem Melder Kamleitner: „Jetzt machen wir ein paar Minuten Pause, bis sich der Scharfschütze beruhigt hat.“ Wir versuchten es immer wieder mal mit einem alten Soldatentrick. Wir setzten einen Stahlhelm auf ein Gewehr und hoben ihn langsam über den Grabenrand. Drehte sich der Stahlhelm, oder flog er gar davon, so wußten wir, daß uns der feindliche Scharfschütze noch beobachtete.
In der Zwischenzeit brannte der Strohhaufen lichterloh. Ein russischer Panzer, der dahinter in Deckung stand, suchte das Weite. Wahrscheinlich war es ihm zu warm geworden. Auch unser Scharfschütze ging vermutlich mit dem Panzer stiften. Wir konnten unseren Kopf wieder aus der Deckung nehmen. Ich nahm sogleich den Kampfwagen unter Feuer. Sobald er anhielt, um uns unter Feuer zu nehmen, beschoß ich seine Breitseite. Das muß ihm gar nicht gefallen haben, denn er wich auf einmal aus, ohne noch einmal den Feuerkampf gegen uns zu führen. Wie weit er gekommen ist, bis er von unseren Panzern oder der Pak abgeschossen wurde, weiß ich nicht.
Meine eigene Erkenntnis war, daß die russischen Panzerbüchsen nicht zu verachten waren. Sie waren erstens schwerer und länger als unsere, und zweitens verschossen sie

auch die doppelte Ladung. Die Panzerbüchse war von nun an mein ständiger Begleiter, was auch von meinem Kompaniechef grinsend genehmigt wurde. Die russische Panzerbüchse hatte einen ganz schönen Schlag drauf, dagegen war unsere spätere Panzerfaust ein Kinderspielzeug.
Erst hinterher kam mir in den Sinn, wie leichtfertig wir uns eventuell in dem Loch verhalten hatten, in dem die beiden toten Russen gelegen hatten. Im Nachhinein fiel mir auf, daß ich an ihnen überhaupt keine Blutspuren entdeckt hatte. Waren sie überhaupt tot gewesen, oder hatten sie sich nur tot gestellt? Aber während wir uns im Loch befanden und am Kampf teilnahmen trampelten wir auf ihnen herum, sie hatten sich dabei zumindest nicht gerührt.
Nach Aussagen Gefangener war die russische Einheit, die wir bekämpft hatten, ein kampfstarker Spähtrupp, der den Auftrag hatte, in unser Hinterland zu gelangen und dort Unruhe zu stiften.
Während dieses Angriffes gab es auch noch ein Zwischenspiel. Unser Hilfskoch, der Katzmeier Franz aus Bad Aibling, von Beruf Metzger, wollte auch einmal an einem Angriff teilnehmen. Wahrscheinlich wegen des ihm noch fehlenden EK II, das er ja beim Kartoffelschälen nicht bekommen konnte. Der Franz machte den Angriff bis zu dem Zeitpunkt mit, bei dem wir von dem MG und dem Panzer beschossen wurden. Dabei wurden ihm beide Oberschenkel durchschossen, und er konnte gerade noch in ein Deckungsloch kriechen. Dort war er fürs erste sicher. Ein Kamerad hat ihn dann dort, so gut es ging, verbunden. Zurückbringen konnte er ihn aber nicht, denn er war selbst verwundet und das Feindfeuer war viel zu stark.
Der Franz schrie dauernd aus seinem Loch heraus: „Helft mir doch! Ich verblute und kann nicht mehr laufen!“ Ich schickte zwei Mal je zwei Mann los, die sich freiwillig gemeldet hatten, um ihn zurückzubringen. Aber jedes Mal

wurden die Retter verwundet. Er schrie immer wieder: „Franz, hilf mir doch, ich verblute!“ Ich gab meinem Melder die Maschinenpistole und sprang selbst aus meinem und zu ihm ins Deckungsloch. Dort nahm ich ihn auf die Schulter und ging mit ihm unter dem feindlichen MG-Feuer zurück. Obwohl die Russen schossen, daß es nur so zwitscherte, kamen wir unverletzt am Hinterhang an. Dort warteten auch noch andere Kameraden auf den Abtransport. Nun noch ein Händedruck von Kamerad zu Kamerad, dann mußte ich zu meinem Zug zurück.
Den Katzmeier Franz habe ich nach dem Kriege ein paar Mal besucht, dabei stellte er mich seiner Frau und seinen Kindern jedes Mal als seinen Lebensretter vor. Dann konnte ich ihm, dem Metzgermeister, nur antworten: „Wenn Du damals schon so vollgefressen gewesen wärest wie jetzt, dann hätte ich Dich nicht mehr tragen können.“ Es war jedes Mal ein schönes Treffen mit Weißwürsten und Bier, und mit vielen schönen Erinnerungen. Wir beide waren in Ingolstadt zum gleichen Bataillon gekommen, er zur ersten und ich zur zweiten Kompanie. Dann fiel im Vormarsch unsere Feldküche durch einen Volltreffer aus. Dabei mußte auch ein Koch dran glauben, und somit war von da an der Katzmeier bis zu seiner Verwundung bei der 2. Kompanie als Hilfskoch eingesetzt.“

Ein deutscher Soldat lädt eine deutsche Panzerbüchse.

Franz Schmid mit seinem Zug
beim Stellungsbau im Frühjahr 1943.

Franz Schmid (links) mit einem
erbeuteten russischen Maxim-Maschinengewehr.

Ende März 1943 hatte Franz Schmid mal wieder Zeit und Gelegenheit seinem Freund Andreas Wecker zu schreiben:

25. März 1943
Hatten sehr viel zu tun mit Sicherung und Stellungsbau, und sind nicht viel zum Schlafen gekommen. Waren zuerst ganz am linken Flügel der Division. Jetzt sind wir ganz rechts und bauen dort Stellungen. Wir können nur nachts arbeiten. Die ganze Leitung des Stellungsbaues unterliegt meiner Kenntnis und meinem Können. Der Abschnitt, den ich ausbauen muß, ist 5 km lang. Da kannst Du Dir ja denken, daß es Arbeit genug gibt. Zu dieser Arbeit unterstehen mir außer meinem Zug noch ein Infanteriepionierzug und etwa 200 Zivilisten. Also kannst Du Dir denken, wie es da aufgeht.
Vor etwa vierzehn Tagen haben wir wieder Nachersatz erhalten, lauter Alte. Der Völker Hugl, der Huber, Auberger, Blum, Kost, Wagner, Schranzhofer, Frei, Lesmann, der Schneider und noch verschiedene andere. Außerdem sollen wir jetzt noch 100 Mann bekommen, auch alles Alte. Wir warten schon alle Tage auf sie. Sei ja nicht so dumm und melde Dich noch einmal freiwillig, so wie ich blöder Depp. Zur Zeit liegen wir so ungefähr 10 km südöstlich von Charkow am Donez. Ausfälle hatten wir die letzte Zeit keine mehr, außer dem Moser, Nickel und dem Zahner. Zum Feldwebel wurden befördert: der Unteroffizier Heunisch. Zum Unteroffizier: der Gefreite Huber und der Obergefreite Völker.

Osten, den 28. März 1943
Wie ich sehe, geht es Dir ganz gut, was ich auch von mir noch sagen kann. Ich war jetzt mit meinem Zug acht Tage zum Stellungsbau eingesetzt, und rücke morgen wieder ab zur Kompanie und zur Ausbildung. Wir lösen uns alle acht Tage ab, so kann man wenigstens mal wieder ausschlafen.
Gruß Franzl

Mitte Mai 1943 wurde die 17. Panzerdivision aus der HKL herausgelöst und hinter der Front in einen Ruheraum verlegt. Hier sollte die längst überfällige Auffrischung und Neuordnung der abgekämpften Verbände erfolgen.
Der Division wurden Personal, neue Panzer und Fahrzeuge aller Art zugeführt, um die ausgedünnte Sollstärke wieder zu erhöhen. Während der folgenden Wochen wurde Ausbildung betrieben, auch an neu an die Front gekommenen Waffen. Franz Schmid, dem inzwischen fronterfahrenen Zugführer der Pioniere, fiel dabei eine wichtige Rolle zu, wie er an seinen Freund Wecker schrieb.

21. Mai 1943
Ich war jetzt fünf Tage in Stalino auf einem Kurs. Und jetzt bin ich schon wieder vier Tage weg bei der Infanterie. Dort müssen wir die Leute in die Geheimnisse der Pioniere einweisen. Zur Zeit liegen wir in Ruhe und warten der Dinge ab, die noch kommen werden.
Entweder in einem Buch, oder am Grab des „Unbekannten Soldaten" auf einem deutschen Heldenfriedhof in den Vogesen, standen die Worte:
„Und das alles haben Menschen ertragen, sich mutig und tapfer geschlagen. Hüben und drüben, die Helden der Front. Und wir, wir können nur weinen und beten für sie, die da liegen, bleich, blutig, zertreten für uns."

„Die Leute in die Geheimnisse der Pioniere einweisen", mit diesen Worten umschreibt Franz Schmid in seinem Brief die angeordnete Ausbildung von Panzervernichtungstrupps. Bis auf das Panzerregiment, sollten innerhalb der Division alle Einheiten, auch die Trosse, eine bestimmte Anzahl an Personen für den Panzernahkampf ausbilden. Dies umfaßte in erster Linie den Umgang mit den bisherigen Mitteln, wie Hafthohlladungen und Blendkörpern, als auch eine Schulung an einer

neuen Waffe, speziell entwickelt für den Kampf infanteristischer Einheiten gegen gepanzerte Verbände, die in den kommenden Monaten an die Fronttruppe ausgegeben werden sollte.
Mit der Durchführung der Ausbildung wurde das Panzerpionierbataillon 27 beauftragt. Noch bevor die 17. PD aus der Front herausgelöst wurde, war Franz Schmid mit weiteren Kameraden zu einem Lehrgang entsandt worden. Anschliessend sollte er das Wissen im Umgang mit den neuen Waffen selbst vermitteln.

„Als Mitte 1943 die Panzerfaust und der Panzerschreck als neue Waffen in die Armee eingeführt wurden, mußten der Gefreite Richter und ich nach Stalino zurück zur Ausbildung.
Es kamen dort etwa 50 Mann zusammen, um an diesem Lehrgang teilzunehmen. Und alle waren wir besonders neugierig auf diese neuen und „kriegsentscheidenden" Geheimwaffen. Die Hafthohlladung kannten wir ja schon. Mit ihr konnten schon 10 - 12 cm Panzerung durchschlagen werden. Aber man mußte sie noch per Hand am Panzer anbringen.
Es hatte sich schon herumgesprochen, daß man mit der neuen Panzervernichtungswaffe auf 50 - 100 m einen Panzerwagen abschießen konnte. Im Unterrichtsraum waren die neuen Waffen zur Anschauung ausgelegt und wir konnten uns mit ihnen vertraut machen. Ein Offizier der Heereswaffenschule wies uns in die Handhabung und den Gebrauch der Waffe ein. Der Unterricht dauerte einen Tag, am zweiten und dritten Tag ging es dann ins Gelände zum Schießen.
Der Panzerschreck war damals gar nicht so ungefährlich, denn man mußte zum Schießen noch die Gasmaske und den Stahlhelm aufsetzen. Zusätzlich mußten noch Schutzhandschuhe getragen werden, um Verbrennungen durch Pulver-

rückstände zu vermeiden. Nach hinten gab es einen Feuerstrahl von ungefähr zwei Metern Länge. Daraus resultierte dann der Merksatz: „Ob Panzerfaust, ob Panzerschreck - grundsätzlich heißt's: Geh hinten weg!"
Auf dem Übungsgelände befanden sich als Schießziele ein alter Panzer und eine Windmühle. Und wie auf jedem Lehrgang lautete gleich die Frage: „Wer schießt als erster, wer meldet sich freiwillig?" Darauf meldete ich mich als erster zum Schießen mit dem Ofenrohr-Panzerschreck. Noch in Deckung mußte man den Panzerschreck zum Schuß scharf machen, mußte die Gasmaske aufsetzen, die Schutzhandschuhe anziehen, und den Uniformkragen hochschlagen und zubinden. Der Panzer und eine daneben stehende Windmühle waren etwa 150 m weit weg. Man mußte sich also mindestens 50 m annähern, um die Ziele zu treffen.
Nach zweimaligem Stellungswechsel hatte ich mich bis auf Schußentfernung an die Windmühle angenähert. Jetzt war es so weit: Zielen und Schießen! Aber gerade dies wollte einer der Ausbilder verhindern, indem er eine Nebelbüchse zwischen mich und das Ziel warf. Die sich ausbreitende Nebelwand verdeckte mir schon fast das Ziel, und alle die dabei waren schrieen: „Schieß, schieß!" Nur noch schemenhaft sah ich das Ziel, als ich abdrückte. Und welch ein Jubel, als sich die Windmühle auf meinen Schuß hin in ihre Bestandteile zerlegte, die weit im Gelände verstreut herumlagen. Auf dieses Ziel brauchte nun keiner mehr zu schießen. Ich hatte absichtlich die Windmühle ausgewählt, weil ich die „Fetzen" fliegen sehen wollte. Das Gleiche wiederholte sich nun mit der Panzerfaust. Nur daß man sich da nicht mehr vermummen brauchte. Man mußte aber bis auf 50 m an das Ziel heran.
Während der fünf Tage Ausbildung gingen wir jeden Abend nach Stalino ins Soldatenheim. Dort gab es zwar nur Dünnbier und markenfreies Essen, aber man hatte doch wieder

mal andere Unterhaltung als im Schützengraben.
Einmal ging ich abends alleine zurück in die Unterkunft, da mein Kumpel noch etwas anderes vor hatte. Da wurde ich von zwei Feldpolizisten aufgehalten. Sie fragten mich, wo ich denn hin wolle, und ob ich nicht wüßte, daß man immer zu zweit sein müßte beim Ausgehen. Und noch dazu hatte ich die Hände in den Manteltaschen. „Was würden Sie jetzt machen, wenn wir Partisanen wären?" - „Schießen", sagte ich, „denn meine Pistole zeigt schon längst auf Eure Bäuche." Ich nahm meine Hand aus der Manteltasche und ließ die beiden in meinen Pistolenlauf blicken. „Oh", meinten sie, „auch kein heuriger Hase mehr." - „Nein", erwiderte ich, „dort wo ich herkomme, ist es auch nicht weniger gefährlich als hier." Sie ließen mich dann ohne weiteres meines Weges ziehen.
Wieder bei unserer Kompanie angekommen, ging es gleich mit der Ausbildung an der neuen Waffe los. Jeder von uns mußte von Kompanie zu Kompanie. Ob Infanterie, ob Artillerie, jeder wurde jetzt an der Panzerfaust unterrichtet. Es war drei Wochen lang jeden Tag das selbe: vormittags Unterricht und nachmittags Schießen. Alle waren begeistert, wenn oft ganze Häuser oder Scheunenwände einfielen, denn abgeschossene Panzer hatten wir nicht immer zur Verfügung. Jeder war begeistert, einige sagten sogar, das sei auch eine Waffe für den Häuserkampf, da hätte man seine eigene Artillerie mit dabei. Und so kam die Panzerfaust auch im Häuserkampf zum Einsatz.
Wenn es um die Ausbildung ging, dann war ich am liebsten bei der schweren Artillerie. Dort wurde ich immer mit: „Hallo Pionier, bist auch mal wieder da.", empfangen. Jedes Jahr war ich bei der Artillerie ein paar Mal als Ausbilder für Pionier-Nahkampfmittel eingesetzt. Sei es an der Tellermine, zum Zeigen der Herstellung von geballten Ladungen, oder zur Vorführung der Handhabung von Spreng- und Zünd-

mitteln.
Einmal machte ich eine geballte Ladung zur Übungssprengung fertig. Ich zeigte, wie man Zündschnüre abschneidet, und erklärte, daß ein Zentimeter genau eine Sekunde brennt. Also zehn Zentimeter Zündschnur bedeuten zehn Sekunden Zeit bis zur Detonation. Die Batterie stand im Halbkreis um den Tisch, auf dem ich meine Utensilien aufgebaut hatte. Als ich dann die geballte Ladung zündete, und schon bis auf sechs und sieben gezählt hatte, wurde der Halbkreis um mich immer größer, und die ersten lagen schon auf dem Bauch. Bis von mir der Befehl kam: „Hinlegen." Bei neun warf ich meine geballte Ladung in ein Deckungsloch und legte mich einen Meter neben dem Loch zu Boden. Nach der Detonation stand alles wieder auf. Der Batteriechef meinte: „Mein lieber Schmid, das war aber knapp genug!" Ich beruhigte ihn mit der Tatsache, daß ich meine Zündschnur eh schon zwei Zentimeter länger abgeschnitten hatte.
Wenn der Batteriechef einen Pionier zur Nahkampfmittelausbildung brauchte, sagte er immer zu meinem Chef: „Schicken Sie mir den Kleinen, der versteht sein Handwerk."

Die Raketenpanzerbüchse kam ab Sommer 1943 in größerer Stückzahl zur Fronttruppe, und erhielt von ihr die Beinamen „Panzerschreck" und „Ofenrohr".
Die beiden Bilder auf der folgenden Seite stammen aus der Anfangszeit dieser Waffe, wo sie noch unter „Vollschutz" bedient werden mußte, so wie es auch Franz Schmid erlebt hatte.
Um sich selbst vor Verbrennungen durch Pulverrückstände zu schützen, sollten beim Abschuß eine Kopfbedeckung, Gasmaske und Schutzhandschuhe getragen werden. Auch der Hals sollte bedeckt sein

Später erhielt der „Panzerschreck“ eine eigene Schutzblende, was die Bedienung wesentlich erleichterte, wie auf dem Bild auf der folgenden Seite zu sehen ist.

Diese Aufnahme zeigt zwei besonders erfolgreiche Soldaten in der Panzerbekämpfung, wie man an ihren „Sonderabzeichen für das Niederkämpfen von Panzerkampfwagen durch Einzelkämpfer“ erkennen kann.

Der Sommer 1943

Am 16. Juni 1943 verließ Fridolin von Senger und Etterlin die 17. Panzerdivision. Am 27. Mai 1943 war er zum Generalleutnant befördert und bereits am 8. Februar 1943 mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet worden. Er war nun dazu ausersehen, in Italien die Führung über ein Korps zu übernehmen. Für seine Erfolge auf dem südlichen Kriegsschauplatz wurde er Anfang April 1944 mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnet.

Neuer Kommandeur der 17. PD wurde Generalleutnant Walter Schilling. Er war bis dahin Chef des Stabes des XXIV. Panzerkorps gewesen und in dieser Funktion als Oberst i.G. am 28. Februar 1942 mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet worden.

Zeitgleich mit dem Wechsel in der Divisionsführung wurde die 17. PD in den Raum Slawjansk verlegt, der nördlichsten Stadt des Industriegebietes am Donez. Auch hier wurde weiter Ausbildung betrieben.

Am 5. Juli 1943 begann die sogenannte „Operation Zitadelle“, die deutsche Offensive im Raum Kursk. Ziel war die Vernichtung eines russischen Frontbogens von 200 km Länge und 120 km Tiefe. Die Sowjets waren jedoch auf diesen Angriff sehr gut vorbereitet, es kam zur größten Panzerschlacht der Kriegsgeschichte. Den deutschen Angriffsverbänden gelang es in tagelang erbittert geführten Kämpfen nicht, die sehr tief gestaffelten russischen Verteidigungslinien zu durchbrechen. Am 13. Juli 1943 mußte der Angriff eingestellt werden.

Die 17. Panzerdivision war an diesen Operationen nicht beteiligt, doch die Zeit der Ruhe war auch für sie beendet. Nachdem die Sowjets dem deutschen Angriff zwischen Kursk und Bjelgorod standgehalten hatten und zum Gegenangriff übergegangen waren, begannen sie am 17. Juli 1943 auch am mittleren Donez und am Mius eine mit großer Heftigkeit

geführte Offensive. Südlich Isjum gelang ihnen dabei ein erheblicher Einbruch in die deutsche Front. Die örtlichen Reserven reichten nicht mehr aus, um die entstandenen Lücken zu schließen. Die 17. Panzerdivision, zu diesem Zeitpunkt noch als Armeereserve in Ruhestellung, wurde alarmiert und in den Raum südlich Isjum in Marsch gesetzt. In den folgenden Tagen warteten auf die Angehörigen der Division schwerste Abwehrkämpfe. Die 2. / PzPiBtl 27 hatte das erste Gefecht am 19. Juli 1943 bei Kubanki. Franz Schmid wurde mit seinem III. Zug dem I. Bataillon des Panzergrenadierregiments 40 zugeteilt.

„Die halbe Nacht marschierten wir, bis wir an einem Waldrand Halt machten, um etwas auszuruhen und zu schlafen. Aber bereits am frühen Morgen weckte uns Gefechtslärm - der Russe war rechts von uns in den Wald eingedrungen und ohne Halt zu machen weiter vorgegangen.

Der Wald war unübersehbar groß. In ihm konnte sich leicht eine ganze Armee verstecken. Meine Kompanie und noch andere Einheiten der Infanterie bekamen den Auftrag, den Feind aufzuklären, zu stellen und zu vernichten. Vormittags gegen 9.00 Uhr drangen wir in den Wald ein und gingen gefechtsmäßig vor. Voraus gingen Späher, die den Auftrag hatten, den Feind aufzuspüren. Vorsichtshalber stellte ich in unsere Marschrichtung die Marschkompaßzahl fest, so wußte ich auch, in welche Richtung ich wieder zurück mußte. Das hatte sich in unübersichtlichem Gelände schon oft bewährt, und so auch dieses Mal.

Wir gingen etwa bis Mittag im Wald vor, ohne auf Widerstand zu stoßen, oder den Russen auch nur zu Gesicht zu bekommen. Da gelangten wir an eine tiefe Schlucht. Um weiterzukommen, mußten wir sie überwinden. Nichts Gutes ahnend, ging unser Vortrupp durch den Einschnitt und marschierte am gegenüberliegenden Hang wieder hoch. Kaum war er oben angekommen, begann einzelnes

Schützenfeuer. Das war immer das Gefährlichste! Bei Scharfschützenfeuer war fast jeder Schuß ein Toter.
Nun wußten wir wenigstens, wo sich der Feind befand. Aber es gab nichts nervenaufreibenderes als im „Urwald“ anzugreifen, ohne dabei zu wissen, hinter welchem Baum der Feind auf einen wartet. Die Wälder in Rußland darf man sich nicht so gepflegt vorstellen wie die unseren. Es gibt da kaum zehn Meter Sicht und fast kein Durchkommen. Gemeinsam - Pioniere und Infanterie - kämpften wir uns vorwärts, gegen einen Feind, den wir fast nicht zu Gesicht bekamen. Unsere Verluste wurden immer größer. Das Zurückbringen der Verwundeten wurde ein sehr großes Problem. Von den Gefallenen konnten wir nur die Wertsachen und die halbe Erkennungsmarke mitnehmen.
Auf einmal standen wir vor einer Waldlichtung von etwa 100 Metern Breite. Diese mußten wir überqueren, wenn wir weiter wollten. Wir sammelten uns am Rande der Lichtung und suchten den gegenüberliegenden Waldrand nach Baumschützen und MG-Nestern ab. Wie schon ein paar Mal, ist mir auch hier meine „kleinere“ Größe zum Lebensretter geworden.
Gemeinsam mit meinem Melder, dem Pionier Friedrich Sturmfoll, stand ich am Waldrand. Mein Melder war einen Kopf größer als ich, und stand genau hinter mir. Er machte mich, mit dem Finger zeigend, auf einen Baumschützen aufmerksam, den er entdeckt hatte. Aber leider war das die letzte Tat in seinem Leben. Es gab hinter mir einen metallenen Schlag, und als ich mich umsah, lag mein Melder mit durchschossenem Stahlhelm „mausetot“ hinter mir. Wäre ich so groß gewesen wie er, hätte es vielleicht mich erwischt. Einer meiner Gruppenführer, es war der ROB-Unteroffizier Klinghardt, wollte mir helfen, meinen Melder in Deckung zu bringen, um ihn zu verbinden, aber da gab es nichts mehr zu verbinden.

Der hier zum zweiten Mal erwähnte ROB Unteroffizier Klinghardt fiel übrigens am 8. Dezember 1943 als Leutnant beim Pionierbataillon 8 (mot.).
Unser Waldgefecht ging noch eine Zeit lang weiter, bis wir nicht mehr wußten, von welcher Seite wir am ärgsten bedrängt und beschossen wurden. Bis dann auf einmal der Befehl durchgegeben wurde, daß wir zurückgehen sollten. Denn der Russe würde versuchen, uns einzuschließen. Beim Zurückgehen kamen wir dann an eine Kreuzung, an der bereits die Infanterie mit einem Oberleutnant auf uns wartete. Jetzt ging es um die Richtung, in die wir ausweichen mußten, damit wir nicht in die Hände der Russen liefen. Der Oberleutnant behauptete, daß wir nach rechts marschieren müßten, ich aber meinte, daß wir genau in die entgegengesetzte Richtung nach links sollten. Ich hatte ja vor dem Angriff die Marschkompaßzahl festgestellt. Also müßten wir genau entgegengesetzt wieder raus aus dem Wald.
Er horchte nicht auf mich, gab das Kommando „Infanterie mir nach, Marsch!“, und marschierte nach rechts. Ich hatte das Kommando über die Pioniere und marschierte in meine vermutete Richtung los. Nach etwa einer Stunde Marsch kam ich dann mit meinen Soldaten fast an derselben Stelle aus dem Wald heraus, an der wir zuvor in ihn eingedrungen waren. Die Infanteristen hatten es nicht so leicht. Sie wurden noch mit den Russen in ein Gefecht verwickelt, und mußten dann doch meinen Weg nehmen.
Das Zurückgehen und Absetzen vom Feind war gar nicht so einfach, da wir noch unsere Verwundeten mitzunehmen hatten. Diese mußten zum Teil getragen bzw. durch zwei Mann gestützt werden. Außer der Nachhut waren die meisten Soldaten mit den Verwundeten beschäftigt. Die Gefallenen hatten wir so gut es eben ging an Ort und Stelle beerdigt.
Zu dem Gefallenen an diesem Tag gehörte auch der Unteroffizier Nikolaus Mühleisen. Ich hatte ihn zwei Tage zuvor

erst zum Unteroffizier befördert. Er fiel beim Zurückgehen aus dem Wald. Er war einer von denen, die wir leider nicht mitnehmen konnten.
In Summe war es wieder mal ein Einsatz, wo wir uns hinterher fragten, warum er überhaupt notwendig gewesen war. Wir waren zwar wohl drei Kompanien, aber unsere Kampfstärke betrug nicht mehr als 150 Mann. Uns gegenüber standen vielleicht etwa 3.000 Russen. Man mußte sich immer wieder wundern, woher der Russe bloß seine Menschenmassen genommen hatte. Er kam oft in solchen Massen an, daß man gar nicht daneben schießen konnte."

Gemeinsam mit anderen Verbänden gelang es der 17. Panzerdivision, den russischen Einbruch in die Frontlinie nicht zum Durchbruch werden zu lassen. Doch noch lange war die Gefahr nicht gebannt, immer wieder rannten die Sowjets gegen die neu errichteten deutschen Stellungen an. Die Kämpfe waren für beide Seiten verlustreich.

Am 20. Juli 1943 verlor die 17. PD ihren Kommandeur. Für Generalleutnant Walter Schilling war es der erste Einsatz an der Spitze der Division. Der General befand sich in der vordersten Linie, um sich selbst vom Verlauf der Kämpfe ein Bild zu machen. Als die Fahrt durch unübersichtliches Gelände ging, brachte ihm eine russische Handgranate, die in seinen SPW geworfen wurde, den Tod.

Generalleutnant Walter Schilling wurde posthum am 28. Juli 1943 mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet. Damit wurde der Einsatz seiner Division und der so verhinderte Durchbruch in seinem Frontabschnitt gewürdigt. Es war die Anerkennung der Leistung aller Soldaten der 17. Panzerdivision, die sich ab dem 17. Juli 1943 dem sowjetischen Ansturm entgegenstemmten.

Neuer Führer der 17. Panzerdivision wurde Oberst Carl-Friedrich von der Meden. Er trug ebenfalls bereits das Ritterkreuz, welches ihm am 8. August 1941 als Oberstleutnant und

Generalleutnant Walter Schilling.

Gemeinsam mit den Angehörigen seiner Division wurde der gefallene Kommandeur, Generalleutnant Walter Schilling, in einem schlichten Soldatengrab in russischer Erde zur letzten Ruhe gebettet.

Kommandeur der Radfahrabteilung 12 verliehen worden war. Schon kurz nach seiner Kommandoübernahme wurde er zum Generalmajor befördert und damit als Divisionskommandeur bestätigt.

Nach dem Waldgefecht bei Kubanki am 19. Juli 1943 kam Franz Schmid mit seinem Zug in die Nähe der Ortschaft Bogoroditschnoje. Gemeinsam mit dem I. Bataillon vom Panzergrenadierregiment 40 konnte dieses Gelände bis in den August 1943 hinein gehalten werden. Zentraler Punkt wurde eine das Gelände beherrschende Höhe, sie erhielt den Namen „Eierhöhe". Um den ununterbrochenen russischen Angriffen, die massiert mit Panzern und Massen an Begleitinfanterie erfolgten, nicht ungeschützt ausgesetzt zu sein, schufen sich die deutschen Verteidiger schnell gut ausgebaute Stellungen. War ein russischer Angriff abgewiesen, ging man hin und wieder auch zum Gegenangriff über. Bei einem solchen wurde Franz Schmid am 21. Juli 1943 verwundet.

„Unser Gegenstoß, den wir mit zwei Sturmgeschützen machten, führte uns über eine freie Fläche, die mit hohem Gras bewachsen war. Wir gingen mit den Sturmgeschützen vor und gaben ihnen Schutz vor der feindlichen Infanterie, die im hohen Gras in Stellung gegangen war. Als wir nahe genug an die feindlichen Stellungen heran waren, warfen uns die Russen ihre Handgranaten vor die Füße. Obwohl ich mich gleich auf den Boden warf, hatte es mich dennoch erwischt. Ich hatte das ganze Gesicht, besonders die Augenlider, voller kleiner Splitter. Während der Explosion hatte ich Gott sei Dank die Augen geschlossen. So war denen nichts weiter passiert. Die Splitter konnte ich nach und nach alle mit den Fingernägeln herauskratzen. Fürs Lazarett hatte es dieses Mal nicht gereicht. Den Feind hatten wir zwar zurückgeschlagen, aber leider nicht ohne Verluste."

Der 21. Juli 1943 hatte allein die 2. / PzPiBtl 27 sechs Tote gekostet. Franz Schmid blieb mit Splittern in Nase und Augen

sowie in der Hand bei der Truppe. Schon am nächsten Tag, dem 22. Juli 1943, wurde er erneut verwundet. Ein Splitter traf ihn in die linke Brust. Der Zugführer blieb jedoch auch mit dieser Wunde bei der Truppe. Aufgrund der nunmehr dritten Verwundung wurde Franz Schmid am 29. Juli 1943 das Verwundetenabzeichen in Silber verliehen. Der Kampf bei Bogoroditschnoje hielt nach wie vor unvermindert an.

„Der Verwundung vom 22. Juli 1943 lag keine direkte Kampfhandlung zugrunde. Während meines nächtlichen Kontrollganges durch unsere Stellungen geriet ich in den hin und wieder stattfindenden russischen Granatbeschuß.

Auf der „Eierhöhe" haben wir mit den Russen so manches erlebt. So lange wir dort eingesetzt waren, haben sie jeden Tag versucht, uns aus den Stellungen zu werfen. In einer Nacht versuchte es der Russe sechs Mal, doch er kam immer nur bis auf Handgranatenwurfweite an uns heran. In dieser Nacht habe ich 24.000 Schuß Munition verschossen, denn die meiste Zeit war ich selbst am MG. Mein Kompaniechef fragte immer nur: „Ist der Schmid selbst am MG?" Und er wußte auch, daß ich immer an den Brennpunkten zu finden war.

Ein anderes Mal versuchten die Russen, uns mit 30 T-34 aus unserer Stellung zu werfen. Wir ließen uns in unseren Schützengräben überrollen und bekämpften die Infanterie, indem wir sie von den Panzern trennten. Die russischen Panzer stießen etwa zehn Kilometer in unser Hinterland vor, bis sie von unseren Panzern aufgerieben wurden. Am Abend hieß es dann, der russische Einbruch sei bereinigt. Von den russischen Panzern war auch keiner mehr zurückgekommen.

Als der Russe merkte, daß er bei uns nicht durchkam, verlegte er seine Angriffe weiter nach rechts zur Infanterie. Wir Pioniere hatten der Infanterie im Verbauen des Vorgeländes einiges voraus. Wir verminten unser gesamtes Vorgelände mit Schützen- und Tellerminen, und sicherten es mit Leucht-

BESITZZEUGNIS

DEM

Unteroffizier Franz Schmid
(NAME, DIENSTGRAD)

2./Pz.Pi.Btl.27
(TRUPPENTEIL, DIENSTSTELLE)

IST AUF GRUND

SEINER AM 30.9.41 21.7.43 22.7.43 ERLITTENEN

dreiMALIGEN VERWUNDUNG-~~BESCHÄDIGUNG~~

DAS

VERWUNDETENABZEICHEN

IN Silber

VERLIEHEN WORDEN.

Im Felde, DEN 29. Juli 1943

(UNTERSCHRIFT)

Major und Btl.-Kommandeur
(DIENSTGRAD UND DIENSTSTELLE)

Die Urkunde zum Verwundetenabzeichen in Silber trägt die Unterschrift von Major Oskar Frank, dem Kommandeur vom Panzerpionierbataillon 27.

patronen. Am weitesten feindwärts haben wir diese mit Stolperdrähten verlegt. Dann kamen die Schützenminen, die auch gegenseitig mit Stolperdrähten verbunden waren. In der dritten Linie kamen dann die Tellerminen, die bei Bedarf elektrisch gezündet werden konnten. Also überraschen konnte uns der Feind sicherlich nicht."

Am 1. August 1943 wurde Franz Schmid auf der „Eierhöhe" wegen Tapferkeit vor dem Feind zum Feldwebel befördert. Seit nunmehr 7 Monaten hatte er als Unteroffizier den III. Zug der 2. / PzPiBtl 27 geführt.

Die „Eierhöhe" bei der Ortschaft Bogoroditschnoje mußte Anfang August 1943 geräumt werden. Die Stellungen hatte man, wenn auch für die Verteidiger verlustreich, gegen die immer wieder anstürmenden Russen halten können. Doch der Leichengeruch bei der brütenden Sommerhitze wurde von der Feindseite her so unerträglich, daß man die Höhe aufgeben und die Front an dieser Stelle zurücknehmen mußte.

In den Kämpfen vom 19. Juli bis zum 3. August 1943 hatte so mancher Soldat seine Tapferkeit bewiesen und diese mit seinem Leben bezahlt. Stellvertretend für alle sei hier genannt Hauptmann Helmut Liczewski, der Chef der 3. Kompanie vom Panzergrenadierregiment 40, die ebenfalls auf der „Eierhöhe" im Einsatz lag. Im Nahkampf hatte er 3 russische Panzer mit Hafthohlladungen erledigt. Beim dritten Panzer war er dabei selbst gefallen. Für diese Tat wurde Hauptmann Liczewski im Ehrenblatt des Heeres genannt und später mit der Ehrenblattspange ausgezeichnet.

Der nächste Einsatz für die 2. / PzPiBtl 27 begann am 17. August 1943 bei Dolgenkaja. Erneut wechselten Angriffe und Gegenangriffe einander ab. Dörfer wurden zurückerobert und gingen am nächsten Tag gleich wieder verloren. Immer wieder kam es zu Nahkämpfen mit Handgranaten und aufgepflanztem Seitengewehr. Allein die 2. Kompanie verlor bis zum 24. August 1943 weitere 10 Mann an Toten, die Verwundeten gar

nicht mitgerechnet.

Ende August 1943 gelang den Sowjets ein Durchbruch an der Mius-Front. Einige deutsche Verbände wurden dadurch abgeschnitten. Die 17. Panzerdivision wurde zu deren Entsatz angesetzt und rollte am 29. August 1943 durch Stalino in südostwärtige Richtung. Es folgten für die Division wiederum wechselvolle Kämpfe im Raum Schewtschenko - Metallist. Am 2. und 3. September 1943 verlor die 2. / PzPiBtl 27 bei Petrenko weitere 12 Mann als Tote oder Vermißte.

Der Zeitraum Mitte August bis Mitte September 1943 war besonders für die Pioniere angefüllt mit ständig neuen Aufträgen und fast ununterbrochenen Kämpfen. Die Zahl der einsatzbereiten Kompanieangehörigen schwand dabei immer mehr zusammen. Der Tod wurde zu einem ständigen Begleiter. Durch all die Ereignisse stumpfte man ab, nahm nur noch das auf, was für das eigene Überleben im jeweiligen Moment wichtig war. So fällt es schwer, sich an besondere Ereignisse aus dieser Zeit zu erinnern.

„Bei einem russischen Angriff mit Panzern und Infanterie wurden wir gezwungen, dem Feinde auszuweichen und zurückzugehen. Kämpfend und dem Feind immer wieder Widerstand leistend gingen wir bis zu einer Ortschaft zurück. In diesem Ort befand sich eine größere Fabrik, die mit einer mindestens zwei Meter hohen Mauer umgeben war. Hinter dieser verteidigten wir uns.

Die russische Infanterie mußte von der freien Fläche verschwinden. Wir trennten sie von den Panzern und zwangen sie durch gezieltes MG- und Gewehrfeuer in Deckung. Etwa 100 m von uns entfernt standen drei T-34 und sicherten nach allen Seiten. Einen davon versuchte ich abzuschießen. Hinter der beschriebenen Mauer stellte ich mich auf den Rücken von zwei Kameraden, so daß ich über die Mauer hinweg auf die Panzer schießen konnte. Aber leider gingen unsere Panzerfäuste damals erst 50 bis 60 m weit, und so schoß ich

trotz meines erhöhten Anhaltens zu kurz. Jetzt war uns klar, daß wir Stellungswechsel machen mußten, denn einer der russischen Panzer richtete schon seine Kanone auf unsere Mauer. Kaum waren wir ein Stück entfernt in Deckung gegangen, als uns schon die Steinbrocken um die Ohren flogen. Der Russe vergrößerte nun seinen Abstand zu uns. Ihn über freies Gelände anzugehen, wäre Selbstmord gewesen. Also hielten wir die Stellung bis zum Dunkelwerden, erst dann war es möglich, sich vom Feind zu lösen und zurück zu gehen. Von unseren eigenen Panzern hatten wir tagelang nichts mehr gesehen. Entweder hatten wir keine mehr, oder aber sie waren an anderer Stelle eingesetzt.

Ein anderes Mal hieß es, wie so oft, „alarmmäßig" fertigmachen, auf unsere Fahrzeuge aufsitzen, und ab ging´s dem Feinde entgegen. Der Russe hatte auf ein paar Kilometern Breite unsere eigenen Linien durchbrochen, um weiter in unser Hinterland vorzustoßen. Wir Pioniere erhielten den Auftrag, gemeinsam mit der Infanterie und eigenen Panzern anzugreifen, die Einbruchstelle abzuriegeln und die alten Stellungen wieder zu besetzen.

Nach schwerem Kampf mit Handgranaten und oft Mann gegen Mann, gemeinsam mit unseren Panzern, konnte die alte Frontlinie wieder hergestellt werden. Aber die Ruhe dauerte nicht lange, dann begann der Russe mit seinem ersten Gegenstoß. Diesen konnten wir im Zusammenwirken mit unserer Artillerie abwehren. Der Gegner wollte es genau wissen. Er versuchte es wieder und immer wieder. Sehr großen Anteil am Abwehrerfolg hatte ein alter Obergefreiter der schweren Artillerie, der schon als VB bei unserem Angriff mit vorgegangen war, und auch bei uns in vorderster Stellung blieb. Er war ein waschechter Bayer und hatte die Ruhe weg.

Als wieder einmal der Russe angriff und schon in Handgranatenwurfweite vor unserer Stellung lag, waren er und

seine Artillerie unsere letzte Hoffnung. Wir hörten im Gefechtslärm auf einmal seine Stimme schreien: „Buam, steckt´s ei´er Kep eini, jetzt kommt Artilleriefeuer auf eigene Stellung." Und schon rauschten die ersten Salven heran. Sperrfeuer zwanzig Meter vor und zwischen uns. Als er dann nach einer Weile das Sperrfeuer weitere zwanzig Meter vorverlegte, waren wir heilfroh. Aber den Russen erwischte es voll. Ein richtiger Sperrfeuerriegel vor die eigene Hauptkampflinie hat oft Wunder gewirkt, und dem Feinde die Lust zum Angriff gänzlich genommen. Das war ein Gefühl als würde einem die Luft wegbleiben.

Meistens blieben wir so einen Tag oder eine Nacht bei der Infanterie in der Stellung. Dann wurden wir wieder für andere Aufträge abgezogen."

Während des hinhaltenden Rückzuges konnten sich die deutschen Truppen hin und wieder auch in vorher gut ausgebauten Stellungen festsetzen und dem russischen Ansturm für einige Tage standhalten. Am 9. September 1943 kam es bei Tscherwonij zu einem solchen erfolgreichen Gefecht.

„Unsere Stellungen waren auf einer Höhe und sehr gut ausgebaut. Weit verzweigte Schützengräben mit Mannschaftsunterkünften und Wechselstellungen für MG und Granatwerfer. Dort griffen die Russen nun ununterbrochen an. Wenn sie abgewiesen wurden, kamen sie nach einigen Stunden wieder. Am Nachmittag griffen sie dann mit einer ganzen Masse Panzer an. Wir hatten jedoch nur vier Sturmgeschütze, die uns beistanden. Wir glaubten schon, daß es jetzt mit uns aus wäre. Jetzt hieß es nur noch „Fersengeld geben" und „es rette sich wer kann". Aber plötzlich kam die Wende. Unsere Sturmgeschütze fuhren aus der Deckung in Feuerstellung und eröffneten das Feuer. Innerhalb von wenigen Stunden brannten 27 russische Panzer vom Typ T-34. Und dies ohne ein eigenes Sturmgeschütz zu verlieren. Der Führer der Sturmgeschütze meldete an die Division: „27

feindliche Panzer abgeschossen." Die Rückantwort lautete: „Wir gratulieren! Munition für weitere 27 Panzer wird geliefert."
Ich war bei diesem Gefecht mit meinem Zug die Eingreifreserve. In einem Mannschaftsunterstand war ich in Alarmbereitschaft. In unserem Unterstand war auch der VB untergebracht. Er hatte ein Funkgerät mit einer hohen Antenne. Diese verriet uns dann. Russische Selbstfahrlafetten mit ihren 17,2-cm Geschützen hatten uns ausgemacht. Sie belegten uns mit Feuer, daß unsere Unterstände nur so wackelten und bebten. Die Russen verlegten ihr Artilleriefeuer Salve für Salve nach vorne. Und so konnten wir abwarten, bis ein Schuß auch in unseren Unterstand gehen würde. Wir rechneten jeden Augenblick mit einem Volltreffer.
Auf einmal ein gewaltiger Schlag, und es wurde in unserem Unterstand dunkel. Die Deckenbalken und das gesamte Erdreich waren hereingebrochen, und hatten mich und meinen Zug verschüttet. Ich war mit dem Gewehr bei Fuß unter dem Eingang gestanden. Durch eine Granate, die weiter rechts von mir in den Graben einschlug, war ein Splitter auf Höhe des Knies in den Gewehrschaft eingedrungen. Hätte ich das Gewehr nicht bei Fuß gehabt, wäre wahrscheinlich mein Fuß heute noch in Rußland. Durch die Detonation im Graben hatte es mich in den Unterstand geschleudert, in dem die anderen Kameraden mit mir von den herabfallenden Trümmern verschüttet wurden. Es war ein Gejammer und ein Geschrei: „Helft mir, ich ersticke", oder „Ich kann meine Arme und Beine nicht mehr bewegen". Einige sagten gar nichts mehr.
Dieses Chaos dauerte so lange, bis uns die Kameraden von der Infanterie zu Hilfe kamen und uns aus den Trümmern herausbuddelten. Das Ergebnis dieses Tages waren: fünf Tote, ein Schwerverletzter, der noch im Lazarett verstarb,

und mehrere Leichtverletzte. Ich kam mit einem Gehörschaden davon, mit dem ich noch heute 60 Prozent hörgeschädigt bin. Das Blut kam mir aus den Ohren. Mir waren beide Trommelfelle gerissen, ich hörte die ersten Tage fast gar nichts mehr. Erst nach einigen Tagen stellte sich das Gehör wieder ein. Im Gesicht war ich die erste Zeit ganz schwarz vom Pulverdampf und Dreckgemisch des Granateinschlages.
Nach der ersten Hilfe durch den Sanitäter brachte mich ein Beiwagenkrad zurück zum Troß. Dort blieb ich einige Tage. Bis ins Lazarett hatte es auch dieses Mal wieder nicht gereicht. Solange man Hände und Füße gebrauchen konnte, war man kriegsverwendungsfähig.
Die Stellungen waren von unseren Einheiten gehalten worden. Somit kam ich dann auch wieder vor zu meinem Zug, der ja nicht stärker geworden war. Mein Gesicht bekam nach und nach seine normale Farbe zurück, mit der Zeit löste sich der eingebrannte Dreck und Pulverdampf. Als ich das erste Mal in den Spiegel geschaut hatte, war ich erschrocken und dachte, ich müßte jetzt ein Leben lang mit einem schwarzen Gesicht herumlaufen. Aber langsam schälte sich dies alles wieder heraus."
Die Verbrennungen im Gesicht durch Pulverrückstände und Dreck, sowie die geplatzten Trommelfelle wurden Franz Schmid nicht als Verwundung angerechnet, aber sie brachten ihm, wie erwähnt, einige Tage Erholung beim Troß.
Der Druck der Sowjets auf den deutschen Südflügel der Ostfront wurde so stark, daß ab Mitte September 1943 die schweren Rückzugskämpfe durch die Zurücknahme der Armeen der Heeresgruppe Süd auf den Dnjepr beschleunigt wurden. Ab dem 18. September 1943 begann im Zuge dieser allgemeinen Frontzurücknahme auch für die 17. Panzerdivision der Marsch zum Dnjepr in den so entstehenden Frontbogen von Saporoshnje. In den kommenden 14 Tagen wurde tagsüber

gekämpft und in der Nacht marschiert. Feldwebel Franz Schmid wurde in dieser Zeit ein Urlaub und damit verbunden eine Fahrt in die Heimat gewährt. Auf welche Tage genau dieser fiel, ist nicht mehr feststellbar, es dürfte in der Zeit Mitte bis Ende September 1943 gewesen sein.

„Ich hatte während meines Urlaubes immer noch Ohrensausen und hörte auch noch recht schlecht. Daher ging ich ins Lazarett nach Glött, um meine Ohren vom dortigen Stabsarzt untersuchen zu lassen, verbunden mit der Hoffnung, daß man vielleicht etwas machen könne. Aber das war leider vergebens. Der Arzt meinte nur, jetzt würde ich halt nicht mehr jede Kugel pfeifen hören.“

Während des Urlaubes im September 1943 entstanden die Portraitaufnahmen von Franz Schmid als Feldwebel.

Auch der Bruder war gerade auf Urlaub zu Hause.

Besuch bei einem sich ebenfalls
in der Heimat befindenden Schulkameraden.

Abwehrkämpfe am Dnjepr

Ende des Jahres 1942 war eine Auszeichnung geschaffen worden, die auf den späteren militärischen Weg von Franz Schmid entscheidenden Einfluß haben sollte. Es war die Nahkampfspange. Da Franz Schmid die Geschichte dieser Auszeichnung und im weiteren Verlauf des Krieges auch deren Wandel in ihrem Stellenwert an seinem eigenen Beispiel miterleben konnte, soll an dieser Stelle ausführlich darauf eingegangen werden.
Gestiftet wurde die Nahkampfspange von Adolf Hitler am 25. November 1942. In der Ausgabe vom 7. Dezember 1942 wurde in den Allgemeinen Heeresmitteilungen vom Oberkommando des Heeres die dazugehörige Stiftungsverordnung bekanntgegeben:

Verordnung über die Stiftung der Nahkampfspange vom 25. November 1942
Als sichtbares Zeichen der Anerkennung des mit der blanken Waffe und Nahkampfmitteln Mann gegen Mann kämpfenden Soldaten zugleich aber auch als Ansporn zu höchster Pflichterfüllung stifte ich die

Nahkampfspange.

Die Verleihung der Nahkampfspange ist nach beifolgenden Bestimmungen durchzuführen. Für die genaueste Einhaltung der Bestimmungen sind die zuständigen Vorgesetzten verantwortlich.

Führerhauptquartier, den 25. November 1942.
Der Führer
und Oberbefehlshaber des Heeres
Adolf Hitler

Oberkommando des Heeres
Heerespersonalamt

Bestimmungen zur Verordnung über die Stiftung der Nahkampfspange vom 25. November 1942.

1. Die Nahkampfspange wird als Anerkennung dem Soldaten verliehen, der sich vielfach im Nahkampf „Mann gegen Mann" mit der Waffe in der Hand seiner Aufgabe entsprechend bewährt hat.
Das Infanterie-Sturmabzeichen bleibt unabhängig hiervon mit den zu dessen Erwerb geforderten besonderen Bedingungen bestehen.
2. Die Nahkampfspange wird in 3 Stufen verliehen und links 1 cm über der Ordensschnalle getragen. Bei Erwerb einer höheren Stufe ist die vorhergehende abzulegen. Sie bleibt jedoch im Besitz des Inhabers.
3. Die Bedingungen für die Verleihungen sind:
Für die 1. Stufe (Bronze) 15 Nahkampftage
Für die 2. Stufe (Silber) 30 Nahkampftage
Für die 3. Stufe (Gold) 50 Nahkampftage
4. Als Nahkampftage sind anzurechnen:
a) Alle Kampftage, an denen die auszuzeichnenden Kämpfer Gelegenheit fanden, „das Weiße im Auge des Feindes" zu sehen, d.h. mit Nahkampfwaffen mit dem Gegner Mann gegen Mann im Kampf bis zur letzten Entscheidung gestanden zu haben.
b) Dieses kann also im Gegenangriff, beim Spähtruppgang, in der Abwehr, bei einem einzelnen Meldegang, bei einem feindlichen Spähtruppunternehmen usw. gegeben sein.
c) Der Ort - bei den Gefechtsvorposten, im Vorfeld, in der HKL, in der Artillerie-Feuerstellung, im rückwärtigen Heeresgebiet (z.B. Partisanenkampf), oder beim Überfall auf einen Lazarettzug oder eine Versorgungskolonne - spielt dabei gar keine Rolle.
5. Jeder Soldat, der ungeschützt und zu Fuß in eine unter Ziffer 4 geschilderte Lage kommt und sich hier bewährt, hat die Anwartschaft auf die Spange.
6. a) Auf Vorschlag der Kompanieführer, der unverzüglich - möglichst noch am gleichen Tage mit der Tagesmeldung - abzugeben ist, legen die Kommandeure der Regimenter, selbstständigen Bataillone usw. im Tagesbefehl den anzurechnenden Nahkampftag für die beteiligten Einheiten fest.
b) Der Kompanie- usw. Führer legt in einer Liste die Namen der an dem Nahkampftag beteiligten und bewährten Soldaten fest, die nach dem letzten Namen durch Unterschrift des Einheitsführers und Stempel abzuschließen ist. Diese Listen sind zu den Beilagen des Kriegstagebuches zu nehmen.
7. Jeder Mann hat im Soldbuch ein Blatt bei sich zu tragen, in dem der anzurechnende Nahkampftag einzutragen und zu bescheinigen ist.
Für die Führer vom Kompanieführer an aufwärts ist der Nahkampftag durch den nächsthöheren Vorgesetzten zu bescheinigen und entsprechende Zweitschrift bei den Personalpapieren zu führen.
8. a) Die Nahkampftage sind ab 1. Dezember 1942 anzurechnen.
b) Um den vielfach bewährten alten Frontkämpfer hervorzuheben, können jedoch bei ununterbrochenem Einsatz im Osten nach dem 22. Juni 1941
von 15 Monaten bis zu 15 Nahkampftage
von 12 Monaten bis zu 10 Nahkampftage
von 8 Monaten bis zu 5 Nahkampftage
nach durch gewissenhafte Prüfung des Einheitsführers geführtem Nachweis angerechnet werden.
Die Nahkampftage sind auch hierbei auf Antrag des Kompanie- usw. Führers durch den Regiments- usw. Kommandeur durch Tagesbefehl festzulegen.

c) Der Divisionskommandeur kann an Soldaten, für die durch schwere Verwundung in Zukunft keine Gelegenheit zum Nahkampf mehr gegeben ist, die Nahkampfspange verleihen.
Hierzu muß der zu Beleihende für den Erwerb
der 1. Stufe mindestens 10 Nahkampftage
der 2. Stufe mindestens 20 Nahkampftage
der 3. Stufe mindestens 40 Nahkampftage
nachweisen.
Über die Anrechnung von Nahkampftagen vor dem 1. Dezember 1942 siehe Ziffer b).
9.a) An Gefallene, Verstorbene und tödlich Verunglückte ist die Nahkampfspange gegebenenfalls nachträglich zu verleihen, wenn sie vor dem Tode oder mit dem Tage ihres Todes die Bedingungen erfüllten. Die verliehene Auszeichnung ist mit Besitzurkunde den Hinterbliebenen als Erinnerungsstück zu übersenden.
b) In Kriegsgefangenschaft geratene oder vermißte Soldaten verlieren den Anspruch auf die Nahkampftage.
10. Der Kompanie- usw. Führer beauftragt die Verleihung der in Frage kommenden Stufe der Nahkampfspange beim Regiments- usw. Kommandeur.
Über die Verleihung der Nahkampfspange sind von den verleihenden Kommandeuren Besitzzeugnisse auszustellen. Nur diese berechtigen zum Tragen der Nahkampfspange. Unbefugtes Tragen ist gemäß § 132 StGB strafbar.
Gleichzeitig sind von den Verleihungsdienststellen Verleihungslisten nach Muster 5 aufzustellen und den Ersatztruppenteilen zur Aufbewahrung zu übersenden. Nach Beendigung des Krieges sind diese Verleihungslisten den stellvertretenden Generalkommandos zu übergeben.
11. Die Nahkampfspange kann zu allen Uniformen der Wehrmacht, der Partei und ihrer Gliederungen, zur bürgerlichen Kleidung jedoch in verkleinerter Form, getragen werden.

12. Zweitausfertigungen oder Ersatz für verlorene Abzeichen dürfen nur gegen Vorlage des Besitzzeugnisses, bei schriftlicher Bestellung gegen Einsendung einer mit Dienststempel beglaubigten Abschrift des Besitzzeugnisses, käuflich erworben werden.
13. Bei Abgang von der Truppe durch Verwundung, Versetzung usw. ist der neuen Dienststelle eine Bescheinigung über die bisher geleisteten und anerkannten Nahkampftage mit den Karteimitteln zuzustellen. In dieser Bescheinigung sind die anerkannten Nahkampftage einzeln aufzuführen.
14. Der vorläufige Bedarf an Nahkampfspangen ist von den Heeresgruppen gesammelt für sämtliche unterstellten Einheiten getrennt nach Stufen zum 1. Februar 1943 zu melden. Der laufende monatliche Bedarf ist weiterhin von den unterstellten Einheiten a. d. D. bei den Heeresgruppen oder selbstständigen Armeeoberkommandos und von diesen gesammelt zum 15. des jeweiligen Monats bei OKH / PA (Z) Vj anzufordern.

Im Auftrage
Schmundt
OKH, 3. Dezember 1942

Als die Nahkampfspange am 25. November 1942 gestiftet wurde, war die Zeit der deutschen Blitzsiege längst beendet. Mit dieser neuen Auszeichnung wollte man eine Möglichkeit schaffen, um im Infanteriekampf besonders bewährte Soldaten auszeichnen zu können.
Wie in Punkt 4c erwähnt, kam es zum Zeitpunkt der Stiftung nicht darauf an, ob der Kampf an der Front oder im rückwärtigen Gebiet, beispielsweise gegen Partisanen, stattfand. Dies wurde später mit einem Erlaß vom Oberkommando des Heeres vom 4. August 1944 geändert. Danach konnte die

Nahkampfspange nur noch im Kampf gegen reguläre Feindverbände erworben werden. Für den Kampf gegen Partisanen wurde an dieser Stelle das Bandenkampfabzeichen geschaffen.
Wie aus der Verordnung hervorgeht, war es eine Auszeichnung für die Fronttruppe, die auch von ihr selbst, sprich vom jeweiligen Vorgesetzten verliehen werden konnte. Es wurde jedoch explizit daraufhin gewiesen, auf genaueste Einhaltung der Bestimmungen zu achten.
Die Nahkampftage sollten mit dem 1. Dezember 1942 an gezählt werden. Da jedoch rückwirkend bis zu 15 Nahkampftage angerechnet werden konnten, gab es sofort Soldaten, die gleich mit der Stufe in Silber ausgezeichnet werden konnten und dann auch recht schnell die Bedingungen für die Nahkampfspange in Gold erfüllt hatten. Erste Nachweise für Verleihungen der 3. Stufe lassen sich bereits für den Juni 1943 finden. Da es zu diesem Zeitpunkt jedoch noch keine Dienststelle gab, die Angaben über derartige Verleihungen zusammentrug, dürften wohl eine große Zahl von Verleihungen der Nahkampfspange in Gold aus der Zeit Sommer und Herbst 1943 unbekannt sein. Es war zu diesem Zeitpunkt noch eine Auszeichnung ohne besonderen Stellenwert, und dementsprechend wurde gehandelt.
Was die rückwirkende Anrechnung der Nahkampftage ab dem 22. Juni 1941 betraf, gab es in der Fronttruppe Beschwerden, warum dies nur für die Rußlandkämpfer zutreffen soll. In Nordafrika stand man sogar seit einem noch längeren Zeitraum im ununterbrochenen Kampfeinsatz. Somit wurde dieser Teil der Stiftungsverordnung auch auf diesen Kriegsschauplatz ausgedehnt und konnte zur Anwendung kommen
Franz Schmid war aufgrund seiner Verwundung vom 30. September 1941 nicht ununterbrochen vom Beginn des Rußlandfeldzuges an bis zum Dezember 1942 im Fronteinsatz. Ob und wenn ja wie viele Nahkampftage ihm rückwirkend angerechnet worden, ist nicht bekannt. Sein Soldbuch ist ihm bei Kriegsend verlorengegangen. Auch sonst sind keine Aufzeichnungen über seine Nahkampftage erhalten geblieben.

Aus diesem Grunde ist auch nicht ganz zu klären, ob ihm überhaupt die Nahkampfspange in Bronze verliehen wurde. Eine Urkunde dazu ist nicht vorhanden. Auf den Bildern, die während seines Urlaubes im September 1943 entstanden, ist die Auszeichnung nicht zu sehen. Die Nahkampfspange in Silber erhielt Franz Schmid am 20. Oktober 1943. Er hatte somit zu diesem Zeitpunkt mindestens 30 bestätigte Nahkampftage. Es ist daher davon auszugehen, daß eine Verleihung der 1. Stufe tatsächlich nicht erfolgt ist. Franz Schmid selbst kann sich zumindest nicht daran erinnern. An dieser Stelle sei noch einmal gesagt, es war zum damaligen Zeitpunkt eine Auszeichnung ohne einen besonderen Stellenwert.
Es gibt eine ganze Reihe von Trägern der Nahkampfspange in Gold, die ebenfalls mindestens eine Stufe dieser Auszeichnung übersprungen haben, selbst wenn man die rückwirkende Anrechnung außen vor läßt. Somit wäre dies im Fall von Franz Schmid keine wirkliche Auffälligkeit. Interessanterweise sind ihm jedoch zwei Varianten der Urkunde zur Nahkampfspange in Silber ausgehändigt worden.
Als Franz Schmid Ende September 1943 aus dem Urlaub an die Front zurückkam, erreichte die 17. Panzerdivision gerade ihre neuen Stellungen im Dnjepr-Brückenkopf südlich Saporoshnje. Die Tage der Erholung in der Heimat verblaßten sofort, da ihn der Frontalltag in die rauhe Wirklichkeit zurück holte. Die wichtigste Aufgabe für die Pioniere war das Minenverlegen vor den neuen Stellungen, in denen man sich ebenfalls dem russischen Ansturm erwehren mußte.
Die russischen Angriffe hielten noch bis in die ersten Oktobertage hinein an, konnten jedoch immer wieder abgewiesen werden. Trotz der vielen Rückzugskämpfe war die Moral der deutschen Truppen noch sehr hoch, wie sich auch immer wieder bei erfolgreichen Gegenstößen bewies. Nach der

VORLÄUFIGES

BESITZZEUGNIS

DEM

Feldwebel Franz Schmid

2./Pz.Pi.Btl.27

VERLEIHE ICH FÜR TAPFERE TEILNAHME AN

30

NAHKAMPFTAGEN

DIE 2. STUFE DER

NAHKAMPFSPANGE

IM FELDE, DEN 20.10. 1943.

MAJOR UND BTL.-KOMMANDEUR

Dieses vorläufige Besitzzeugnis für die Nahkampfspange in Silber trägt die Unterschrift von Major Frank, dem Kommandeur des Panzerpionierbataillons 27. Es ist eine der seltenen Frontfertigungen.

BESITZZEUGNIS

DEM Feldwebel
(DIENSTGRAD)

Franz Schmid
(VOR- UND FAMILIENNAME)

2./Pz.Pi.Btl.27
(TRUPPENTEIL)

VERLEIHE ICH FÜR TAPFERE TEILNAHME

AN 30 NAHKAMPFTAGEN

DIE 2. STUFE DER

NAHKAMPFSPANGE

Im Felde, den 20.10.1943
(ORT UND DATUM)

(STEMPEL)

I.V.

(UNTERSCHRIFT)

Oberleutnant und Btl.-Führer
(DIENSTGRAD UND DIENSTSTELLUNG)

Das vorschriftsmäßige Besitzzeugnis im Din-A5-Format mit Vordruck ist interessanterweise ebenfalls am 20. Oktober 1943 ausgestellt worden, unterzeichnet jedoch von einem Oberleutnant Brugger als Bataillonsführer. Es muß daher nachdatiert worden sein.

Abwehr der feindlichen Angriffe trat für zirka 16 Tage Ruhe ein.
Mitte Oktober verlegte die 2. / PzPiBtl 27 in den Abschnitt ostwärts Selenyi-Gai. Seit Beginn des Einsatzes im Juli 1943 waren die Pioniere meist Seite an Seite mit den Angehörigen des Panzergrenadierregiments 40, so auch bei den folgenden Kämpfen.
Am 20. Oktober 1943 war Franz Schmid die Nahkampfspange in Silber verliehen worden. An diesem Tag wurden ihm dafür zwei Schriftstücke ausgestellt. Das vorläufige Besitzzeugnis trägt die Unterschrift vom Bataillonskommandeur, Major Oskar Frank. Das zweite, das eigentliche Besitzzeugnis, trägt die Unterschrift von Oberleutnant Brugger, der mit dem Zusatz Bataillonsführer gegengezeichnet hat. Als Angehöriger des Stabes übernahm Oberleutnant Brugger immer mal wieder vertretungsweise die Führung über das Panzerpionierbataillon 27. Es ist davon auszugehen, daß er dies auch an jenem 20. Oktober 1943 tat. Ob Major Frank an diesem Tag in Urlaub ging, oder verwundet wurde, ist jedoch nicht bekannt.
Einen Tag später, am 21. Oktober 1943, begann ein längst erwarteter russischer Großangriff auf den Abschnitt bei Selenyi-Gai. Auf der Gegenseite hatte man sich kaum bemüht, die tagelangen Vorbereitungen dazu zu verschleiern.

„Wir Panzerpioniere und Panzergrenadiere hatten uns längst damit abgefunden, daß wir aus Mangel an Infanteriedivisionen im Stellungs- und Grabenkrieg eingesetzt wurden. Was uns da noch alles an Überraschungen und Grausamkeiten bevorstand, das sollten wir sehr schnell erfahren. Unsere Aufklärungsflüge hatten die Vorbereitungen für einen neue russische Offensive längst feststellen können.
Wir blieben jedoch auch nicht untätig und nutzten die noch verbleibende Zeit, um unsere Stellungen weiter auszubauen und das Vorfeld mit Stacheldraht und T-Minen zu versehen. Einige 100 Meter weiter hinter der Hauptkampflinie war

auch eine Auffangstellung vorbereitet, die aber leider nicht besetzt war. Diese Auffangstellung mußte von den eventuell zurückgehenden Soldaten, die dem harten Druck des Feindes weichen mußten, besetzt und gehalten werden, bis eventuell Verstärkung und Panzer herangebracht waren.
Jede Nacht verbrachten wir mit Ausheben und Ausbauen von Verbindungsgräben. Wir schufteten wie die Tiere. An günstigen und höheren Stellen, an denen wir gutes Sichtfeld hatten, bauten wir auch Maschinengewehrbunker aus, die mit Baumstämmen abgedeckt wurden, so daß sie wenigstens von oben sicher waren.
In diesen Bunkern waren die sogenannten Schweige-MG's untergebracht. Diese Maschinengewehre durften bei kleinen Scharmützeln nicht in Aktion treten, um vom Feind nicht ausgemacht und erkannt zu werden. Wir durften erst das Feuer eröffnen, wenn der Feind mindestens bis auf 100 Meter heran war und wirkungsvoll bekämpft werden konnte.
Wie man in Rußland alles erwarten konnte, so konnten wir auch diesen Angriff erwarten. Jeden Tag schossen sich weitere Batterien Artillerie auf unsere Stellungen ein. Leichte bis schwere Geschütze. Gut zwei Kilometer vor unseren Stellungen lag ein Wald, der vollgepfropft war mit Panzern, Pak und russischer Infanterie. Wie sich später herausstellte, lauter Garderegimenter, die den Durchbruch erzwingen sollten.
Am Morgen des 21. Oktober 1943, so gegen 4 Uhr, glaubten wir, der Weltuntergang sei gekommen. Der Russe trommelte zwei Stunden lang mit allen ihm zur Verfügung stehenden Waffen auf unsere Stellung und pflügte alles um, wie einen Sturzacker.
Mit Beginn des Artilleriefeuers räumten wir befehlsgemäß unsere Stellungen und gingen in unsere Auffangstellungen zurück. Durch Verbindungsgräben war die Hauptkampflinie mit der Auffanglinie verbunden, so konnten wir ohne ge-

sehen zu werden unsere Stellungen erreichen.
Zwei Stunden Trommelfeuer, daß man glaubt die Welt geht unter, und dann schlagartig eine Ruhe wie in einer Kirche. Die Artillerie hatte aufgehört zu schießen, jetzt wußten wir, daß der Russe mit seinen Panzern und seinen Massen an Infanterie zum Angriff antritt. Wir rafften unsere Waffen und Nahkampfmittel zusammen und besetzten unsere Hauptkampflinien wieder, soweit sie noch vorhanden waren.
Alles war umgeackert und dem Erdboden gleichgemacht. Kaum ein paar Meter von unserer alten Stellung waren noch sichtbar. Zeit zum Jammern hatten wir keine, schnellstens mußten wir die noch vorhandenen Gräben und Granattrichter besetzen, die ja zur Genüge vorhanden waren. Hätten wir unsere Stellung während des Beschusses nicht geräumt, ich glaube, es wäre kein Mann übrig geblieben.
Uns blieb nicht einmal die Zeit, eine Zigarette anzuzünden, da trat schon der Russe aus dem vor uns liegenden Wäldchen heraus zum Angriff an. Voraus eine Menge an Infanterie, dann Panzer mit aufgesessener Sturminfanterie. Sie bewegten sich drohend und alles niederwalzend auf unsere Stellung zu.
Noch waren sie zu weit weg, um das Feuer zu eröffnen. Wir mußten sie bis auf 100 m herankommen lassen, um sie mit unseren MG´s wirksam bekämpfen zu können. Auf ein Leuchtzeichen setzte mit einem Schlag unser Abwehrfeuer ein. Artillerie und Granatwerfer schossen Sperrfeuer 100 m vor unserer HKL. Dazu kamen die vor der Hauptkampflinie verlegten Minenfelder, wo wir aber nicht wußten, wie weit die Minen das Trommelfeuer überstanden hatten.
Solange unsere Maschinengewehre in Ordnung waren, hatten wir keine Angst vor der Infanterie. Wir mähten sie nieder wie Klee. Für den Moment hatte es ausgesehen, als renne der russische Angriff gegen eine unsichtbare Wand. Durch die Wucht und das Krepieren der Granaten blieb

ihnen buchstäblich die Luft weg. Es war faszinierend und gleichzeitig so grausam mit anzusehen, wie Menschen und Material durch die Luft flogen und reglos liegen blieben. Was die Artillerie nicht in den Boden stampfte, das wurde durch unsere MG´s und ihre Schützen von den Beinen gerissen.
Der erste Angriff war noch nicht ganz abgeschlagen, da kam der Russe schon mit der zweiten Welle an. Die Panzer, die hinter der Infanterie vorrückten und bis jetzt den Angriff nur mit ihren Kampfwagenkanonen unterstützten, gingen jetzt mit aufgesessener Infanterie zum Angriff über. In schneller Fahrt kamen die Panzer auf unsere Stellungen zu, es waren an die 40 Stück, die abwechselnd fahrend und schießend versuchten uns zu überrollen. Wir selbst konnten nichts tun, außer die Infanterie von den Panzern zu trennen. Denn Panzer ohne infanteristische Begleitung sind ziemlich wehrlos gegen Panzervernichtungstrupps.
Alles wartete und hoffte: Jetzt muß es doch endlich soweit sein, daß sie in unser Minenfeld fahren. Und schon kam auch der Moment in dem der erste Panzer durch eine unserer Minen in die Luft flog. Der erste Russenpanzer blieb mit Kettenschaden liegen, kurz darauf der zweite und rechts davon mit abgerissener Kette der dritte. Vorerst getraute sich von den angreifenden Panzern keiner mehr weiterzufahren. Die am nächsten stehenden Panzer wurden von unserem Panzervernichtungstrupp unschädlich gemacht. Unsere Panzerabwehrgeschütze hatten alle Hände voll zu tun, um uns die T-34 vom Leibe zu halten. Weiter rechts von uns, bei einer Nachbarkompanie war es dem Russen jedoch gelungen, mit 10 bis 15 Panzern durchzubrechen und die Hauptkampflinie zu besetzen. Wir riegelten sofort mit einigen MG´s nach rechts ab, um dem Russen ein Ausweiten der Einbruchsstelle unmöglich zu machen.
Wir hatten uns während des Angriffes nicht nur gegen die

Bodentruppen zu wehren, von der Luft aus wurden wir zusätzlich von russischen Schlachtflugzeugen mit Bomben beworfen und mit Bordkanonen beschossen. Der Angriff aus der Luft kam oft so überraschend, daß man keine Zeit mehr hatte in Deckung zu gehen. Durch den Krach der einschlagenden Granaten und dem Lärm der Panzerketten konnten wir sie beim Anflug sehr oft nicht hören.
Die russischen Panzer, die vor uns herumkurvten, hatten in der Zwischenzeit soviel Arbeit mit unserer Flak und der Panzerabwehr, daß sie für uns vorerst keine Gefahr mehr waren.
Von den angreifenden Panzern waren schließlich fast alle abgeschossen oder getürmt. Die lahmgeschossenen Stahlungetüme waren ebenfalls außer Gefecht gesetzt. Die ausbootenden Panzerbesatzungen hatten wir erledigt, soweit sie sich nicht ergeben hatten.
Unsere Pak und die 8,8-cm-Flak hatten sehr gute Arbeit geleistet, aber leider waren auch sie von Ausfällen nicht verschont geblieben. Unsere Kompanien wurden von Angriff zu Angriff schwächer. Trotz alledem, die Stellungen mußten gehalten werden!
Wie schon erwähnt, war es dem Russen ein paar 100 Meter weiter rechts von uns gelungen, die Front aufzureißen und mit den Panzern ins Hinterland durchzubrechen. Sehr weit waren sie allerdings nicht gekommen. Sie hatten zwar den Bataillonsgefechtsstand überrollt, aber unser Bataillon und seine Offiziere konnten sich noch rechtzeitig absetzen. Am Wichtigsten war jetzt, die Einbruchstellen abzuriegeln und den nachrückenden Panzern und der Infanterie den weiteren Durchschlupf zu verwehren. Dazu wurden aus ruhigeren Abschnitten Panzerabwehrkanonen abgezogen und an dem gefährdeten Abschnitt eingesetzt. Die Panzer, die in unser Hinterland durchgebrochen waren, interessierten uns nicht mehr, mit denen mußten „die da hinten“ fertig werden.

In unserem Abschnitt war es deswegen nicht ruhig, der Russe schoß unvermindert mit seiner Artillerie auf unsere Stellungen und versuchte immer wieder anzugreifen. Nach ungefähr zwei Stunden kam bei uns der Befehl: „Fertig machen zum Gegenstoß!“
Unsere Panzer, die in der Zwischenzeit im Hinterland in Bereitstellung gegangen waren, um den durchgebrochenen Feind aufzuhalten, traten mit Infanterie zum Gegenstoß an. Ihre erste Aufgabe war, die durchgebrochenen feindlichen Panzer zu vernichten und ihre Begleitinfanterie auszuschalten. War dies geschehen, ging der Angriff gleich weiter zur Bereinigung der Einbruchsstelle. Wir hörten schon das Schießen und sahen die Rauchsäulen im Hinterland von den in Brand geschossenen Panzern. Nun wußten wir, jetzt kommt kein feindlicher Panzer mehr zurück über die Hauptkampflinie. Wer sich nicht ergeben hat ist gefallen.
Als dann unsere Panzer und Sturmgeschütze mit vorangehender Infanterie zum Angriff auf die vom Russen besetzte Hauptkampflinie vorgingen, griffen auch wir in den Kampf ein und versuchten von links her den Graben aufzurollen.
Die zurückzuerobernde HKL war voll mit Russen, dementsprechend war auch die Gegenwehr. Der Russe wollte ja von hier aus weiter vorstoßen, zu einer nächsten Offensive. Beim ersten Angriff gelang es uns nicht, unsere alten Stellungen zurückzuerobern, denn der Russe machte seinerseits immer wieder mit neuen Kräften den Versuch, in den eroberten Graben einzudringen und seine Kräfte zu verstärken. Mit Panzern und Infanterie griff er immer wieder an, so daß wir Arbeit genug hatten, den angreifenden Feind abzuwehren. Erst am Nachmittag, als wir wieder Unterstützung bekamen und unsere 3. Pionierkompanie mit Flammenwerfern im Stoßtrupp mit angriff, gelang es uns, in den Graben einzubrechen und ihn im Nahkampf Mann gegen Mann zurückzu-

erobern. Hätten wir die russischen Verluste gehabt, wäre keiner von uns übrig geblieben.
So ging das Ringen um den Brückenkopf Tage lang hin und her, bis es dem Russen doch gelang, an einer anderen Stelle durchzubrechen. Er drang mit seiner Übermacht in unser Hinterland ein und versuchte uns einzuschließen. So wurden wir gezwungen, bei Nacht und Nebel unsere Stellungen aufzugeben, um nicht in Gefangenschaft zu geraten. Solch starke Kräfte hatten wir nicht mehr zur Verfügung, um dem Russen Paroli bieten zu können.
So ist es uns immer gegangen, die ersten Angriffe konnten wir noch abwehren, aber der Russe kam wieder und immer wieder, und langsam zermürbte er uns mit seiner Übermacht an Menschen und Material. Wenn bei uns 100 Mann gefallen waren, gab es keinen Nachersatz mehr. Der Russe kam am nächsten Tag dafür mit der doppelten Zahl an Menschen und Panzern. Ich kann mich nur selten an einen Angriff erinnern, wo der Feind nicht in zehnfacher Übermacht war. Es hat schon sehr oft große Überwindung benötigt, um nicht alles liegen und stehen zu lassen und davon zu laufen! Es gab oft böse Worte, wenn einer die Nerven verlor und abhauen wollte. Wenn jemand in dieser Situation war, mußte man ihn notfalls mit Gewalt zurückhalten, sonst wäre einem der ganze „Haufen" davongelaufen.
War es denn auch ein Wunder? Tage lang nicht geschlafen, Tag und Nacht Artilleriebeschuß, keine einzige Stunde Ruhe, und am anderen Morgen kamen sie wieder daher, so dicht aufeinander, daß man meinte, jetzt stampfen sie uns endgültig in den Boden.
Solche Angriffe und Gegenangriffe könnte ich noch viele beschreiben, aber es ging in allen auf das Gleiche hinaus. - Kämpfen und Sterben im Glauben an das Vaterland."

Die Kämpfe bei Selenyi-Gai hatten allein die 2. / PzPiBtl 27 am 21. Oktober 1943 vier Tote gefordert. Folgt man den Schilderungen von Franz Schmid über den Ablauf und die Heftigkeit der Kämpfe, dann könnte man meinen, vier Tote wären dabei nicht viel. Für eine bereits stark geschwächte Kompanie bedeutete dies jedoch einen erneut schweren Verlust, zumal noch eine Zahl an Verwundeten hinzukam.
Franz Schmid selbst war am 22. Oktober 1943 bei Selenyi-Gai am Gesäß verwundet worden. Es wurde ihm als seine vierte Verwundung angerechnet. Schmid verblieb damit jedoch bei der Truppe.

„Bei diesem Gefecht war auch ein guter Kamerad von mir verwundet worden, der Leopold Rietzler. Er war Unteroffizier und Gruppenführer der 8. Gruppe. Er hatte mit mir gemeinsam das EK I erhalten. Als wir durch das dauernde Drängen der Russen doch zurückgehen mußten, bekam er einen Schuß in den Hintern. Wir lachten noch mit ihm darüber, weil er den Russen seine „Zielscheibe" hingehalten hatte. Aber nach zwei Tagen kam aus dem Lazarett die Nachricht, daß er einem Bauchschuß erlegen sei. Der Schuß war ihm nicht nur in den Hintern gegangen, sondern auch in den Unterleib."

Nach den oben geschilderten Ereignissen zog sich die 17. PD in schweren Rückzugskämpfen über den Raum südlich Nikopol hinter den Dnjepr zurück. Von da aus ging es weiter über Chersson in den Raum südwestlich von Kriwoi Rog.

„Wir lagen wieder einmal in Bereitstellung und warteten auf einen in den nächsten Tagen stattfindenden russischen Angriff. Unsere Panzer fuhren am Rande eines Dorfes in Bereitstellung. In diesem Dorf waren auch wir Pioniere eingesetzt. Das Gelände war zum großen Teil naß bis sumpfig, besonders die Tiger-Panzer konnten nicht überall fahren.
Einer dieser Tiger-Panzer hatte sich in einem Garten festgefahren und saß mit der Bodenwanne auf, so daß er weder vorwärts noch rückwärts aus dem nassen Gelände herauskam. Mit lauter Hin- und Herfahrerei war ihm eine Kette

abgesprungen, und jetzt ging natürlich gar nichts mehr. Abschleppen konnten sie ihn nicht, weil die anderen Kampfwagen nicht so nahe an ihn herankamen, ohne dabei selbst zu versinken. Jetzt kam wieder der Ruf nach den Pionieren.
Ein Hauptmann, der Führer der Panzerkompanie, kam zu unserem Kompaniechef und meinte, ob wir nicht etwas unternehmen könnten, um den Panzer wieder flott zu bekommen. Bei einem Angriff der Russen müßte er den Kampfwagen stehen lassen und sprengen. Am Besten wäre halt ein Glied aus der Kette zu sprengen, ohne daß der Panzer selbst beschädigt würde. Mein Chef sagte natürlich gleich ja zu der Sache und meinte, er habe für solche Dinge einen Spezialisten. Er schickte einen Melder mit dem Auftrag los: „Feldwebel Schmid sofort zum Kompaniegefechtsstand!"
Im Gefechtsstand angekommen, erläuterte man mir, um was es ging, und machte mir auch klar, falls der Kampfwagen dabei beschädigt würde, koste dies dem Deutschen Reich eine Viertelmillion Reichsmark. So viel etwa kostete seinerzeit ein Tiger-Panzer.
Nun suchte ich mir aus meinem Zug vier „alte" Pioniere aus, die vom Sprengdienst noch eine Ahnung hatten. Um einen Widerstand für unsere Sprengladungen zu bekommen, mußten wir das weiche Erdreich bis unter die Ketten ausheben. Zwei Betonsäulen, die wir im Garten ausgegraben hatten, legten wir dann darunter. Anschließend legten wir zwei Sprengbüchsen mit je einem Kilo Sprengmunition auf die Panzerketten. Die Zeitzündschnur mit den Sprengkapseln wurde angebracht, und dann das Ganze mit Sandsäcken beschwert und verdichtet. In der Zwischenzeit hatten andere Pioniere einen Knüppeldamm zu diesem Panzer gebaut, um einem anderen Kampfwagen das Abschleppen zu ermöglichen.
Jetzt kam der große Augenblick, die Zündung. Was wird es

alles wegreißen? Wird der Kampfwagen beschädigt? Der Rauch hatte sich noch nicht verzogen, schon waren alle Beteiligten an der Sprengstelle und staunten. Die Panzerkette war durchschlagen, ohne ein Laufrad oder die Bodenwanne zu beschädigen. Die Besatzung konnte nun daran gehen, ihren Panzer wieder instand zu setzen.
Der Kompaniechef der Panzer kam später zu mir ins Quartier und bedankte sich für die gute Arbeit. Er überreichte meinen Soldaten und mir eine Flasche Steinhäger. Bei meinem Kompaniechef hatte ich ab sofort wieder einen Stein mehr im Brett.
Der Auftrag unserer Kampfgruppe lautete: Den angreifenden Feind aufzufangen, zurückzuschlagen, oder zu vernichten. Man ging dann aber wieder zu der alten Taktik über, die hieß: Angriff ist die beste Verteidigung. Es war etwa die halbe Kampfgruppe: sieben Panzerkampfwagen VI „Tiger", mehrere Selbstfahrlafetten auf Fahrgestell Panzerkampfwagen IV mit 15-cm Artillerie, eine Kompanie Infanterie mit Schützenpanzerwagen und ein Zug Pioniere zum Minenräumen und zum Freimachen von Wegen. Wir Pioniere hatten nur Radfahrzeuge, deshalb wurden wir mit unserem Gerät auf die Panzer und Schützenpanzerwagen verteilt. Die Schützenpanzer waren ja sowieso nicht voll besetzt.
Ungefähr zehn Kilometer waren wir schon ins feindliche Hinterland vorgestoßen, als uns plötzlich ein Funkspruch zur Umkehr aufforderte und uns in eine andere Richtung dirigierte. Der Russe hatte etwas weiter links von uns mit dem Angriff begonnen, und war im Begriff unsere Verteidigungslinien zu durchbrechen. Im Eilmarsch rollten wir bis auf eine Anhöhe zurück, von der aus wir den ganzen Angriff überblicken konnten. Unsere Panzer gingen sofort am Rande des Abhanges in Stellung und eröffneten das Feuer. Einer der Panzerkommandanten rief uns noch zu: „Paßt auf, jetzt machen wir altes Eisen." Und es war auch so.

In kürzester Zeit waren an die 30 Pak-Geschütze vernichtet. Diese konnten nicht so schnell „abhauen", und waren somit für unsere Panzer ein leichtes Ziel. Wie viele russische Panzerwagen abgeschossen wurden, weiß ich heute nicht mehr genau. Aber an die 60 bis 70 waren es bestimmt. Überall „unter" uns brannten Panzer und Kampfwagen. Es war herrlich anzusehen, so grausam es auch war.
Die Infanterie und wir Pioniere waren mit unseren MG´s zwischen den Panzern in Stellung gegangen und mischten kräftig mit. Lohnende Ziele gab es für die MG´s genug. Unsere Panzerwagen hatten den Vorteil, daß sie auf einer Höhe standen, und die russischen Panzer ihre Kanone nicht so hoch drehen konnten, um unsere Wagen abzuschießen. Überall im Gelände vor uns brannte und rauchte es, und der Mensch freute sich, wenn andere Menschen oft noch bei lebendigem Leibe in ihren so eben abgeschossenen Panzern verbrannten oder erstickten. Aber im Krieg galt immer nur das Eine: „Du oder ich!"
In ein paar Stunden war der Angriff abgeschlagen, und wer noch konnte ging zurück. Die russischen Panzer hauten jetzt mit Volldampf ab. Aber was nutzte es uns, wenn wir einen Angriff abgeschlagen hatten? Am nächsten Tag kam der Russe mit der doppelten Anzahl an Menschen und Material wieder. Wenn wir im gesamten Krieg nur die Hälfte an Panzern gehabt hätten wie der Russe, so wäre er von uns bis nach Sibirien gejagt worden. Unsere Panzerkampfwagen VI „Tiger" waren lange Zeit für den Russen nicht abzuschießen. Dafür hatte er es mit unserem Panzer IV leichter. Der war nicht so stark gepanzert, aber wendiger und schneller. Ein großer Vorteil unserer Kampfwagen war, daß sie alle über Funk und Bordsprechanlagen verfügten. So konnten sie sich bei einem Angriff gegenseitig lenken und warnen. Der Russe besaß diese Funkausstattung nicht, dafür konnte er mit der Menge an Material alles niederwalzen. Im einzelnen Kampf

jedoch war er unseren Kampfwagen unterlegen."

Ein deutscher Kampfwagen VI „Tiger".

Nach einer kurzen Auffrischung wurde die 17. Panzerdivision Anfang November 1943 in den Brückenkopf von Chersson verlegt. In der Nähe des Schwarzen Meeres bezog sie am Dnjepr Verteidigungsstellungen und erlebte vorerst einige ruhige Tage.
„In dieser Zeit hatten wir zum ersten Mal einen Kompaniechef, der nicht aus unserem Pionierbataillon war. Es war der Hauptmann Zorn, er kam vom Panzergrenadierregiment 40.
Innerhalb der Division war der Befehl herausgegeben worden, jedes Infanteriebataillon sollte eine Pionierkompanie aufstellen und ausbilden. Jedes Bataillon sollte somit seine eigenen Pioniere erhalten, die sogenannten weißen Pioniere. Sie trugen weiterhin die weißen Litzen der Infanterie, erhielten aber zusätzlich eine Pionierausbildung. Sie sollten das Verlegen von Minen und Stacheldraht-

hindernissen erlernen, auch umfangreichere Kenntnisse im Stellungsbau usw.
Hauptmann Zorn war somit ein gelernter Infanterist. Er sollte eine dieser neuen Pionierkompanien führen. Da er jedoch auch erst Pionierkenntnisse erlangen mußte, wurde er unserer Kompanie zugeteilt. Und als Oberleutnant Waldner eine Weile nicht mehr bei uns war, ich glaube, er war mal wieder verwundet, führte Hauptmann Zorn während dieser Zeit unsere 2. Kompanie vom Pionierbataillon 27.
Wir lagen zur Sicherung am Dnjepr und unsere Kompanie kam auf eine Insel, auf der es nur Wald und Schilf gab. Das Schilf war mindestens vier Meter hoch und unübersehbar. Mit meinem Zug erhielt ich den Auftrag, Stellungen am Fluß entlang zu bauen und diese auch zu besetzen. Mein Sicherungsabschnitt war etwa fünf Kilometer lang. Die anderen beiden Züge hatten nicht weniger auszubauen und zu überwachen.
Ein ca. 20 - 30 m breiter Altwasserarm trennte die Insel vom Festland. Der Nachschub und die Verpflegung für die Inselbesatzung wurden mit einer Pontonfähre von unseren Kraftfahrern aufrechterhalten. Für unsere Unterkünfte mußten wir selbst sorgen. Wir bauten uns die schönsten Schilfhütten, denn Schilf und Holz hatten wir ja in rauhen Mengen. Der Kompaniechef und der Hauptfeldwebel hatten ihre Unterkünfte so ziemlich in der Mitte der Kompanie.
Ich selbst mußte etwa fünf Kilometer marschieren, bis ich am Kompaniegefechtsstand war. Und dies jeden Tag um 13.00 Uhr nach dem Essen. Eine Woche lang ging das so, dann hatte ich genug. Ich brauchte ein Pferd zum Reiten. Aber wie dieses auf die Insel bringen?
Am Nachmittag ging ich zur Fähre und kundschaftete aus, wann denn die Kraftfahrer meines Zuges an der Fähre Nachtdienst hatten. Mit ihnen sprach ich ab, daß sie in der Nacht zwei Mann meines Zuges ins gegenüberliegende Dorf über-

setzen sollten. Sie hatten von mir den Auftrag, im Dorf bei einem Russen ein Pferd zu requirieren und es dann auf die Insel zu bringen. Meine Kraftfahrer versprachen, mir das Pferd überzusetzen und dann von allem nichts zu wissen.
Das Requirieren des Pferdes ging ganz gut. Einer meiner Soldaten ging zu einem Russen in die Wohnung und lenkte ihn ab. Der andere, er war Metzger von Beruf, stahl in dieser Zeit das Pferd. Noch in der Nacht kamen die Beiden mit dem Gaul zurück. Er wurde sofort in einer Schilfhütte untergebracht. Diese hatten wir schon vorher, gut versteckt im Schilf gebaut.
Am nächsten Tag rief der Hauptfeldwebel wieder an. Wie gewöhnlich mußte ich zum Chef zur Besprechung kommen. Ich hatte es gar nicht eilig, denn ich hatte ja jetzt das Pferd. Wie es der Teufel haben wollte, rief der Hauptfeldwebel nach einer halben Stunde noch einmal an. Er wollte irgend etwas von meinem Zugtruppführer. Statt seiner meldete ich mich. „Was?“, schrie er ins Telefon, „Du bist noch gar nicht unterwegs? Du kommst doch gar nicht mehr rechtzeitig zur Besprechung!“ Ich sagte nur: „Max, verlaß Dich drauf, ich bin zur rechten Zeit da.“ - Jetzt nichts wie raus und auf das Pferd gesprungen. Im Galopp ging´s zum Kompaniegefechtsstand. Das Pferd stellte ich schon 50 m davor ins Schilf. Von hier ging ich dann noch zu Fuß zum Gefechtsstand. Ich schlug die Haxen zusammen und meldete mich beim Kompaniechef, der im gleichen Raum stand wie der Spieß. „Feldwebel Schmid, wie befohlen zur Stelle.“
Der Spieß fragte mich gleich: „Mensch, wie kommst Du in dieser Zeit bis hier rauf?“ Da nahm ihm schon der Kompaniechef, Hauptmann Zorn, das Wort aus dem Munde, und fragte mich: „Schmid, haben Sie heute Nacht das Pferd gestohlen?“ Ich riß wieder die Hacken zusammen und erwiderte: „Jawohl, Herr Hauptmann. Woher wissen Sie denn schon davon?“ Er sagte: „Soeben las ich ein Rund-

schreiben von der Ortskommandantur. Dies besagte, daß heute Nacht ein Pferd gestohlen wurde, und daß das Pferd sofort zurück gegeben und der Täter bestraft werden müsse. Schmid, bringen Sie das Pferd her, und dann sehen wir schon was sich machen läßt."

Es wurde das Pferd begutachtet und anschließend einstimmig beschlossen, daß von dem Diebstahl keiner etwas wissen sollte. Außerdem fehlten dem Kompanietroß drei Pferde, die über den Sommer eingegangen waren. Das Pferd ging später mit und war Kompanieangehöriger bei der Pferdestaffel.

Auf der Insel führten wir eigentlich ein ganz ruhiges Leben. Ab und zu machten die Russen einen Feuerüberfall bei Nacht. Sie schossen halt auch ins „Blaue". Einmal war ich bei Nacht auf Kontrollgang. Meinen Melder hatte ich schlafen lassen, weil er so schön schnarchte. Ich nahm meine MPi auf die Schulter und ging die fünf Kilometer lange Stellung alleine ab. Nun machte ausgerechnet in dieser Zeit der Russe mit seiner Artillerie einen dieser Feuerüberfälle. Bei der ersten Salve ging ich gleich hinter einer dicken Fichte in Deckung und wartete dort ab bis der Feuerschlag vorüber war.

Noch in Deckung hörte ich von vorne Stimmen. Ich blieb in Deckung, machte meine MPi schußfertig und ließ die Personen bis auf Anrufentfernung herankommen. Mein „Halt stehenbleiben, Kennwort!" wurde umgehend beantwortet. Es stellte sich heraus, daß es mein Kompaniechef mit seinem Melder war. Er hatte ebenfalls die Stellungen kontrolliert. Jetzt bekam ich von ihm zuerst einmal einen Anschiß, weil ich in der Nacht alleine die Stellungen abging. Und dies nur weil ich meinen Melder nicht wecken wollte. Der Chef meinte: „Na, was wäre denn, wenn Sie bei dem Feuerüberfall verwundet worden wären, und somit alleine im Wald liegen würden?" Aber es war ja bisher gut gegangen,

warum sollte es nicht auch weiterhin gut gehen? Auf alle Fälle wollte er mich nicht mehr alleine bei nächtlichen Kontrollgängen antreffen.

Tagsüber beschäftigten wir uns immer mit Handgranatenfischerei, die wir dann anschließend gebraten oder gekocht haben. Gekocht wurden sie allerdings nur, wenn wir kein Fett mehr hatten. Es gab hier auch Wasserschildkröten in rauhen Mengen. Wir hatten sogar welche mitgenommen, die dann später an Kinder verschenkt wurden.

Während der Zeit, in der wir auf der „Schilf-Insel" in Stellung lagen, bereiteten wir auch ein Sonderunternehmen vor, den Übergang über den Dnjepr. Im Voraus sei gesagt, daß wir in der 2. Kompanie auch den Divisionsstrafzug hatten. Dieser erhielt beim Übergang über den Fluß seine eigene Aufgabe. Die Soldaten vom Strafzug waren alles Männer, die vom Kriegsgericht wegen leichterer Vergehen zu einem Viertel- oder einem halben Jahr Strafdienst verurteilt waren. Es waren Soldaten vom Gefreiten bis zum Hauptfeldwebel, auch ein Hauptmann war dabei. Sie waren bestimmt keine Feiglinge. Als Verurteilte durften sie weder Hoheitsabzeichen, noch Dienstgradabzeichen und Auszeichnungen tragen, auch keine Waffen. Für sie war Pickel und Schaufel das Werkzeug zum Straßen- und Stellungsbau.

Wie schon gesagt, wir lagen auf einer Insel auf der faulen Haut und hatten mit den Russen nicht viel zu tun, außer daß sie uns mit ihrer Ari ab und zu aus der Ruhe brachten. Der Fluß war an unserer Stelle etwa 300 m breit und auch sehr tief. Uns gegenüber lag wieder eine Insel, auf der sich auch nicht viel rührte. Aber wir wußten nicht, ob sie feindfrei oder vom Feind besetzt war. Beim deutschen Militär war es so, daß man sich eine Arbeit suchte, wenn man keine hatte.

Eines Tages kam der Bataillonskommandeur zur Kompanie mit dem Auftrag, einen Stoßtrupp auszurüsten, den Fluß zu überqueren, und zu erkunden, was sich auf der anderen Insel

abspielte. Ob sie feindfrei war oder nicht. Wieder einmal wurde ich zum Kompaniechef Hauptmann Zorn gerufen. Dieser teilte mir mit, was mir in der nächsten Zeit bevorstand. Ich sollte einen Stoßtrupp von zwölf Mann aufstellen. Aber nicht von meinen Leuten, sondern aus Freiwilligen vom Strafzug.
Wir gingen zum Kompanietroß, bei dem der Strafzug untergebracht war. Dort ließen wir den Zug antreten und erklärten den Soldaten, daß wir zwölf Freiwillige für ein Sonderunternehmen, einen Stoßtrupp über den Dnjepr, brauchten. Sie waren natürlich gar nicht begeistert, ihre Haut zu Markte zu tragen. Dies wo sie ja Strafgefangene waren. Als wir ihnen dann aber klar machten, daß ihnen bei Gelingen des Unternehmens ihre Strafen erlassen und alle mit sofortiger Wirkung ihren Dienstgrad und ihre Auszeichnungen wieder erhalten würden, da waren auf einmal alle dabei. Wir mußten sogar auslosen, wer mitmachen durfte.
Die auserwählten Männer mußten ihre Sachen packen und gingen, mit Gewehren und Maschinengewehren ausgerüstet, mit uns in die Stellung vor. Der Nachschub brachte uns zwei Sturmboote und zwei große Floßsäcke nach vorne. Mit den Floßsäcken wurde erst einmal das Rudern geübt, bis es so leidlich klappte. Wer wußte schon, ob wir es nicht auf dem Rückweg brauchen würden. Dann wurden die Floßsäcke an die Sturmboote gekoppelt und alles für den Stoßtrupp vorbereitet. Auch das Ein- und Aussteigen wurde geübt. Alles wurde immer wieder bis ins kleinste Detail besprochen. Die Tätigkeiten des Einzelnen bei der Landung am feindlichen Ufer und die anschließenden Aufträge. Jeweils zwei Pioniere und Sturmbootfahrer mußten bei den Booten als Sicherung bleiben. Danach sollte eine Gruppe nach links und die andere Gruppe nach rechts aufklären. Auf ein weißes Leuchtzeichen wollten wir dann wieder bei den Booten sammeln. Soweit war alles besprochen und vorbereitet. Jetzt warteten wir nur

noch auf den Einsatzbefehl.
Endlich kam der Bataillonskommandeur Major Frank. Er ließ sich vom Kompaniechef den Einsatz erklären und stellte dann die Frage, wer denn den Stoßtrupp führen solle. „Feldwebel Schmid", war die Antwort. Da meinte der Kommandeur: „Auf gar keinen Fall. Schmid ist Zugführer, und das können wir uns nicht leisten. Das Unternehmen leitet ein Reserve-Offiziersbewerber. Die sollen sich auch ihre Sporen verdienen." Der Unteroffizier, der dann das Unternehmen leitete, war 19 Jahre jung und hatte noch wenig Fronterfahrung. Ich hätte den Stoßtrupp schon geführt, war aber auch nicht böse, daß ich dies nicht mußte.
Vor dem Morgengrauen des nächsten Tages startete das Unternehmen mit dem Übersetzen über den Fluß. Wir standen alle am Ufer und verfolgten das Geschehen bis zur Landung. Da gab es auf einmal eine Detonation. Wir vermuteten, daß unsere Kameraden, bevor sie an Land gingen, eine Handgranate geworfen hatten. Aber es war genau umgekehrt. Eine russische Streife hatte unseren Stoßtrupp noch vor der Anlandung bemerkt und eine Handgranate in ein Sturmboot geworfen. Dieses Boot soff natürlich sofort ab. Jetzt sprang alles was noch konnte an Land und gruppierte sich für den befohlenen Auftrag um. Der Gruppenführer ROB war schwer verwundet worden. Er schrie und brüllte wie ein Stier. Er hatte wahrscheinlich auch Schmerzen wie ein solcher, und vielleicht wußte er auch schon, daß er kein Mann mehr war und nie mehr ein Mädchen lieben konnte. Es hatte ihm die gesamten Geschlechtsteile zerfetzt. Ein paar andere, die in seiner Nähe waren, wurden nur leicht verletzt. Wahrscheinlich hatte er die ganze Ladung aufgefangen. Die Russen waren vermutlich abgehauen, denn es kam zu keiner Schießerei mehr. Vielleicht war es ja auch nur eine Streife, die am Ufer entlang ging. Ein Pionier von uns übernahm das Kommando und brach das Unternehmen wegen der Ver-

wundeten früher ab als geplant. Die Verletzten wurden verbunden so gut es ging, aber die Schmerzen konnte ihnen keiner nehmen. Jetzt mußte alles in einem Sturmboot und Floßsack verladen werden, denn das andere Boot blieb halb abgesoffen am anderen Ufer zurück. Das Unternehmen hatte zwar nicht so geklappt wie erhofft, aber wenigstens waren alle zurück. Nachts darauf fuhren nochmals vier Freiwillige rüber, um den Sturmbootmotor des abgesoffenen Bootes zu holen.

Das Versprechen, das man den Strafgefangenen gegeben hatte, wurde eingelöst. Die Kompanie mußte im Dienstanzug antreten. Am linken Flügel stand der Strafzug. Zehn am Unternehmen Beteiligten wurden ihre Dienstränge und ihre Auszeichnungen zurückgegeben, die restliche Strafe wurde erlassen. Bei den Meisten war der Kompaniechef oder der Spieß gekommen, sie holten sich ihren verlorenen Sohn zurück. Es waren ja gute Soldaten, die halt irgendwann einmal über die Stränge geschlagen hatten und dabei erwischt worden waren. Wer weiß was mir passiert wäre, wenn ich das Unternehmen geführt hätte? Vielleicht wäre ich im getroffenen Sturmboot gewesen. Später sagte mir der Kompaniechef einmal: „Schmid, das sollte keine Strafe sein, daß sie das Unternehmen führen sollten. Ich wollte nur, daß es gelingt."

Der dritte Rußlandwinter

Die relativ ruhige Zeit am Dnjepr war bereits Ende November 1943 beendet. Über Nowy Bug wurde die 17. Panzerdivision in den Raum nördlich von Kirowograd verlegt. Es folgten schwere Abwehrkämpfe im Raum Snamenka. Ab dem 12. Dezember 1943 kämpfte das Panzerpionierbataillon 27 gemeinsam mit dem Panzergrenadierregiment 40 in und um die Ortschaft Bogdanowka.

> „Die Abwehrschlacht bei Bogdanowka vom 12. bis 22. Dezember 1943 wurde zu einer rabenschwarzen Zeit für die Kompanie. Elf Tage lang ging es hin und her, vor und zurück. Heraus kam für uns nichts weiter als eine Menge verwundeter und gefallener Kameraden. Ohne die Verwundeten hatten wir 11 Vermißte und 29 Gefallene zu beklagen. Soviel Nachersatz konnte uns die Heimat gar nicht schicken, den wir jeden Tag verloren. Das war kein Kämpfen mehr, sondern ein einander Totschlagen und Morden!
>
> Der ankommende Nachersatz wurde oft gar nicht mehr von der Schreibstube registriert, sondern kam gleich vom Marschbataillon weg in den Einsatz. Die Gruppenführer mußten die Namen der Neuen aufschreiben und der Schreibstube melden. Oft waren sie noch gar nicht gemeldet, da waren schon die ersten wieder verwundet oder gefallen. Es kam vor, daß der Zugführer seine Männer beim Namen gar nicht mehr kannte.
>
> Der Einsatz ging so lange, bis die 2. Kompanie noch sieben Mann stark war. Sie wurde dann vorübergehend aufgelöst, und der Rest mit meiner Wenigkeit der 3. Kompanie zugeteilt."

Während des Kampfes um Bogdanowka wechselte die Ortschaft mehrfach den Besitzer. Fast jeder Tag war ein Nahkampftag. In der Chronik des PGR 40 wird diese Zeit als die schwerste bezeichnet, die das Regiment zu bestehen hatte. Am

24. Dezember 1943 war die Gefechtsstärke des Panzergrenadierregiments 40 auf 200 Mann gesunken.
Wer die 2. / PzPiBtl 27 Mitte Dezember 1943 geführt hatte, ist nicht mehr bekannt. Der enorme Verlust von 40 Mann allein an Toten und Vermißten innerhalb weniger Tage führte zu ihrer Auflösung. Ihre Gefechtsstärke betrug noch ganze sieben Mann. Einer von ihnen war Feldwebel Franz Schmid. Am 18. Dezember 1943 war er bei Bogdanowka durch einen Granatsplitter an der Hand selbst verwundet worden, aber auch dieses Mal bei der Truppe verblieben. Für seine nunmehr fünfte Verwundung erhielt er das Verwundetenabzeichen in Gold, welches ihm aber erst am 1. August 1944 verliehen wurde.
Aus der Weihnachtszeit 1943 muß auch ein letzter erhaltengebliebener Brief von Franz Schmid an Andreas Wecker stammen, der jedoch kein Datum trägt.

Geht es bei Euch in Italien auch so schrecklich zu wie in Rußland? Was den Kampf anbelangt, wird bei Euch sicher genauso erbittert gekämpft. Aber der Gegner ist doch etwas mehr Mensch. Bei unserer Kompanie ist auch nichts mehr los. Wir sind nur noch ein paar Alte. Unsere Kompanie ist aufgelöst, und einen Kompaniechef hatten wir auch nicht mehr. Ich hatte die Führung über die restlichen paar Mann, aber wie man hört, soll die zweite Kompanie, sobald Nachersatz kommt, wieder aufgestellt werden.
Viele Grüße an alle, die ich noch kenne, Franzl

Nach den schweren Abwehrkämpfen sammelten die Reste der 17. PD hinter der HKL. Bereits Ende Dezember 1943 traf Nachersatz ein, der es auch ermöglichte, die 2. / PzPiBtl 27 wieder als eigene Kompanie zu führen. Die Führung über das nach wie vor kleine Häuflein übernahm ein Leutnant namens Paul Odenthal.
Die Ausweitung der sowjetischen Angriffe nach Süden führte

BESITZZEUGNIS

DEM

Feldwebel Franz Schmid
(NAME, DIENSTGRAD)

2./Pz.Pi.Btl. 27
(TRUPPENTEIL, DIENSTSTELLE)

IST AUF GRUND

SEINER AM 18. 12. 1943 ERLITTENEN

fünftMALIGEN VERWUNDUNG-BESCHÄDIGUNG

DAS

VERWUNDETENABZEICHEN

IN Gold

VERLIEHEN WORDEN.

Im Felde, DEN 1. August 1944

Frank
(UNTERSCHRIFT)

Major und Btl.-Kommandeur.
(DIENSTGRAD UND DIENSTSTELLE)

Die auf den 1. August 1944 datierte Urkunde zum Verwundetenabzeichen in Gold trägt wiederum die Unterschrift von Major Oskar Frank.

die feindlichen Angriffsspitzen in ein im Nordteil der Heeresgruppe Süd geschlagenes Loch von zirka 45 km Breite in die Gegend nordöstlich von Winniza. Diesem nach Süden vorstoßenden Feind wurde nun die 17. Panzerdivision entgegengeworfen. Für die Divisionsangehörigen war dies nicht neu, seit vielen Monaten wurden sie von einem Abschnitt in den anderen geworfen, überall da wo es gerade brannte sollten sie die Feuerwehr spielen.
Gemeinsam mit dem Panzergrenadierregiment 40 marschierte das Panzerpionierbataillon 27 aus dem Raum Bogdanowka ab, die Kettenfahrzeuge im Eisenbahnmarsch, die Räderfahrzeuge auf dem Landmarsch.
Noch am Neujahrstag fuhr die 2. / PzPiBtl 27 in den ersten Einsatz im neuen Frontabschnitt.

„In der Abenddämmerung des 1. Januar 1944 rückten wir in Adamowka ein und bezogen im Bahnhof und in einem Ausbesserungswerk Stellung. Den Ort selbst hatten wir wegen Nacht und Nebel gar nicht gesehen, denn der Bahnhof lag etwas außerhalb des Städtchens.
Wir richteten uns so gut es ging zur Verteidigung ein und stellten unsere Wachen auf. Alle anderen legten sich schlafen, sofern es ihnen nicht zu kalt war. Es war ungefähr Mitternacht, als eine Schießerei begann. Anfangs glaubten wir, die unsrigen hätten das neue Jahr angeschossen, aber als dann die russischen Granatwerfer einsetzten, wußten wir natürlich um den Ernst der Situation. Mein Melder, Obergefreiter Engel, und ich schossen aus einem Fenster was das Zeug hielt. Wir warfen Handgranaten in die haufenweise anstürmenden Russen, aber abwehren konnten wir sie nicht. Mein Melder bekam einen Halsschuß, und ich mußte ihn vom Fenster wegbringen, um ihn zu verbinden. Leider ist er mir unter den Händen verstorben. Ich konnte nichts anderes mehr tun, als seine Erkennungsmarke an mich zu nehmen. Ich mußte ja mit meinem Zug so schnell wie möglich

zurück, um nicht in Gefangenschaft zu geraten.
Dies war eine Nacht- und Nebelaktion, im wörtlichsten Sinne, wie ich sie nur selten erlebt habe. Denn obwohl wir alle wußten, daß die Russen am liebsten bei Nacht angriffen, waren wir doch immer wieder überrascht. In meinem Zug hatten wir zwei Tote zu beklagen, und auch die anderen Züge hatten Verluste.“

Bereits im ersten Einsatz nach der Zuführung des geringen Nachersatzes hatte die 2. / PzPiBtl 27 wieder insgesamt 10 Mann an Toten und Vermißten verloren. Unter den Vermißten befand sich auch Leutnant Paul Odenthal, so daß schon wieder ein neuer Kompanieführer benötigt wurde.
Die 2. / PzPiBtl 27 blieb an der Seite des PGR 40 und richtete sich im neuen Abschnitt zur Abwehr ein. Die Kämpfe der folgenden Tage können als Beispiel dienen, wie sie Franz Schmid in dieser Zeit oft erlebt hat.

„Als ich kurz nach der Dämmerung vom Kompaniegefechtsstand durch die Laufgräben in meinen Unterstand zum Zugtrupp zurück ging, war die Lage noch verhältnismäßig ruhig. Bis auf das übliche Störfeuer der Artillerie und der Granatwerfer. Leuchtpatronen stiegen hoch und MG schossen Streufeuer. Im Mannschaftsunterstand angekommen, zog ich gleich meine Kampfjacke aus und hängte sie an einen Nagel zu meiner Maschinenpistole. Die Jungs hatten eine Hitze im Raum, daß mir trotz der Kälte fast die Luft weg blieb. Die abgelösten und durchgefrorenen Posten, die in den Unterstand kamen, wollten natürlich alle Wärme.
Viel Neues hatten wir beim Kompaniechef nicht erfahren. Aber man vermutete, daß sich in der nächsten Zeit etwas tun könnte. Laut Luftaufklärung wurde der Russe uns gegenüber immer aktiver, deshalb sollten wir unsere Posten und MG-Schützen zu höchster Wachbereitschaft anhalten.
Meistens war es dann so, wenn man dachte, der Russe würde heute mal etwas ruhiger sein, hatte man sich getäuscht. So

gegen Mitternacht ging es auf einmal los. Unsere Alarmglocken (aufgehängte Kartuschen) schepperten und einzelne MG´s fingen auch schon an zu feuern, wenn sie im Schein der Leuchtpatronen etwas erkennen konnten. Jetzt ging es Schlag auf Schlag. Alarmschreie von allen Seiten. „Kampfstarker russischer Spähtrupp vor unseren Stellungen!"
Auf den ersten Alarmton war alles aufgesprungen, hatte sein Gewehr oder die Maschinenpistole geschnappt, und rannte sofort zu seinem Posten. Nur auf der linken Seite unseres Grabens, da ging es nicht mehr weiter, da saß schon der Russe drin. Wir sperrten sofort den Graben ab und gingen zum Gegenstoß über. Mit Handgranaten und aufgepflanztem Seitengewehr schafften wir uns wieder Luft und warfen den Feind aus dem Graben. Auf beiden Seiten wurde wie der Teufel gekämpft, ging es doch jedem um sein Leben! Trotz unserer schnellen Gegenwehr gelang es dem Russen, die MG-Besatzung zu überwältigen und sie als Gefangene mitzunehmen. Zwei russische Soldaten drückten ihnen die MPi in den Rücken und zwangen sie, mit ihnen aus dem Graben zu steigen und feindwärts „abzuhauen". Als der Iwan mit den beiden Gefangenen aus dem Graben war, setzte sich auch der Rest ab, soweit er es noch konnte.
Keine Handgranatenwurfweite war ich von den Gefangenen und den Russen entfernt, aber ich getraute mich nicht, ich hätte ja auch das Leben meiner Kameraden gefährdet. Also was tun? Den Russen wollte ich sie auch nicht lassen. Kurz entschlossen schwang ich mich auf den Grabenrand mit meiner MPi und schrie so laut ich konnte: „Max und Hiasl, volle Deckung!" Die beiden hatten sofort begriffen und ließen sich auf den Boden fallen. Auch die Russen bemerkten, daß da hinter ihnen etwas nicht stimmte, und wollten sich mit ihren MP´s umdrehen. Aber sie kamen nicht mehr dazu. Wir gaben unseren Kameraden noch Feuerschutz bis sie wieder im eigenen Graben waren. Einer von beiden

hatte sogar beim vorherigen Grabenkampf einen Oberarmdurchschuß erhalten und mußte von unserem Sanitäter versorgt werden.
Dem Iwan war es nicht gelungen, bei uns Gefangene zu machen. Wir hatten jedoch etliche Verwundete des Russen ergreifen können. Diese schickten wir zum Bataillon zurück zur Vernehmung. Sobald nun der Russe wieder friedlicher war und sich die Gelegenheit dazu bot, rauchten wir erst einmal gemeinsam die hart verdiente Zigarette. Die erste Aufmerksamkeit unseres MG-Schützen galt aber seinem MG. Es stand noch an alter Stelle, der Russe hatte keine Zeit gehabt, es mitzunehmen oder unschädlich zu machen.
Vermutlich hatte der Russe ein paar Gefangene machen wollen, um Näheres über unsere Stärke und Truppen zu erfahren, denn ein Angriff würde mit Sicherheit nicht mehr lange auf sich warten lassen. Er hatte sich unbemerkt bis an unseren Stacheldrahtverhau anschleichen können. Doch beim Durchschneiden einer Gasse hatte ihn eine Leuchtmine verraten. Diese hatte beim Zerschneiden eines als Spanndraht benutzten Drahtes ausgelöst. Wenn der Russe bei Pionieren angriff, mußte er immer mit Sonderüberraschungen rechnen. Wir bauten Schützenminen und Panzerminen auf Zug- und Druckzünder vor unserer Hauptkampflinie ein, um selbst vor Überraschungen geschützt zu sein.
„Gefangene machen" war ein altes Spiel, das wir ebenfalls schon oft genug mit und auch ohne Erfolg durchexerziert hatten. Tote und Verwundete gab es dabei fast immer.
Nach dem Stoßtruppunternehmen und dem russischen Versuch Gefangene einzubringen, wurde der Russe immer aktiver. Er schoß sich jeden Tag mit neu herangebrachter Artillerie auf unsere Stellungen ein. Eines Tages aber schwiegen die Batterien wieder, bis zum Tage des gegnerischen Angriffs.
Es standen uns eine große Anzahl an Geschützen jeden

Kalibers gegenüber, ohne die Stalinorgeln, oder den leichten und schweren Granatwerfern. Es war offensichtlich, daß der Russe an unserem Frontabschnitt etwas plante.
Auch wir blieben nicht untätig. Wir bauten unsere Auffangstellungen besser aus und legten jede Nacht Panzerminenriegel in unserem Vorgelände an. Wir taten was wir konnten, um dem Russen die Stirn bieten zu können.
An einem frühen Morgen war es dann soweit. Der Russe trommelte mit allen zur Verfügung stehenden Rohren auf unsere Stellungen ein. Stundenlang ein zermürbendes Trommelfeuer, ein Krachen und Bersten der Granaten. Und dazwischen das Schreien der verwundeten und verschütteten Kameraden in ihren getroffenen Unterständen. Stacheldraht und Minen flogen vor unseren Stellungen in die Luft, denn die russische Artillerie pflügte das gesamte Vorfeld um. Der Russe wollte natürlich dadurch unsere Minen unschädlich machen. Solange aber der Iwan mit seiner Artillerie schoß, brauchten wir keine Angst vor einem Angriff zu haben. Die MG´s wurden in den Graben genommen und mit Zeltplanen abgedeckt. Jeder schützte seine Waffe so gut es eben ging vor Dreck und Vernichtung.
Nach stundenlangem Trommelfeuer setzte bei uns auf einen Schlag der Beschuß aus und verlegte weiter ins Hinterland. Das Orgeln und Rauschen der Granaten hörten wir zwar noch, aber die Einschläge waren weit entfernt. Jetzt wußten wir, daß es so weit war. Der Russe würde zum Angriff antreten. Die MG´s, die Handfeuerwaffen und die Panzerfäuste wurden in Stellung gebracht und feuerbereit gemacht. Man war froh, daß endlich das nervenaufreibende Warten ein Ende hatte. Es würde mit Sicherheit nichts „Schöneres" nachkommen, aber man konnte sich wenigstens daran beteiligen.
Auf etwa 1.000 bis 1.200 m sahen wir sie schon kommen. Wie große Kater kurvten die T-34 in der Gegend herum. Sie

blieben mal stehen und schossen, und dann schoben sie sich immer näher an unsere Stellungen heran. Wir wußten, daß wir eigene Panzerwagen nicht zur Verfügung hatten. Die waren zur Zeit in anderen Abschnitten eingesetzt, in denen der Russe schon früher angegriffen hatte. Pak- und Flakgeschütze waren wohl hinter uns im Gelände in Stellung, aber diese eröffneten erst das Feuer als die russischen Panzer schon vor unseren Stellungen waren, um sich nicht mit weiten Fehlschüssen zu verraten. Jetzt mußte jeder Schuß ein Treffer sein.
Unsere Aufgabe war es, die feindliche Infanterie von den Panzern zu trennen und zu verhindern, daß sie unseren Stellungsraum erreichten. Nach stundenlangem Kampf, und nach Hin und Her konnten wir das erste Mal verhindern, daß der Russe einen Durchbruch erzielen konnte. Verluste gab es auf beiden Seiten. Auch der Feind konnte etliche Pak´s und Flakgeschütze von uns vernichten. Unsere Verteidigungslinien wurden dadurch schwächer. Die schweren Waffen konnten nicht mehr so schnell ersetzt werden.
Nach einem abgeschlagenen Angriff gab es immer viel zu tun. Die Verwundeten und Gefallenen mußten zurückgebracht, Stellungen mußten ausgebessert, Munition nach vorne gebracht, und im Kampf beschädigte Waffen mußten erneuert werden. Aber lange ließ der nächste feindliche Angriff nicht auf sich warten.
Es erfolgte ein kurzer, aber schwerer Artilleriebeschuß mit allen Kalibern und Rohren, die Stalinorgeln eingeschlossen. Und hinter dieser Feuerwand kamen schon wieder die ersten Panzer angerollt. Wenn wir beim ersten Angriff 20 T-34 abgeschossen hatten, kam er beim nächsten Mal mit der doppelten oder dreifachen Anzahl an.
Dieses Mal fuhren sie drauflos wie die „Verrückten". Halten, Schießen, Weiterfahren! Unsere Minenfelder waren für sie kein Hindernis mehr. Sie rollten mit ihren Panzern durch,

und was auf Minen lief, blieb eben liegen. Die anderen aber überrollten unsere Hauptkampflinie. Die ausbootenden Mannschaften der ab- und lahmgeschossenen Panzer übernahmen dann wir, wenn sie sich nicht ergaben. Wo die russische Infanterie dieses Mal so schnell herkam, war uns ein Rätsel. Aber bald bemerkten wir, daß sie nach dem ersten Angriff gar nicht mit den Panzern zurückgegangen, sondern in ihren Löchern und Granattrichtern bis zum nächsten Angriff liegengeblieben waren.

Die russischen Flammenwerferpanzer kamen auf uns zugerollt, und wir mußten im Graben nach links und rechts ausweichen, um nicht von den Flammen erfaßt zu werden. Bei lebendigem Leibe verbrannt zu werden und wie eine lebende Fackel herumzulaufen, war auch nicht gerade das Schönste. Dem Russen war es dieses Mal gelungen, durch unsere Hauptkampflinie zu brechen und in unser Hinterland vorzudringen. Langsam aber unausweichlich mußten wir der nachdrückenden Infanterie weichen, bis wir etwa fünf Kilometer weiter hinten auf unsere bereits schwach besetzten Auffangstellungen stießen.

Als der Russe bei uns durchgebrochen war, wurde der gesamte rückwärtige Troß alarmiert. Alles was ein Gewehr tragen konnte, ob Kraftfahrer, Schreibstubenhelfer, Koch oder Rechnungsführer, alles mußte in die Auffangstellungen. So gelang es uns, noch mal den Ansturm aufzuhalten. Aus weniger bedrohten Abschnitten wurden Flak und Pak herangebracht, und es gelang, auch die russischen Panzer zum Stehen zu bringen.

Uns wurde befohlen, den Gegner- mindestens zwei bis drei Stunden aufzuhalten. So lange brauchten unsere eigenen Panzerwagen, die schon im Anmarsch sein sollten. Es folgten noch ein paar harte Stunden. Dabei stand es oft auf der Kippe, ob wir es noch schaffen konnten, den Gegner bis zum Eintreffen unserer eigenen Panzer aufzuhalten.

Ganz ohne Wirkung waren aber auch die von uns immer wieder nachts verlegten Tellerminen nicht geblieben. Diese waren auch vor unserer Auffangstellung verlegt. Mindestens zehn Panzer hatte der Russe dadurch verloren. Endlich hörten wir dann die Abschüsse und das Rasseln unserer in die Bereitstellung rollenden Panzerkampfwagen. Jetzt wurde von unseren Kompaniechefs befohlen: „Unsere Panzer sind in Bereitstellung. Alles fertigmachen zum Gegenstoß! In zehn Minuten ist Angriffsbeginn.“

Anfangs hatte sich der Russe noch hart und verbissen verteidigt, aber langsam und sicher verschafften sich unsere Tiger-Panzer Luft. Auf etwa 1.500 bis 2.000 m vernichteten sie jeden russischen Panzerwagen, oder brachten ihn zum „Abhauen“. Nur schade, daß wir von diesen Fahrzeugen nicht genug hatten. Gänzlich ohne Verluste verlief der Kampf natürlich auch bei uns nicht. Wir hatten Verluste an Panzern und Sturmgeschützen, aber längst nicht so hohe wie der Gegner.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit konnten wir unsere alten Stellungen wieder besetzen, aber wir waren ein kleines Häuflein geworden. Unsere eigene Kompanie hatte zumindest keine Toten zu beklagen. Der Kompaniechef und ich gingen die Stellungen ab und schauten uns die „Bescherung“ an. Deutsche und Russen, Tote und Verwundete, alles lag gemeinsam im Graben oder im Vorfeld. Aber keiner wollte mehr etwas vom anderen. Das Unangenehmste jedoch war immer, unsere toten Kameraden in die Zeltbahnen zu packen und zurück zur Beerdigung zu bringen. Jeder dachte im Stillen: „Wann werden sie mich wohl so zurücktragen?“

Wir warteten sehnsüchtig auf Ablösung oder Verstärkung. Es blieb diese Nacht auch eine Kompanie Infanterie bei uns vorne. Sie war beim Gegenstoß mit uns vorgegangen.

Am nächsten Tag versuchte der Russe in unserem Abschnitt nichts mehr, wußte er doch, daß unsere Panzer nicht weit

waren. Wir wurden abgelöst und konnten uns in den verlausten Russenhäusern erst mal richtig ausschlafen. Lange ließ uns der Iwan aber nicht in Ruhe. Immer wieder mußten wir mit unseren noch verbliebenen Panzern zum Gegenstoß antreten, obwohl wir genau wußten, daß es umsonst war. Es kostete uns nur Menschen und Material.
Am 10. Januar 1944 hatte unsere Kompanie bei Alexandrowka wieder einen schweren Tag. Die Russen griffen mit einer großen Zahl an Panzern in unserem Abschnitt an. Wir hatten zwar erneut Minen verlegt, und so flogen auch einige Panzer in die Luft, aber die Russen fuhren stur weiter. Das Schlimmste war der gefrorene Boden. Wir konnten uns nicht tief genug eingraben, daher war es für die russischen Panzerketten ein Leichtes, unseren Soldaten dabei „behilflich" zu sein.
Wer sich nicht rechtzeitig absetzte und nach Alexandrowka zurückkehrte, blieb auf dem Felde der Ehre. Am Ortsrand Alexandrowka standen unsere Panzer und Sturmgeschütze in Stellung. Wir hatten etwa zehn Panzer gegen die um einiges höhere Anzahl der russischen. Aber einen Tag lang konnten wir sie wieder aufhalten, wobei die Russen etwa die Hälfte ihrer Panzer verloren. Tags darauf mußten wir aber trotzdem zurückweichen, da die Russen links und rechts von uns durchgestoßen waren.
Der Rückzug war meistens nicht so einfach, da es oftmals bei Nacht geschehen mußte und wir die russischen Linien von hinten aufbrechen mußten, um zu den eigenen Truppen zu gelangen. Glücklicherweise waren die Russen meistens zu überrascht, um rechtzeitig zu reagieren, so daß wir ihre Stellungen überrollen konnten, ohne einen Schuß abzugeben. Bis die ersten Leuchtkugeln geschossen wurden, waren wir meist schon im Schutze der Dunkelheit verschwunden. Jener Tag allein hatte meiner Kompanie erneut 14 Vermißte und mehrere Verwundete gekostet."

Den in den Frontdurchbruch geworfenen deutschen Verbänden gelang es bis Mitte Januar 1944, allen weiteren Angriffen zu trotzen und den Gegner zum Stehen zu bringen. Nun sollte die immer noch klaffende Frontlücke geschlossen werden. Dazu wurden mehrere Kampfgruppen gebildet, die gemeinsam angreifen sollten. Eine dieser Kampfgruppen unterstand Oberst Brux, dessen Panzergrenadierregiment 40 den Kern bildete. Zu ihr gehörte auch die 2. / PzPiBtl 27.
Bis Ende Januar 1944 gelang es in sich abwechselnden Angriffs - und Abwehrkämpfen, die Situation im Durchbruchsraum zu bereinigen und einige sowjetische Verbände aufzureiben. Für Franz Schmid, einem der wenigen noch verbliebenen „alten" Pioniere waren dies bereits die dritten Winterkämpfe in Rußland.

„Der Winter war immer eine besonders harte Zeit. In den warmen Jahreszeiten hatten wir wenigstens ausgebaute Stellungen und einigermaßen trockene Bunker mit einem mehr oder weniger stabilen Dach über dem Kopf. Sobald es gefroren war, das bedeutete, die Schlammperiode zu Ende war, begann der Russe mit seiner für uns mittlerweile bekannten und berühmten Winteroffensive.
Wenn wir ausnahmsweise einmal nicht im Schützengraben vorne in Stellung waren und das große Glück hatten, in einer russischen Kate zu sein, hatten wir die Ehre mit einer russischen „Geheimwaffe" Bekanntschaft zu machen. Läuse und Flöhe gab es genügend, und die haben uns bis zum Wahnsinn geplagt und gepiesackt. Wenn es niemand schaffte uns wach zu bekommen, weil wir total erschöpft waren, diese Biester haben es immer wieder geschafft.
Trotzdem zogen wir es vor in den gut geheizten Katen zu bleiben, denn draußen war es bitter kalt, oft bis zu 30 Grad Minus, und es lag ein halber Meter hoch Schnee. Dies bedeutet aber nicht, daß wir nicht trotzdem beschäftigt waren. In den Nächten ging es vor ins Niemandsland, zu

einer unserer Infanterieeinheiten in der Hauptkampflinie. Dort mußten wir die ganze Nacht dann Minen verlegen, Stacheldrahthindernisse ziehen oder Bunker bauen. Pioniere waren eben die Mädchen für alles. War der Russe dann bei einer unserer Einheiten durchgebrochen, kam am Morgen schon der Befehl für uns: „Fertigmachen zum Gegenstoß!"
Leider hatte alles Dagegenstemmen keinen Wert, der Russe war einfach zu stark für uns. Es gab Zeiten, wo er uns in die weite, öde russische Landschaft zurückdrängte, die Übermacht des Gegners war einfach zu groß. Tag und Nacht haben wir dann in geschaufelten Schneelöchern in der Kälte gelebt und geschlafen. Wie ein Federbett war es sicher nicht!
Wenn wir mal Glück hatten, konnten wir in einem Dorf eine Übernachtungsmöglichkeit ausfindig machen, ohne wieder vom Russen angegriffen zu werden. Dabei gab es oftmals einen Kampf um das Nachtquartier. Waren wir endlich in einem Dorf und glaubten einen warmen Platz für die Nacht gefunden zu haben, kamen die russischen Soldaten und wollten ihn auch. Nun mußten wir auch noch um die Nachtlager kämpfen und unsere warmen Schlaflager im Schnee liegend verteidigen.
Solange das Wetter trocken war, war es auszuhalten. Wenn es aber stürmte und schneite, da glaubte man schon manchmal, daß einen gleich der Teufel holt. Es war oft so, daß die deutschen und die russischen Soldaten gleichzeitig ins Dorf hinein wollten, keiner aber raus. In so einem Falle kämpften wir dann solange um das Dorf, bis alle Häuser in Flammen standen.
Ich erinnere mich daran, daß an dem einem Teil des Dorfes die russischen Soldaten und am anderen Ende wir deutschen Soldaten uns um die brennenden Häuser scharten, um sich daran zu wärmen. Möglicherweise glaubten die Russen zuerst, wir seien auch von der russischen Armee, weil wir teilweise russische Uniformen und Mützen trugen. Wir sahen

und beobachteten uns gegenseitig, geschossen hat aber keiner von beiden. Einmal weiß ich, daß wir mit den Russen zusammen die ganze Nacht gemeinsam um ein brennendes Haus saßen und uns wärmten. Wir hatten uns um das brennende Haus geschart, als plötzlich eine Gruppe russischer Soldaten auf uns zu kamen Sie hatten die Gewehre auf dem Rücken und die Hände in den Hosentaschen. Wir sahen sofort, daß sie auch nichts anderes wollten, als sich wärmen. So saßen wir gemeinsam um das brennende Haus und wärmten unsere steifgefrorenen Glieder. Keiner belästigte oder bedrohte den Anderen. Gegen Morgen verschwanden sie im Schneegestöber. Beim Morgengrauen waren wir alle von den Feuerstellen verschwunden, denn nun begann der Krieg wieder.
Wir gerieten von einem Abwehrkampf in den nächsten. Die Russen griffen jeden Tag mit einer Masse Panzern an, daß der gefrorene Boden nur so dröhnte. Die Infanterie kam scharenweise hinterher."

Ein deutscher Soldat besteigt den Innenraum eines mittleren Schützenpanzerwagens (Sd.Kfz. 251).

„Wir lagen zur Verteidigung in einem russischen Dorf. Auf dem freien Feld konnte man sich wegen des hartgefrorenen Bodens fast nicht eingraben. Also blieb uns nichts anderes übrig, als unsere Wohnhäuser auch gleich zur Verteidigung auszubauen. Fast jede Nacht versuchte der Russe, uns mit kampfstarken Spähtrupps aus dem Dorf zu verjagen. Verpflegt wurden wir nur einmal in der Nacht. Unsere Fahrzeuge konnten sich bei Tage nicht sehen lassen. Sie wurden sofort von der feindlichen Pak beschossen. Unser Dorf lag in einer Mulde, und der Russe hatte sich auf den Höhen ostwärts eingegraben. Seine Stellungen waren noch mit Pak verstärkt.

An einem Abend kam wieder einmal das Verpflegungsfahrzeug. Es war der Schrot Josef aus Ingolstadt. Er fuhr durch das Dorf und an unseren Stellungen, sowie an meinem Unterstand vorbei. Es war ein russischer Keller, der mindestens 22 Treppen tief im Boden lag. Diesen Keller benutzten wir als Unterkunft für die wachfreien Mannschaften. Auch mein Zugtrupp und ich waren dort untergezogen. Da kam plötzlich ein Wachposten in den Keller gerannt und schrie: „Herr Feldwebel, unser Verpflegungsfahrzeug ist über die Hauptkampflinie hinaus zu den Russen gefahren. Jetzt bringt er denen unser Essen."

Nachrennen konnten wir dem Fahrzeug nicht mehr. Also was tun? Ich nahm meine Leuchtpistole, rannte die Treppe hoch, und schoß sofort eine Patrone hinter dem Fahrzeug her. Schon nach der zweiten Leuchtkugel mußte der Fahrer stutzig geworden sein, denn der Beifahrer stieg aus, um nachzusehen was los wäre. Da hörte er ja dann auch schon unser Schreien: „Kommt zurück, Ihr fahrt ja unser Essen zum Iwan." Ungeschoren kam unser Fahrzeug auch wieder zurück, und so konnten wir nun selbst an die Verteilung der Verpflegung gehen.

Jedes Mal, wenn ich den Schrot Josef nach dem Krieg beim

Pioniertreffen in Ingolstadt begrüßte, war sein erster Satz: „Woast es no Franze, wia I eier Essa zum Iwan umafahrn wollt? Und wia uns mit die Leichtkugln wiedr zruckgholt hast?"

An einem anderen Tage im gleichen Dorf glückte es einmal dem Iwan uns aus unseren Stellungen zu werfen. Am Anfang deckte er uns mit seiner Artillerie zu, und dann kamen auch noch seine schweren Werfergranaten dazu. Von diesen wog ein Geschoß mindestens eineinhalb Zentner. Hier bekamen wir sie zum ersten Mal zu spüren. Sie rissen ein Loch in den Boden, daß man ein Haus reinstellen konnte. Es war eine neue Waffe des Russen. Er nannte sie „Tochter des Vaterlandes".

Von diesen Granaten schlug eine mitten in eine MG-Stellung von uns. Wir fanden weder von den MG-Schützen, noch vom MG selbst ein Stück wieder. Alles hatte sich in „Nichts" aufgelöst. Als diese vier Granaten einschlugen, hatte das ganze Dorf gebebt. Im gleichen Moment griff auch die russische Infanterie an, die sich dabei bis 100 m vor das Dorf unbemerkt anschleichen konnte. Darauf gingen wir in einer Art Panik um drei bis vier Häuser zurück. Eine MG-Bedienung ließ sogar ihr MG stehen, weil der Russe schon zu nahe an ihnen war. Ich rannte als letzter hinter meinen Soldaten her und brachte sie wieder in Stellung, um den Russen aufzuhalten.

Mein „Zurückrennen" war von einer russischen 3,5-cm-Pak begleitet, die ein regelrechtes Scheibenschießen auf mich veranstaltete. Wie ich da lebend davongekommen bin, ist mir heute noch ein Rätsel. Jedes Mal, wenn sich der Rauch verzogen hatte, rannte ich zum nächsten Haus weiter. Ich sprang in einen Hühnerstall und warf mich sofort zu Boden. Keine Sekunde zu früh. Denn schon ging die nächste Granate in den Stall, so daß die toten Hühner auf mich fielen.

Bei meinen Soldaten angekommen, schickte ich sofort einen

Melder zum Kompaniegefechtsstand, um Meldung zu machen und um Verstärkung ranzuholen. Meine Männer, etwa fünfzehn, nahm ich zusammen, und trat sofort zum Gegenstoß an. Der Russe war jetzt genauso überrascht wie zuerst wir. Er hatte sich noch nicht festgesetzt, und flog auch sofort wieder aus unseren Stellungen raus. Als wir am letzten Haus am Dorfrand ankamen, hörten wir noch russische Stimmen. Also Vorsicht, es waren noch Russen da. Ich nahm ein paar Handgranaten aus meinem Brotbeutel, zog sie ab und warf sie über die Mauer in den Raum, in dem sich noch die Russen aufhielten. Nach der Detonation sprangen wir ins Haus, um ihnen vollends den Garaus zu machen. Es waren sechs Mann, mit denen wir keine Arbeit mehr hatten.
Ungefähr zehn Meter hinter dem Haus befand sich ein Strohhaufen. Diesen hatten wir ausgehöhlt und zur MG-Stellung ausgebaut. Es war die MG-Stellung mit dem MG, das unsere Schützen stehen ließen als sie stiften gingen. Der Russe hatte es noch nicht gefunden, oder einfach noch keine Zeit dafür gehabt. Es stand noch schußfertig am alten Platz.
Als wir schon wieder in unseren alten Stellungen waren, kam der Kompaniechef mit seinem Kompanietrupp und ein paar Kraftfahrern, ungefähr sechs Mann, zum Gegenstoß. Er grinste natürlich wieder, als ich bei seiner Ankunft Meldung machte: „Gegenstoß beendet. Dritter Zug hat seine Stellungen wieder besetzt. Ausfälle: Zwei tote MG-Schützen samt MG, drei verwundete Kameraden."
Es ging noch einige Tage so weiter, aber aus unseren Stellungen brachte man uns nicht mehr heraus. Aus der beschriebenen Mulde versuchte der Russe noch einmal uns anzugreifen. Aber er kam nicht mehr dazu. Den Rand der Mulde hatten wir mit Tellerminen bestückt, und als der Russe uns angreifen wollte, sprengten wir die Böschung samt Iwan elektrisch in die Luft. Die Wirkung schauten wir uns am nächsten Morgen an. Es ist aber besser, sie hier nicht

zu beschreiben.
Bei Nacht und Nebel mußten wir dann aber doch das Dorf räumen, um nicht eingeschlossen zu werden. Es war halt immer das Gleiche: Aus der einen Scheiße heraus, in die nächste hinein."

Mit der Formulierung im letzten Satz könnte man die Tatsache auch beschreiben, daß Franz Schmid bereits Anfang Februar 1944 seinen 50. Nahkampftag bestätigt bekam. Die Nahkampfspange in Silber war ihm nach seinem 30. Nahkampftag am 20. Oktober 1943 verliehen worden. Bedenkt man die eher ruhige Zeit im November, so hatte er die folgenden 20 Nahkampftage größtenteils in einem Zeitraum von zusammen rund zweieinhalb Monaten durchgestanden. Als äußere Anerkennung dafür wurden er und Johann Winkler, ein Obergefreiter aus der 2. / PzPiBtl 27, am 7. Februar 1944 mit der Nahkampfspange in Gold ausgezeichnet.
Im Panzerpionierbataillon 27 waren dies aber nicht die ersten Verleihungen, bereits am 31. Januar 1944 hatte Obergefreiter Martin Retz, Angehöriger der 3. / PzPiBtl 27, die höchste Stufe verliehen bekommen. Insgesamt waren vor ihnen acht Soldaten der 17. Panzerdivision mit der Nahkampfspange in Gold ausgezeichnet worden, die ersten von ihnen bereits am 1. Oktober 1943. Es waren dies gewesen Major Friedrich Lindenberg, Kommandeur des II. / PGR 63, und der ebenfalls in diesem Regiment kämpfende Unteroffizier Alois Weber-Dahlmann.
Als Franz Schmid und Johann Winkler die Nahkampfspange verliehen wurde, verlebte das PzPiBtl 27 gerade einige ruhige Tage hinter der Front.

„Die Verleihung der Nahkampfspange in Gold erfolgte völlig sang- und klanglos, anläßlich eines gewöhnlichen Bataillonsappells. Die Tage in Ruhestellung wurden immer mal wieder zu solchen Appellen genutzt, dazu trat entweder die Kompanie oder das komplette Bataillon, oder besser gesagt, deren Reste auf dem Dorfplatz der jeweiligen

BESITZZEUGNIS

DEM Feldwebel
(DIENSTGRAD)

Franz Schmid
(VOR- UND FAMILIENNAME)

2./Pz.Pi.Btl.27
(TRUPPENTEIL)

VERLEIHE ICH FÜR TAPFERE TEILNAHME AN 50 NAHKAMPFTAGEN

DIE 3. STUFE DER NAHKAMPFSPANGE

Im Felde, den 7.2.1944.
(ORT UND DATUM)

(UNTERSCHRIFT)

Major und Btl.-Kommandeur.
(DIENSTGRAD UND DIENSTSTELLUNG)

Ortschaft an, wo man gerade in Ruhe lag.
Der Bataillonskommandeur, Major Oskar Frank, hielt eine kleine Ansprache und verteilte einige Orden, Eiserne Kreuze oder andere Auszeichnungen. Bei dieser Gelegenheit erhielten wir auch die Nahkampfspange in Gold. Ich und Johann Winkler mußten heraustreten und unser Kommandeur überreichte uns die Auszeichnung.
Zu diesem Zeitpunkt hatte die Nahkampfspange in Gold in keinster Weise die Bedeutung und die Anerkennung wie es später dann der Fall war. Major Frank sprach die übliche Floskel: „In Würdigung Ihrer Verdienste verleihe ich Ihnen im Namen des Führers ...“ Anschließend konnten wir wieder zurücktreten, und damit war es beendet.
Wenn wir im Herbst oder im Winter aus der HKL herausgezogen wurden, ging es meistens hinter der Front bei den armseligen Bauern auf dem Lande ins Quartier. Ein großer Komfort wartete dort nicht auf uns. Meistens mußten wir in einem einzigen armseligen Raum gemeinsam mit den Zivilisten zurechtkommen. Großen Luxus gab es nirgendwo, aber das Wichtigste war ein großer Ofen, der fast ein Drittel des Raumes einnahm und schön warm machte.
Die Russen haben uns zwar nicht gerne gesehen, aber wir haben uns immer ganz gut zusammengelebt. Mit den alten Russen und ihren Frauen haben wir uns meist recht gut verstanden. Die jüngeren Russen dagegen, die von Stalin erzogen worden waren, standen uns oft sehr feindlich gegenüber, bis sie sahen, daß wir ihnen nichts Böses wollten. Den russischen Frauen gaben wir immer Arbeit. Zum Beispiel mußten sie uns unsere Uniformen flicken und nähen, unsere Socken stopfen, oder unsere Wäsche waschen. Sie mußten diese Dienste für uns jedoch nicht umsonst erledigen. Wir organisierten im Gegenzug immer ein oder zwei Kochgeschirre Essen aus der Feldküche, die wir der Hausfrau für ihre Arbeit gaben. Sie nahmen das Essen mit Freude an, und

wuschen uns sogar noch unser Kochgeschirr aus. Wir durften ihnen jedoch keine Kleidungsstücke, keine Wäsche und keine Decken geben, dies wäre für uns und für die Russen zu gefährlich gewesen. Uns wäre es im Falle des Erwischtwerdens als Wehrkraftzersetzung ausgelegt worden, was nicht ohne Strafe geblieben wäre. Für den russischen Zivilisten hätte es jedoch im Falle des Auffindens deutscher Heeresbestände die Todesstrafe bedeuten können. Ab und zu haben wir halt doch einmal etwas vergessen, wenn wir wieder abrücken mußten. Im Großen und Ganzen kann ich nur sagen, daß wir uns mit der zivilen Bevölkerung gut verstanden haben.
Manchmal kam es auch vor, daß während der Zeit die wir beim Russen im Quartier waren, ein kleines Fest gefeiert wurde, meistens war es eine Taufe. Aus diesem Anlaß wurden wir vom Hausherrn auch mal zu einem Wodka eingeladen. Es gab immer selbstgebrannten Schnaps aus Kartoffeln und Zuckerrüben. Dieser wurde von den Russen jedoch nicht aus Schnapsgläsern getrunken wie bei uns, sondern aus den größeren Mundgläsern. Der Kartoffelschnaps hat so gestunken, daß wir uns beim Trinken mit der linken Hand die Nasenlöcher zuhielten und mit der rechten den Schnaps hinunterschütteten.
Anfangs glaubten wir wie trinkfest wir wären, aber die Russen haben uns immer unter den Tisch gesoffen. Die aßen nämlich nach jedem Glas Wodka ein Stück Brot, das den Schnaps wieder aufsaugte. Langsam kamen auch wir auf diesen Trick und wurden so etwas trinkfester. Aber bis es so weit war, übergaben wir uns nach jedem Gelage im Hof. Mit der neuen Methode war es im Magen dann besser, den schweren Kopf behielten wir jedoch auch so tagelang.
Wein oder Bier habe ich bei den Russen den ganzen Krieg über nicht gesehen. Das russische Nationalgetränk war und ist eben der Wodka. Zu diesen Feiern steuerten wir meistens

auch etwas bei, egal ob es Brot, Zucker oder Fleisch war, je nach dem was wir gerade auf unserem Lastwagen hatten. Manchmal konnten wir auch von unserer Feldküche etwas bekommen.
Wir Frontsoldaten hatten die Sympathie der Russen schon gewonnen, aber je weiter wir im Laufe des Krieges zurück kamen, um so unzufriedener ist das Volk geworden. Unsere „Goldfasane“ hatten ihnen das wenige, das sie zum Leben hatten, auch noch abgenommen. Auf diese Art und Weise wurde den Partisanen Vorschub geleistet. „Goldfasane“ waren von Deutschland eingesetzte Gebietskommissare in brauner Uniform mit goldenen Schulterstücken und goldenen Kordeln auf ihren Mützen. Diese Herren waren von der Wehrmacht und von den Russen nicht gerne gesehen.
Die alten Russen hofften die erste Zeit immer, daß die „Germanski“ den Krieg gewinnen würden, denn für ihren Stalin hatten sie nicht viel übrig. Nach ihrem Zaren hatten sie auch keine Sehnsucht mehr, aber der wäre ihnen doch noch lieber gewesen. Die Sympathie der Russen für uns ließ immer mehr nach je näher die Front wieder auf sie zu rückte. Bei ihnen kam wieder die Angst auf vor den Kommissaren und vor Stalin. Auch der Verrat, der aus der eigenen Bevölkerung kam, machte ihnen sehr viel Angst. Verrat und Korruption waren ja in Rußland zu Hause.
Über die Hilfsbereitschaft der russischen Bevölkerung kann man nur Gutes berichten. Die Zivilisten mochten die Partisanen so wenig wie wir, aber sie wurden von ihnen zum Verrat an uns Soldaten gezwungen. Das Letzte was die russischen Bauern an Lebensmitteln hatten, wurde ihnen von ihren eigenen Partisanen abgenommen. Alles in allem trug die Zivilbevölkerung die Hauptlast des Krieges in Rußland.“

Den sowjetischen Angriffen auf den Südflügel der deutschen Ostfront hatte man, wenn auch unter Verlusten, standhalten können. Es bestand noch eine durchlaufende Front von nörd-

lich Saporoshnje bis nordwestlich Kriwoi Rog. Doch dann gelang den Sowjets der Übergang über den Dnjepr beiderseits von Tscherkassy. Mit einer anschließenden raschen Zangenbewegung wurde die deutsche Südfront in eine neue Krise gerissen. Ende Januar 1944 trafen sich die beiden angreifenden Zangenarme südwestlich von Tscherkassy. Mehr als 50.000 deutsche Soldaten waren eingekesselt.
Auf deutscher Seite standen keine Reserven mehr zur Verfügung, so mußte auch das Gebiet am südlichen Dnjepr-Ufer aufgegeben und die Front um rund 100 Kilometer zurückgenommen werden.
Den deutschen Truppen im Kessel wurde die Verteidigung äußerst erschwert. Schlagartig einsetzendes Tauwetter hemmte jegliche Truppenbewegungen und verwandelte alles in Schlamm. Dies machte auch eine Versorgung der eingeschlossenen Truppen aus der Luft unmöglich. Dazu kam, daß Hitler anfangs einen Ausbruch aus dem Kessel untersagte.
Erst nachdem der Kessel auf eine Fläche von rund 65 Quadratkilometer zusammengedrängt worden war, stimmte Hitler einem Entsatzangriff zu. Unter Führung des III. Panzerkorps begann am 16. Februar 1944 der Angriff auf den Kessel, während gleichzeitig die Verbände im Kessel ebenfalls zum Angriff antraten. Das Ziel beider Seiten war der Raum um Lissjanka. Am 17. Februar 1944 wurde die Verbindung hergestellt und der Kessel geöffnet. Zu den am Entsatz beteiligten Verbänden gehörte auch die 17. Panzerdivision, welche an diese neue Krisenstelle verlegt worden war.

„Für den Entsatz auf den Tscherkassy-Kessel wurde uns ein Teil der schweren Panzerabteilung 503 mit einigen Panzerkampfwagen VI „Tiger“ unterstellt. Wir selbst hatten bei der 17. Panzerdivision nur die Panzerkampfwagen IV, allerdings mit der 7,5-cm-Langrohrkanone.
Bei schlechtem Wetter, im Schlamm und Dreck, traten wir beim Morgengrauen zum Angriff in den Kessel an. Unser

Gefechtsabschnitt war etwa zwei bis drei Kilometer breit. Voran unsere Panzer und Panzerabwehr, dazwischen, wenn es das Gelände erlaubte, wir Pioniere mit unseren Lkw. Wenn es das Gelände nicht erlaubte, gingen wir zu Fuß hinter oder zwischen den Panzern den Angriff mit. Unsere Fahrzeuge kamen, soweit es das feindliche Feuer erlaubte, auf den Straßen nach.
Wir waren ungefähr fünf Kilometer vorgestoßen, da war auf einmal der Widerstand zu Ende. Der Einkesselungsring war durchstoßen und aufgesprengt. Mit fast freier Fahrt konnten wir nun das westliche Ufer des Flusses Gniloi Tikitsch erreichen. Der Russe hatte auf dieser Seite des Flusses noch einige Sicherungen aufgebaut, die das Ausbrechen der im Kessel befindlichen Kameraden verhindern sollten. Das westliche Ufer lag höher als das ostwärtige, und man konnte fast den ganzen Kessel überblicken.
Wir bezogen mit unseren Panzern und Fahrzeugen auf der Höhe Stellung und schossen als Erkennungszeichen für unsere Kameraden im Kessel weiße Leuchtkugeln ab. Ich kann unsere Heeresführung heute noch nicht verstehen, warum sie den Entsatzeinheiten nicht mehr Divisions- und Pioniergerät (Floßsäcke und Pontonfähren) mitgegeben hatten, mit dem die eingeschlossenen Verbände ja erst übersetzen hätten können. Viele versuchten schwimmend, sich an Balken und Brettern festhaltend, unser Ufer zu erreichen. Viele erreichten das Ufer aber auch nicht, und diejenigen, die es erreichten, waren im Gniloj Tikitsch bereits zu Eiszapfen gefroren. Wir nahmen die durchnäßten Kameraden am Ufer in Empfang und wickelten sie in Decken, bis sie dann irgendwo unterkamen und ihre nassen Uniformen trocknen konnten. Auch ging das Übersetzen nicht ohne Störungen ab, denn als der Russe bemerkte, daß unsere Kameraden entwichen, schoß er mit der Artillerie Störungsfeuer und versuchte mit aller Gewalt den Kessel einzudrücken.

Ungefähr einen Kilometer nördlich von unserer Stellung befanden sich noch Russen auf unserer Uferseite und schossen mit MG's und Gewehren auf unsere im Wasser schwimmenden Kameraden. Von den bei uns sichernden Panzern wurden drei Kampfwagen abkommandiert, um die Russen aus ihren Stellungen zu vertreiben und zu vernichten. Als die Russen bemerkten, daß sie von Panzern angegriffen wurden, wichen sie in ein von Gräben und kleineren Schluchten durchzogenes Gelände aus. Unsere Panzer fuhren zwar an den Gräben entlang und schossen auch hinein, aber viel ausrichten konnten sie damit nicht.
Dies alles konnten wir von unserer Höhe aus einsehen. Einem der Russen wurde anscheinend die „Hin- und Herjagerei" zu dumm, denn als gerade ein Panzer auf seiner Höhe war, sprang er aus seinem Graben und erkletterte den Kampfwagen. Er versuchte die Panzerluke zu öffnen, um eine Handgranate in den Kampfraum zu werfen. Doch die Kampfwagenbesatzung hatte alle Luken verschlossen. Die anderen Panzerbesatzungen hatten noch gar nicht bemerkt, daß ein Wagen in Bedrängnis war. So mußten eben wir mit unseren MG's zu Hilfe kommen. Wegen der großen Entfernung schossen wir mit Leuchtspur, um feststellen zu können, wo unsere Geschosse einschlugen. Anscheinend wurde es dem Russen dann doch zu bleihaltig auf dem Panzer, denn er versuchte hinter dem Turm in Deckung zu gehen. Alles was er noch anrichten konnte war, mit dem Gewehrkolben auf den Lukendeckel zu schlagen. Nun merkte auch die Besatzung, daß mit ihrem Fahrzeug etwas nicht stimmte, und begann den Panzer zu drehen und zu wenden, bis sie den Russen abgeworfen hatten. Ja, tapfere Soldaten gab es eben in jedem Heer!
Daraufhin machten sich unsere Panzer untereinander auf die Gefahr aufmerksam, und sicherten sich nun gegenseitig. In der Nacht kehrten sie dann in ihre alten Stellungen zurück,

denn ohne Infanterie waren sie nachts völlig hilflos. Zwei Tage dauerte das gesamte Übersetzen, dann hatten wir etwa 30.000 Mann gerettet. Einen Teil der Verwundeten hatte man ausfliegen können, aber es gab auch sehr viele, die aus dem Kessel nicht wieder herauskamen, die entweder während der Kämpfe fielen oder in Gefangenschaft gerieten. Die schweren Waffen wurden von unseren Einheiten zerstört und unbrauchbar gemacht, so daß der Russe nur noch gesprengte Geschütze, ausgebrannte Panzer und Fahrzeuge erbeutete.
Aber uns erging es nicht viel besser. In der zweiten Nacht wurde es bitterkalt. Die Fahrer mußten alle zwei Stunden aufstehen und die Fahrzeuge warmlaufen lassen. Uns selbst fror es hinten auf den Fahrzeugen derartig, daß wir nur noch hüpfen konnten, um uns warm zu halten, und um nicht die Füße zu erfrieren. Auf Wache war es natürlich nicht anders.
Wegen des feindlichen Artilleriefeuers sollte unser Abmarsch im Morgengrauen beginnen, aber unsere Fahrzeuge steckten bis zu den Achsen im Dreck und waren total festgefroren. Zuerst probierten die Fahrer durch Hin- und Herbewegen ihre Fahrzeuge wieder frei zu bekommen. Aber dabei war das „Beste" was passieren konnte ein Getriebeschaden. Die meisten Kraftfahrer hatten bald begriffen, daß es so nicht ging. Und so machten wir uns daran, mit Pickel und Schaufel die Räder unserer Fahrzeuge freizumachen. Schlimmer war es noch bei den Kettenfahrzeugen, denn ihre Ketten waren vollkommen im Schlamm versunken. Sogar die Laufrollen waren teilweise verschwunden. Mit Pickeln und Schaufeln konnte man da nicht viel ausrichten, so versuchten einige mit Benzin den Boden aufzutauen. Aber leider auch ohne viel Erfolg, denn das Feuer durfte ja nicht zu hoch brennen.
Ich weiß nicht mehr genau wie viele Fahrzeuge wir damals verloren haben, aber ich denke, es war fast ein Drittel. Es

war ja auch höchste Zeit, daß wir uns absetzten, denn der Russe versuchte uns bereits einzuschließen. Unsere Flankensicherung war leider nicht allzu stark. Die eigenen Panzer hatten alle Hände voll zu tun, um uns den Rückweg offenzuhalten.
Der Einsatz von Tscherkassy hatte uns nicht viel Ruhm eingebracht. Aber wenigstens konnten wir 30.000 Mann vor der russischen Gefangenschaft und somit vor Sibirien retten. Laut Wehrmachtsbericht wurde der Kessel von Tscherkassy vollständig geräumt, und alles Personal und Kriegsmaterial in Sicherheit gebracht. Des weiteren sollten dem Feinde große Verluste zugefügt worden sein. Man sieht: Im Kriege wurde auch eine Niederlage zum Sieg gemacht!"

Die Szenen, die sich während des Ausbruches aus dem Kessel von Tscherkassy am Gniloij Tikitsch abgespielt haben, sind allen Beteiligten für immer in Erinnerung geblieben. Aufgrund fehlender Übersetzmöglichkeiten mußten viele der ohnehin schon stark entkräfteten Soldaten durch den eiskalten Fluß schwimmen. Dazu kamen das russische Artilleriefeuer und die nachdrängenden russischen Panzer. Viele verwundete Kameraden mußten unter diesen Umständen dann doch zurückgelassen werden. Durch den Ausbruch wurde jedoch eine noch größere Katastrophe, der Verlust aller eingekesselten Verbände, verhindert.

Nach dem Entsatzvorstoß und den darauffolgenden Abwehrkämpfen wurde die 17. Panzerdivision Ende Februar 1944 in die Gegend 70 Kilometer südöstlich von Winniza verlegt. In dieser Zeit wurde Franz Schmid ein neuer Urlaub in der Heimat gewährt. Er hatte das Glück, in fast schon regelmäßigen Abständen von zirka einem halben Jahr nach Hause fahren zu dürfen. Wann genau dieser Urlaub war, ist wiederum nach so langer Zeit nicht auf den Tag genau festzulegen. Es dürfte im Monatswechsel Februar - März 1944 gewesen sein.

Auf Urlaub zu Hause, Ende Februar - Anfang März 1944.

Diese Aufnahmen sind die ersten Bilder, auf denen Franz Schmid eine Nahkampfspange trägt, es ist die Goldene.

Am 8. März 1944 verlor die 2. / PzPiBtl 27 wieder einmal einen ihrer Kompanieführer. Nach einem Gefecht bei Sapadinzy blieb Leutnant Berthold Matthias zusammen mit sieben weiteren Kompanieangehörigen vermißt.
An einige seiner Kompanieführer kann sich Franz Schmid gar nicht mehr erinnern, da die Zeit ihrer Anwesenheit nur sehr kurz war. Wann genau Oberleutnant Hermann Waldner seine 2. Kompanie wieder übernahm, ist nicht bekannt. Er dürfte wohl nach einer schweren Verwundung im Herbst 1943 erst im Sommer 1944 zurückgekehrt sein.

„Wir hatten wieder einmal ein Dorf zurückerobert, in dem dieses Mal die Russen alles stehen und liegen gelassen hatten. Denn auch sie hatten oft keine Zeit, und konnten wegen der schlechten Wege nicht alles mitnehmen Wir stellten uns am Dorfrand zur Abfahrt in den nächsten Einsatz auf. Im Vorgarten des Hauses vor dem wir standen befand sich noch ein russisches Pak-Geschütz samt Kisten mit Munition in Stellung. Die Russen hatten es nicht mehr mitnehmen können, weil wir ihnen zu dicht auf den Fersen waren. Einer meiner Unteroffiziere machte mich darauf aufmerksam und meinte, daß wir das Geschütz doch mitnehmen könnten. Er war ausgebildeter Pak-Mann. So etwas ließ ich mir nicht zwei Mal sagen. Die Munition wurde verladen und das Geschütz am Lkw angehangen.
Wie wenn dies unser Kompaniechef gerochen hätte, fuhr er mit dem Beiwagenkrad noch einmal die Kolonne ab. Er sah unser angehängtes Geschütz und schrie sofort nach dem Zugführer Schmid. Ich sollte das Geschütz wieder abhängen. Keine fünf Minuten, und er war schon wieder da. Dasselbe noch einmal. „Abhängen!“, lautete der Befehl. Das Spiel wiederholte sich drei Mal. Beim vierten Mal war Abmarsch, und unser Geschütz hing hinten dran.
Am Einsatzort angekommen, mußten die Zugführer Meldung machen: „Mannschaften und Fahrzeuge mit Pak-Geschütz vollzählig. Unteroffizier Huber ausgebildeter Pak-Mann.“ Da kam der Chef auf mich zu und grinste: „Schmid, ich wußte, daß Sie die Pak nicht stehen lassen würden. Dazu kennt man sie gut genug. Aber wehe wenn sie mit den Fahrzeugen nicht nachgekommen wären!“
Das Marschziel hatten wir erreicht, und der Kompaniechef meldete dem Bataillonskommandeur über Funk, daß wir ohne Feindberührung und mit einer erbeuteten Pak den Einsatzort erreicht hatten. Unser Auftrag lautete: Verminung des Geländes und der Straßen gegen anrückende Feindpanzer. Schon hatte unsere Pak den ersten Auftrag: In günstiger Position in Stellung gehen und anrückende Feindpanzer unter Feuer nehmen. Panzer kamen Gott sei Dank keine. Dafür tauchte am Morgen ein Bataillon russischer Soldaten mit einem Pferdetroß auf. Wir ließen sie etwa auf 300 - 400 m herankommen. Dann eröffneten wir das Feuer. Sie kamen in Marschformation an. Sie glaubten wohl, daß hier schon alles feindfrei wäre. Wir belehrten sie aber eines Besseren. Unsere Pak und unsere MG´s konnten ins Volle schießen. Gute Arbeit leistete die Pak mit den Schrapnellgeschossen. Das waren Granaten, die mit alten Eisensplittern und Schuhnägeln gefüllt waren. Nur die Hälfte der Russen hatte vielleicht ein Gewehr. Die übrigen hatten Knüppel oder andere Gegenstände. Ob nun zum Kämpfen oder zum Marschieren - ich weiß es nicht. Wer noch konnte lief davon. Die anderen blieben liegen.
Panzer kamen keine mehr nach. So war unser Auftrag beendet. Wir nahmen unsere Minen auf und gingen dem nächsten Einsatz entgegen. Das Pak-Geschütz hatte seine Feuerprobe bestanden. Uns stand keine Pak zu, so bekamen wir auch vom Munitionslager keine 3,7-cm-Granaten zugeteilt. Nicht wer schießen konnte bekam Munition, sondern der dem es zustand! Unsere Munition mußten wir uns bei der anderen Feldpostnummer besorgen. Wie lange das mit der

Pak ging, weiß ich gar nicht mehr. Mit dem dauernden Rückzug erbeuteten wir keine Munition mehr, und so haben wir das Geschütz beim Kompanietroß gelassen. Dem Schirrmeister Bartel war es sowieso ein Dorn im Auge, weil es ja immer rückwärts ging und er immer hängen blieb. An einem steilen Berg hat er es einfach abgehängt und mit einer geballten Ladung zu „Nichts" gemacht."

Ende März 1944 wurde die 1. Panzerarmee, und mit ihr die 17. Panzerdivision, durch Rückschläge bei den Nachbararmeen an beiden Seiten umflankt und im Raum Kamenez-Podolsk eingeschlossen. Unter Führung von General der Panzertruppe Hans Hube, konnte der Kessel gehalten und sogar immer mehr nach Westen verschoben werden. Dadurch erhielt er später den Namen „Wandernder Hube-Kessel". Ständig aus der Luft versorgt, gelang Anfang April 1944 der endgültige Ausbruch. General Hube wurde für seine Führungsleistungen am 20. April mit den Brillanten zum Ritterkreuz ausgezeichnet. Nur einen Tag später kam er bei einem Flugzeugabsturz nahe des Obersalzberges ums Leben. Er war auf dem Weg, sich die Auszeichnung von Hitler persönlich überreichen zu lassen.

Nach dem Ausbruch hatte die 17. Panzerdivision, beziehungsweise deren noch vorhandene Reste, in den Monaten April, Mai und Anfang Juni 1944 weitere Abwehr- und Rückzugskämpfe zu bestehen. Die deutschen Fronten schoben sich dadurch immer mehr nach Westen.

„Wir Pioniere waren immer bei der Nachhut wenn es zurück ging, also bei den Letzten. Wenn es vorwärts ging, waren wir die Ersten. Wir hatten den Auftrag, alles was beim Angriff nicht zerstört wurde, dem Erdboden gleich zu machen. Von unserer obersten Führungsspitze lautete die Parole an uns: „Verbrannte Erde." Um den Feind nachhaltig schädigen zu können, waren uns zwei Tiger-Panzer zugeteilt worden, beziehungsweise wir ihnen.

Mein III. Zug wurde den Panzern als Nachhut zugeteilt. Wir

rüsteten uns mit geballten Ladungen und, soviel wir zu tragen vermochten, an T-Minen aus. Außer drei Maschinengewehren mit Munition, hatten wir nur noch unsere eigenen Waffen. Wir ließen uns täglich vom Feind überrollen und schossen dann im Hinterland ihre Nachschubkolonnen zusammen. Alles, was im Geringsten mit russischem Militär zu tun hatte, wurde vernichtet. Die Pioniere sprengten die letzten begehbaren Brücken, nachdem wir sie passiert hatten, und verlegten unsere T-Minen, damit wir dem Feind auch damit noch schaden konnten. Straßen und Straßenkreuzungen waren immer ein lohnendes Ziel."

Eine Straße wird zur Sprengung vorbereitet.

„In der Nacht, wenn es an der Front etwas ruhiger wurde, saßen wir auf unsere Panzer auf und fuhren von hinten durch die feindlichen Linien. Es war mit unserem Panzerkommandanten abgesprochen, wo wir durchbrechen sollten. Dieser hatte den ganzen Tag mit dem Panzerregiment Funkver-

bindung und wußte deshalb genau, auf welcher Straße wir den Durchbruch zu machen hatten, um nicht versehentlich von den eigenen Truppen beschossen zu werden. Der Durchbruch war fast immer das Leichteste vom ganzen Tag. Da wir von hinten kamen, glaubte der Russe, es seien seine eigenen Panzer, bis wir dann mit unserem Tiger-Panzer die Panzerabwehrkanonen der Russen überrollten. Nun gab es nur noch platt gefahrene Panzerabwehr.
Unsere Panzerkommandanten fuhren mit offenen Lukendeckeln, um die feindliche Pak früh genug ausmachen zu können. Dabei rief der Panzerkommandant dann immer: „Pioniere, haltet Euch fest, wir überrollen nun die feindlichen Panzerabwehrkanonen." Um die feindliche Pak-Mannschaft in Panikstimmung zu versetzen, warfen wir auch noch Handgranaten zwischen sie. Einmal, als wir schon fast wieder in Sicherheit waren, stiegen bei den Russen die ersten Leuchtkugeln auf.
Dieses und ähnliche Spielchen trieben wir oft längere Zeit, bis es sich an der Front wieder einigermaßen stabilisiert und beruhigt hatte. Das Gebiet, an dem wir uns bei Tag aufhielten, war wohl vom Feind erprobt, aber nicht besetzt. Der Russe schickte kampfstarke Spähtrupps aus, um zu erkunden, ob sich noch deutsche Soldaten in ihrem Hinterland aufhielten, die sie vernichten oder gefangennehmen sollten. Diese Spähtrupps, ob motorisiert oder beritten, wurden meistens unsere Opfer. In der Regel waren es ca. 30 bis 40 Mann, die das Hinterland absuchten. Wir ließen sie bis auf 100 m zu uns heran kommen, dann legten wir und die Panzer-MG mit dem Beschuß los, bis sich in den feindlichen Reihen nichts mehr bewegte.
Am Schlimmsten war es bei den Berittenen und ihren sterbenden Pferden. Das ging einem schon an die Nerven. Gefangene konnten wir keine gebrauchen und ebenso keine Überlebenden, die uns eine Streitmacht entgegen geschickt

hätten. Hier hatte der Ausspruch seine Gültigkeit: „Entweder Du oder Ich." Häuser und Scheunen, die nicht schon abgebrannt waren, brannten wir nicht mehr nieder, denn gegen die Zivilbevölkerung führten wir keinen Krieg. Außerdem hätten uns die Brände verraten, und das konnten wir am Allerwenigsten gebrauchen."

Nachdem Teile der 17. Panzerdivision bereits Mitte Mai 1944 aus der HKL herausgezogen worden waren und den Kern einer Kampfgruppe unter Führung von Oberst Brux als Eingreifreserve für die Heeresgruppe gebildet hatten, erlebte die 2. / PzPiBtl 27 ihr letztes Gefecht vom 9. bis 11. Juni 1944 nordostwärts Zukow. Dabei hatte die Kompanie am 9. Juni noch einmal einen Vermißten und zwei Tote, und am 11. Juni einen Vermißten und sieben Tote zu beklagen. Anschließend war auch für die Pioniere der seit Juli 1943 ununterbrochen andauernde Fronteinsatz beendet.

Führer vom schweren Zug

Mitte Juni 1944 wurden alle Einheiten der 17. Panzerdivision im Raum Stanislau verladen und nach Rumänien verlegt. Die Division sollte wieder einmal aufgefrischt und mit neuem Personal und Material aufgefüllt werden. Nach fast einem Jahr ununterbrochenem Fronteinsatzes war dies mehr als nötig geworden.

„Wir verluden auf die Bahn und ab ging die Fahrt nach dem Süden. Nach drei Tagen landeten wir am Schwarzen Meer. Wir sollten hier neu aufgestellt werden und zugleich die Küstensicherung übernehmen. Die folgenden Wochen wurden zu einem meiner schönsten Zeitabschnitte während des Rußlandfeldzuges.

Wir machten zwar jeden Tag Dienst - ein bißchen Exerzieren und in der Hauptsache Waffenausbildung mit dem Nachersatz, der eine Woche nach uns eingetroffen war, aber es war eine herrlich ruhige Zeit. Wir hatten sehr schönes, warmes Wetter und liefen ohne Hemd und Schuhe durch die Gegend.

Nicht nur die Erfahrungen der letzten Monate, sondern eigentlich schon Jahre, hatten gezeigt, daß wir Pioniere für größere Zeitabstände immer wieder rein infanteristisch eingesetzt wurden. Aus diesem Grund bildete man in der Kompanie einen sogenannten „schweren Zug". Er sollte bei einem Angriff die Kompanie mit schweren Waffen unterstützen, aber auch bei einem Feindangriff der eigenen Truppe Feuerschutz geben. Das muß so Ende Juni 1944 gewesen sein.

Der Kompaniechef fragte mich nicht, ob ich den schweren Zug übernehmen wollte. Er sagte nur: „Schmid, Sie übergeben morgen Vormittag ihren Zug an Feldwebel Heinisch."

Zuerst hatte mir dies ganz schön gestunken, weil ich bisher immer beim III. Zug gewesen war. Als MG-Schütze 1, als

Gruppenführer und auch als Zugführer. Der Kompaniechef sagte zu mir, ich solle nicht beleidigt sein, im Gegenteil, ich hätte des Guten bereits mehr als genug getan, und meine neue Aufgabe wäre wesentlich ruhiger. Das steht mir als ältestem Zugführer der Kompanie zu. Und als ich später dann merkte, daß ich bei den Angriffen meinem Zug nicht mehr als Erster vorneweg gehen mußte, sondern mit den schweren Waffen den Kampf unterstützte, gefiel mir meine neue Aufgabe.

Im schweren Zug, dem nunmehr IV. Zug, hatte ich ein schweres MG, einen 8-cm-Granatwerfer und eine 3,5-cm-Pak. Bei einem Angriff der Kompanie konnte ich das Feuer meiner Waffen aus meinem Deckungsloch heraus lenken. Dort konnte ich auch bleiben, bis ich mit meinen Waffen nachziehen mußte."

Anfang Juli 1944 war für die 17. Panzerdivision die ruhige Zeit in Rumänien bereits wieder vorbei. An der Front brannte es mal wieder. Im Eisenbahntransport wurde die 17. PD in den Raum nordöstlich Lemberg verlegt. Bis alle Teile der Division versammelt waren, verblieb man hinter der HKL als Reserve. Ab dem 13. Juli 1944 begann der neue Fronteinsatz. Die 17. Panzerdivision wurde in die Abwehrfront ostwärts Sokal eingegliedert.

„Wir lagen seit der Ankunft im neuen Abschnitt in Bereitstellung. Man vermutete, daß die Russen wieder mit einem Großangriff beginnen würden. Aber man wußte weder wann noch wo. Um unsere Glieder nicht einrosten zu lassen, machten wir jeden Tag Waffenausbildung und Geländedienst. Wir übten in der Hauptsache den Angriff, obwohl es meistens zurück ging. Wichtig war, daß der Soldat beschäftigt wurde, und so nicht zu viel zum Denken kam. Ständiges Üben trug auch dazu bei, den Nachersatz, den wir in Rumänien bekommen hatten, noch besser der Kompanie anzupassen.

Dieses Mal war auch ein Oberfeldwebel gekommen, der nicht von unserer Einheit war. Er stammte aus einem württembergischen Pionierbataillon. Oberfeldwebel Ruchti wollte Offizier werden, obwohl er schon einmal verwundet worden war und dabei durch eine Sprengkapsel an der rechten Hand vier Finger verloren hatte. Trotzdem mußte er noch einmal ins Feld, bevor er auf die Kriegsschule kam. Er sollte sich noch einmal an der Front bewähren.
In der Bereitstellung hatten wir noch gefeiert so oft es ging. Das heißt, so oft wir etwas zu trinken aufgetrieben hatten. In Bereitstellung, vor einem größeren Einsatz, gab es des Öfteren Schnaps und Wein. Dann wurde gefeiert bis zum letzten Tropfen. Und jedes Mal, wenn es am gemütlichsten war, am Höhepunkt, fing unser Oberfeldwebel Ruchti an zu heulen. Er prophezeite uns jedes Mal, daß er nicht mehr nach Hause kommen würde. Und daß er am ersten Tag beim nächsten Angriff fallen werde. Wir versuchten immer wieder, ihn zu beruhigen, und wollten ihm erklären, daß er das doch gar nicht wissen könne. Das sei doch alles nur Einbildung. Aber Josef Ruchti ließ sich nicht überzeugen, und er sollte auch Recht behalten. Wir wußten aus Erfahrung mit anderen Kameraden, daß es Vorahnungen gab. Diese Kameraden sagten uns oft, daß sie nicht mehr nach Hause kommen würden. Und ihre Vorahnungen hatten sich dann leider bestätigt.
Am 14. Juli 1944 war es dann wieder so weit. „Alarm! Sofort fertigmachen zum Abmarsch!" In kürzester Zeit packten wir unsere Sachen zusammen, saßen auf und ab ging es in die „Scheiße". Ungefähr nach 20 km Fahrt schlugen schon die ersten Granaten ein. „Absitzen und fertigmachen zum Einsatz!" Jeder wußte als was er eingeteilt war, und nahm das entsprechende Gerät oder die entsprechende Waffe mit.
An einem riesigen Kornfeld gingen wir am Straßenrand in

Angriffsstellung und warteten auf den Befehl zum Vorgehen. Die Russen hatten im Morgengrauen angegriffen und waren ungefähr zehn Kilometer vorgestoßen. Erst dort wurden sie von unserer Infanterie aufgefangen. Gut hinter einem Bahndamm verschanzt, wartete der Russe auf unseren Gegenstoß. Wir durchkämmten zuerst das Getreidefeld, in das die Russen schon eingesickert waren. Es gab viele Tote und Verwundete auf Seiten der Russen, und wir machten eine Menge Gefangene. Vom Getreidefeld heraus hatten wir noch ungefähr 300 m freies Feld bis zum Bahndamm.
Wir waren noch keine 50 m aus dem Feld heraus, als uns ein mörderisches Feuer empfing, Unter sehr hohen Verlusten mußten wir uns wieder in die Deckung ins Getreidefeld zurückziehen. Oberfeldwebel Ruchti war mit seinem II. Zug etwas links und weiter vor mir, in Richtung Bahndamm eingesetzt. Auch er war mit seinem Zug nicht mehr weitergekommen. Ruchti selbst hatte einen Bauchschuß erhalten. Seine Soldaten konnten ihn wegen des starken Feindfeuers nicht sofort mitnehmen, und so blieb er mit seinem Bauchschuß den ganzen Tag im Niemandsland liegen. Ein paar Mal versuchten seine Soldaten ihn hereinzuholen, aber wegen der hohen Ausfälle, die es dabei gab, wurde es schließlich unterlassen. Es war grausam, wenn man einen Kameraden den ganzen Tag schreien hörte: „Holt mich doch! Ich habe einen Bauchschuß. Ich muß sterben! Oder bringt mir wenigstens Wasser. Ich habe Durst!" Uns blieb nichts anderes übrig, als bis zum Abend zu warten und ihn dann zu holen. Seine Schreie wurden immer leiser und weniger, und am Abend holten wir nur noch einen toten Kameraden.
Daß er sterben mußte, das war sein Soldatenlos, das er ja auch vorausgeahnt hatte. Aber daß er so sterben mußte, das hatte uns alle sehr getroffen. Wie so oft am ersten Einsatztag, hatten wir auch dieses Mal unseren Blutzoll zu zahlen. Bis

Oberfeldwebel Josef Ruchti.

zum Abend hatten wir sechs Tote und fünf Vermißte, ohne die Verwundeten. Das war das Ergebnis des ersten Einsatztages.
Gleich der erste Einsatz bei Porwancze-Süd hatte unsere 2. / PzPiBtl 27 schon wieder wesentlich geschwächt. Leutnant Hans Furtner, der die Kompanie an diesem Tag geführt hatte, war verwundet worden. Leutnant Gustav Köhler, Zugführer I. Zug, war gefallen. Oberfeldwebel Josef Ruchti, Zugführer II. Zug, ebenfalls gefallen. Somit war ich gleich am ersten Tag wieder fast als einzigster Führer in der Kompanie übrig geblieben.
Mit unseren zerschundenen Divisionen waren wir den russischen Angriffen nicht mehr gewachsen. Auch die Partisanen waren nicht zu unterschätzen. Diese vernichteten fast ein Drittel unseres gesamten Nachschubes. Die Verpflegung und die Munition fehlten uns an der Front. Während des Vormarsches hatten unsere Panzer und Lkw an russischen Tankstellen aufgetankt. Dies war natürlich beim Rückzug nicht mehr möglich, darum fehlte auch der Sprit an allen Ecken und Enden."

Am ersten Einsatztag hatte die 17. Panzerdivision nicht nur die ersten Verluste zu beklagen, sondern mußte auch schon wieder Rückschläge in der Kampfführung hinnehmen. Noch in der Nacht auf den 15. Juli 1944 mußten Stellungen einige Kilometer weiter westlich bezogen werden. Und schon am darauffolgenden Morgen griffen die Sowjets erneut mit überlegenen Panzerkräften und Luftunterstützung an. Die 2. / PzPiBtl 27 verlor bei Gefechten am 15. Juli 1944 nahe der Ortschaft Kwasow 3 Tote, am nächsten Tag noch einmal 2 Tote und 4 Vermißte. Am gleichen 16. Juli 1944 kam es am Nachmittag bei Kniaze zu einem weiteren schmerzlichen Ereignis.

„Wir mußten uns vom Feinde absetzen und gingen zurück, um eine neue Verteidigungslinie aufbauen zu können. Wir fuhren mit unseren Fahrzeugen an eben diese neue Ver-

teidigungslinie, an der wir bereits von unserem Kompaniechef empfangen und auch gleich mit dem neuen Frontverlauf vertraut gemacht wurden.
Danach übernahmen wir Zugführer unsere Züge und wiesen diese in die geplanten Stellungsbereiche ein. Dabei wurde genau bestimmt, an welchen Plätzen MG- und Schützenstellungen ausgebaut werden sollten. Das Gelände war eben und mit Sträuchern und niederen Bäumen bewachsen. In diesem sandigen Boden ließen sich auch ganz gut Deckungslöcher graben.
Nachdem die Gruppen in ihre Stellungen eingeteilt waren, trafen sich die Zugführer noch einmal beim Kompaniegefechtsstand, um Vollzug zu melden. Wie wir gerade so beisammen standen, unsere Zigaretten rauchten und Meinungen austauschten, begann auf einmal unsere 15-cm-Artillerie zu feuern. Wir hörten den Abschuß, dann das Geschoß näher kommen, immer näher kommen, bis es sich auf einmal ganz giftig anhörte. Wir wußten alle, daß es in unmittelbarer Nähe einschlagen würde. Wir stoben alle auseinander. Wer noch ein Deckungsloch erreichte, hechtete hinein. Wer keines mehr erreichte, legte sich so flach wie möglich auf den Boden.
Als sich der Rauch der eingeschlagenen Granate verzogen hatte, kamen wir alle wieder aus unseren Löchern heraus. Man fragte sich gegenseitig nach irgendwelchen Verletzungen ab. Auch wurde sofort eine weiße Leuchtpatrone abgeschossen, zum Zeichen: „Hier sind wir!" Erst jetzt fragte einer nach dem Miller Hubert. Wir suchten alle Deckungslöcher und die gesamte Umgebung ab, bis einer ein Stück von seinem Koppel fand. Erst jetzt fiel uns auf, daß wir gar keinen Granattrichter gefunden hatten. Feldwebel Hubert Miller mußte die ganze Granate mit seinem Körper aufgefangen haben. Trotz aller anschließender Suche fanden wir von ihm nicht mehr als eine Hand und Blut. Der Rest war in

alle Winde zerstreut.
Die Artillerie schoß sich weiter auf ihre Sperrfeuerräume ein. Wenn aber ein Schuß sich uns näherte, waren wir sofort im Sprung ins nächste Deckungsloch. Wir lagen mitten in der „Prärie", weit und breit kein Haus oder Hütte. Unsere Bleibe war das einfache Loch. Wenn es regnete, spannten wir einfach eine Zeltbahn drüber, so daß wir wenigstens einigermaßen trocken blieben. Aber es dauerte auch hier nicht lange, dann mußten wir wieder zurück. Der Russe war im Vormarsch und gönnte uns keine Ruhe mehr. Das was wir gebraucht hätten, nämliche Panzerfahrzeuge, konnten wir ihm nicht mehr entgegenwerfen."

Ein Panzer IV und ein mittlerer SPW (Sd.Kfz. 251).

„Nur wenige Tage nach dem tragischen und vor allem unnötigen Tod von Feldwebel Miller mußten wir uns über den Bug zurückziehen. Unsere 2. / PzPiBtl 27 und das

Panzergrenadierregiment 63 waren als Nachhut eingesetzt. Wir setzten uns mit hinhaltendem Widerstand vom Feind ab. Die Bug-Brücken in unserem Abschnitt waren alle schon gesprengt, und wir wurden von anderen Pionieren mit Floßsäcken und Pontonfähren ans andere Ufer übergesetzt. In der Nacht gruben wir Löcher für uns und unsere MG-Stellungen, um dem Feind den Übergang über den Fluß unmöglich zu machen, oder wenigstens zu erschweren.
Aber es dauerte nicht lange, ein paar Tage, und der Russe war wieder da und zwang uns zum Zurückgehen. Der Russe hatte halt eine Menge Panzer, wir mußten unsere mit der Lupe suchen. Als ich auf einem Feldweg mit meinem Zug zurück ging - alles durcheinander, Pioniere und Infanterie - hörte ich auf einmal einen Schwaben vor mir schimpfen. Als ich ihn dann ansprach, brauchte ich ihn nicht mehr zu fragen, woher er komme. Es war der Wunderle Georg, der mit mir die Schulbank gedrückt hatte. Ich hatte ihn zwar schon des Öfteren getroffen, aber in einer solchen Verfassung noch nie. Er hatte nicht einmal ein Gewehr. Als ich ihn danach fragte, sagte er mir: „Das hat der Russe."
Dann erzählte er mir, daß sie mit ihren Granatwerfern in einem Getreideacker in Stellung gewesen waren und geschossen hatten, Schuß für Schuß dem Russen entgegen. Dann waren auf einmal die Russen in ihre Stellungen hinein gesprungen, und sie schnell auf der anderen Seite heraus. Im Getreide, welches schon ziemlich hoch stand, waren sie anschließend untergetaucht. Alles, was sie hatten, Granatwerfer und Gewehre, ließen sie dem Russen zurück.
Wir marschierten dann noch eine Zeit lang zusammen und unterhielten uns über die Heimat, was es alles Neues gab zu Hause, und wie lange der Scheißkrieg wohl noch dauern würde. Gegen Abend wurden wir wieder in andere Verteidigungsabschnitte eingewiesen. Die Infanterie lag links von uns in einer Ebene, wir Pioniere lagen auf einer Höhe

und richteten uns zur Verteidigung ein.
Auf einmal kamen bei uns Schützenpanzerwagen angefahren, und ein Offizier gab den Befehl durch: „Alles fertig machen zum Absetzen und bei den Fahrzeugen sammeln!" In der Zwischenzeit hatte sich schon herumgesprochen, daß wir eingeschlossen waren und wir uns heute Nacht durchmogeln oder durchschlagen müßten.
Ich sprang mit den Kameraden von meinem Zug auf einen SPW. Wir waren zusammengedrückt wie die Heringe, aber immer noch besser schlecht gefahren als gut gelaufen. Als wir im Morgengrauen zur Orientierung anhielten, sah ich auf einmal ein verschlafenes und bekanntes Gesicht auf mich gerichtet. Ein gegenseitiges Erkennen mit den Worten: „Ja Luis!" - „Ja Franz!" - „Wo kommst denn Du her?" Es war der Mozer Alois von Baumgarten. Jetzt traf ich schon wieder auf einen alten Bekannten. Gemeinsam kamen wir beide nach kurzer Fahrt noch gut aus der Einkesselung heraus.
Getroffen habe ich von da an keinen mehr. Der Wunderle Georg ist am selben Morgen in Gefangenschaft marschiert, weil sie von ihrer Führung keinen Absetzbefehl erhielten Das Ganze brachte ihm ein paar Jahre Aufenthalt in Sibirien ein.
Am selben Morgen, an welchem wir aus dem Kessel heraus waren, warteten schon unsere Fahrzeuge und der Kompaniechef auf uns. Besprechung der neuen Lage und zugleich Einteilung der nächsten Aufträge.
Ich bekam den Auftrag, mit einer Gruppe meines Zuges feindwärts zu fahren und eine Straßenkreuzung zu verminen. Außerdem legten wir auf der Straße, auf welcher wir wieder zurück fuhren, Minen im Streueinsatz, so daß der Feind immer wieder unangenehm überrascht wurde.
Bei dieser Arbeit, als wir die Kreuzung noch verminten, fuhr ich gerade mit meinem Beiwagen mit aufgebautem MG und einem MG-Schützen dem Feind entgegen, um aufzuklären.

Auf einmal sah ich einen Haufen Soldaten übers Feld auf mich zu kommen. Ich ließ das Krad sofort halten und kehrt machen, und schaute mir den Haufen mit dem Fernglas an. Ich erkannte, daß es Deutsche waren. Sie erkannten uns durch ihre Ferngläser ebenfalls und winkten und riefen, sie seien Deutsche.

Als sie heran waren, erzählten sie, daß sie mit knapper Not dem Russen noch entkommen waren, und daß sie vom Panzergrenadierregiment 63 waren. Es waren der Kommandeur und seine Stabsoffiziere mit dem Rest einer Kompanie, die der Gefangenschaft entkommen waren. So wußte ich schon einen Tag später, daß der Obergefreite Georg Wunderle in Gefangenschaft geraten war.

In den folgenden Wochen zogen wir uns in schweren Abwehrkämpfen vom Bug weiter bis über die Weichsel zurück. Unterbrochen wurde dieser Rückzug durch kleinere Angriffsoperationen unsererseits. Immer wieder sollten wir eine Ortschaft zurückerobern, oder einen bestimmten Punkt in der Landschaft erstürmen, der dann doch wieder aufgegeben werden mußte.

Es war der 16. August 1944. Wir fuhren bei Nacht in eine Baumschule in Bereitstellung. Am frühen Morgen bekamen wir den Befehl, aus der Bereitstellung heraus eine Höhe anzugreifen und zu nehmen. Wir wurden mit unserem Angriff jedoch auf halber Höhe abgeschlagen und mußten zurück in die Ausgangsstellung. Wir versuchten den Angriff noch einmal mit Panzern, kamen aber nicht weiter als beim ersten Mal. Die Russen hatten Panzer im Hinterhang eingegraben. So konnten unsere Kampfwagen nichts ausrichten, sie fuhren wieder zurück. Wir Pioniere der 2. Kompanie hatten uns ebenfalls im Hinterhang eingegraben und warteten in der brütenden Hitze auf den nächsten Angriffsbefehl.

Nachdem der erste und zweite Angriff abgeschlagen worden war, könnte der nächste Befehl auch Eingraben heißen. Dies

hatten wir in der Zwischenzeit schon von selbst getan, denn das Krepieren der russischen Granatwerfer war nicht gerade erbauend. Um zu erfahren, was unsere Panzer vorhatten, verließ ich mein Deckungsloch und ging bis an den Fuß des Berges zurück, an dem unsere Panzer standen. Wir begrüßten uns gegenseitig und einer fragte den anderen, was nun geschehen solle. Wir rauchten die unvermeidliche Zigarette hinter den Panzern und besprachen, wie wir wohl am Besten vorgehen könnten. Keiner beachtete die russischen Stellungen, um zu sehen was die mit ihren Panzern vorhatten.

Wie durch einen Zufall suchte ich meine Stellungen, die am Unterhang lagen, ab und beobachtete, wie zwei T-34 ihre Deckung verließen und versuchten in Schußposition zu kommen, um unsere Panzer abschießen zu können. Dies wäre ein Leichtes gewesen, denn die Panzerkommandanten waren alle ausgebootet zur Besprechung.

Mit dem Schrei: „Achtung, russische Panzer!“ und mit dem Schlag meines Stahlhelmes an den Panzerturm alarmierte ich die deutschen Panzerbesatzungen. Die Kommandanten sprangen in ihre Panzer und fuhren sofort los, um ihrerseits in Schußposition zu kommen. Als die beiden Russenpanzer merkten, daß ihre Absicht erkannt war, fuhren sie sofort wieder zurück in ihre eingegrabenen Stellungen. Wenn ich sie nur eine Minute später gesehen hätte, hätten sie aus unseren Panzern altes Eisen gemacht.

Als die Gefahr vorbei war, kam der Führer unserer drei Panzer zu mir und bedankte sich per Handschlag für die Warnung und meinte: „Wenn Du nicht aufgepaßt hättest, wären wir in unseren Stahlsärgen verbrannt.“ Er wollte dann noch meine Adresse haben, um mich nach dem Kriege zu sich nach Hause einladen zu können. Aber leider weiß ich bis heute nicht, ob er den Krieg überlebt hat und er jemals heimgekommen, oder ob ein Panzer doch noch sein Grab

geworden ist.
Ich ging wieder zurück zu meinem Zug und in mein Deckungsloch, noch nicht ahnend, was mir in nächster Zeit bevorstand."

Im Führerhauptquartier

„Statt eines neuen Angriffsbefehles kam ein Kompaniemelder zu mir ins Deckungsloch gehüpft, mit der Anweisung, mich sofort beim Kompaniegefechtsstand zu melden. Was ist denn nun los? Habe ich wieder etwas angestellt? Der Melder hatte ein Beiwagenkrad. Ich packte also meine Sachen zusammen, stieg zu ihm aufs Krad, und wir fuhren los. Bis zum Troß waren es ungefähr 5 km.
Beim Kompaniegefechtsstand angekommen, meldete ich mich beim Spieß. Hauptfeldwebel König fragte mich, was ich denn ausgefressen hätte, wenn ich mitten im Angriff herkommen muß. Er ließ mich im Ungewissen und schickte mich zu Hauptmann Waldner. Seit einiger Zeit befand er sich wieder bei seiner Kompanie. Der Kompaniechef informierte mich nun.
Es war natürlich eine große Überraschung, als er mir mitteilte, daß es ins Führerhauptquartier zur Verleihung der Goldenen Nahkampfspange gehen solle. Ich hatte an alles gedacht, nur nicht an das.
Jetzt hieß es neu einkleiden, und am nächsten Tag ging es ab zum Bahnhof. Wir - Unteroffizier Friedberg und ich - waren sehr überrascht, weil wir die Nahkampfspange in Gold schon seit einigen Monaten getragen hatten. Sie war uns vom Bataillonskommandeur verliehen worden. Diese mußten wir jetzt natürlich abnehmen und uns wieder die silberne Ausführung anstecken. Eigentlich wären wir im Bataillon fünf Träger der Nahkampfspange in Gold gewesen, die an der Verleihung hätten teilnehmen sollen, die drei anderen waren jedoch verwundet worden und befanden sich derzeitig im Lazarett.
Ich wunderte mich natürlich, daß wir extra zum Empfang dieser Auszeichnung, die ich ja bereits ein halbes Jahr lang trug, ins Führerhauptquartier fahren sollten. Und natürlich

erfüllte uns auch eine gewisse Freude. Erstens kamen wir von der Front weg, und zweitens, wann hatte der einfache Landser schon einmal die Gelegenheit, dem Führer gegenüberzustehen? Das war schon etwas."

Was war geschehen? Warum wurde Franz Schmid ins Führerhauptquartier bestellt, um sich eine Auszeichnung abzuholen, die er seit einem halben Jahr bereits trug?

Als Franz Schmid am 7. Februar 1944 die Nahkampfspange in Gold verliehen bekam, hatte diese Auszeichnung noch keinen besonderen Stellenwert, der sie gegenüber anderen zu etwas Besonderem gemacht hätte. Inzwischen, im August 1944, hatte sich dies grundlegend geändert.

Nachdem die Nahkampfspange gestiftet worden war, hatte man diese Auszeichnung in ihrer Wertigkeit auf dem Niveau der Frontflugspangen der Luftwaffe gesehen. Daher wurden Unmengen an Nahkampfspangen an die Front entsandt, allein für die Nahkampfspange in Gold war dies eine fortgeschrittene fünfstellige Zahl. Zum Zeitpunkt der Stiftungsverordnung hatte man im OKH scheinbar noch keine Ahnung, was es bedeutet, auf eine Zahl von 50 bestätigten Nahkampftagen zu kommen.

Beispielsweise die Heeresgruppe A hatte 2.000 Nahkampfspangen in Gold erhalten. In einem Fernschreiben des Heeresgruppenkommandos an das OKH vom 30. Dezember 1943 teilte man mit, wie der tatsächliche Bedarf an Nahkampfspangen war. Innerhalb der Heeresgruppe A hatte das Armeeoberkommando 17 noch nicht eine einzige Verleihung der höchsten Stufe vornehmen können. Im Armeeoberkommando 6 hatte es bis zum 31. Oktober 1943 nur eine einzige Verleihung gegeben. Man bat daher das OKH, von weiteren Lieferungen von Nahkampfspangen in Gold abzusehen.

Auch an anderen Frontabschnitten sah es ähnlich aus. Spätestens im Frühjahr 1944 zeichnete sich ab, daß der Bedarf an goldenen Nahkampfspangen im ersten Jahr nach der Stiftung total überschätzt worden war. Was sollte nun mit den an der

Front bereitliegenden Nahkampfspangen in Gold geschehen? Sie wurden wieder eingezogen. Allein im Breslauer Ordenslager lagen im Juni 1944 über 14.000 Nahkampfspangen in Gold. Aus ihnen wurden silberne Ausführungen.

Wie groß die Überschätzung des Bedarfes war, zeigt eine einzige Zahl. Bis zum heutigen Zeitpunkt sind lediglich knapp über 640 Träger der Nahkampfspange in Gold namentlich bekannt geworden.

Die Auswertung des wirklichen Bedarfes im Frühjahr 1944 führte dazu, daß Adolf Hitler persönlich die Nahkampfspange in Gold für sich entdeckte und sie in ihrer Bedeutung zur höchsten infanteristischen Auszeichnung erklärte. Er wollte sie aus diesem Grund in Zukunft persönlich überreichen.

Am 26. März 1944 hatte es dazu in den Allgemeinen Heeresmitteilungen geheißen:

Aushändigung der goldenen Nahkampfspange

Der Führer hat sich die Aushändigung der goldenen Nahkampfspange als der höchsten infanteristischen Auszeichnung persönlich vorbehalten.

Soldaten, die die Bedingungen (50 Nahkämpfe) erfüllt haben, sind durch die verleihungsberechtigten Kommandeure dem OKH / PA auf dem Dienstweg namhaft zu machen. Hierzu ist eine Abschrift des Verleihungsantrages für die 3. Stufe der Nahkampfspange, auf der die Verleihung durch den betreffenden Kommandeur bescheinigt sein muß, vorzulegen. Der Zeitpunkt der Meldung beim Führer wird über die Heeresgruppe befohlen.

Erneut wird darauf hingewiesen, daß bei der Anrechnung der Nahkampftage - entsprechend der Stiftungsverordnung des Führers - ein besonders scharfer Maßstab anzulegen ist, um den hohen Wert der Nahkampfspange zu erhalten.

Erste, heute bekannte, bestätigte Verleihungen der Nahkampf-

spange in Gold hatte es im Juni 1943 gegeben. Viele der Verleihungen aus dem Sommer und Herbst 1943 waren zentral nicht erfaßt worden. Somit mußte man sich im OKH zuerst ein Bild über die bisherigen Inhaber dieser Auszeichnung machen.
Um dies ein wenig zu erleichtern, ging Mitte April 1944 noch die Anweisung an die Fronttruppe raus, daß Aushändigungen der Nahkampfspange in Gold zukünftig zu unterbleiben haben, eben weil der Führer sich diese persönlich vorbehalten hat. Vorräte an goldenen Nahkampfspangen sollten zurück an das OKH / PA / P5 1.Staffel geleitet werden. Dies war die zuständige Ordensabteilung im Personalamt im Oberkommando des Heeres.
Um eine erste Zeremonie zur Aushändigung im Führerhauptquartier vorzubereiten, wurde die Fronttruppe gebeten, die Namen bisheriger Träger und deren Unterlagen einzusenden. Letztere wurden anschließend überprüft. Dabei stellte es sich heraus, daß es bei einigen Verleihungen der Nahkampfspange in Gold aus dem Sommer und Herbst 1943 Unregelmäßigkeiten gab. Bei einigen waren wesentlich mehr Nahkampftage rückwirkend angerechnet worden, als die maximal zulässigen fünfzehn. Alle diese Personen hatten zwar inzwischen noch viele weitere Nahkampftage gesammelt, oder waren mit weiteren hohen Auszeichnungen beliehen worden, aber sie fielen bei der Überprüfung auf. Schon in der Stiftungsverordnung hatte es geheißen, daß bei der Verleihung schärfste Maßstäbe anzuwenden seien. Niemandem dieser hochverdienten Frontsoldaten wurde die Verleihung der Nahkampfspange in Gold nun streitig gemacht. In Einzelfällen ging man jedoch soweit, daß man die entsprechenden Unterlagen passend machte, indem neue Aufstellungen über die Nahkampftage angefertigt wurden. Es fällt jedoch auf, daß unter dem Personenkreis, die an den kommenden Verleihungszeremonien im Führerhauptquartier teilnahmen, nur sehr wenige dabei waren, die die Nahkampfspange in Gold bereits 1943 erhalten

hatten. Woran dies aber wirklich lag, bleibt ungeklärt.
Nachdem man im OKH die bekannten Namen zusammengetragen und deren Unterlagen überprüft hatte, wurden erste Namenslisten erstellt, wer sich anläßlich der Aushändigung im Führerhauptquartier einzufinden habe. In einem solchen Fernschreiben vom 14. August 1944 an die Heeresgruppe Nordukraine standen unter anderem die Namen von 11 Angehörigen der 17. Panzerdivision. Fünf von ihnen gehörten zum Panzerpionierbataillon 27.
Der erste Träger der Nahkampfspange in Gold aus dem Panzerpionierbataillon 27 war Feldwebel Martin Retz gewesen, der die Auszeichnung am 31. Januar 1944 erhalten hatte. Am 7. Februar 1944 waren Feldwebel Franz Schmid und Obergefreiter Johann Winkler damit ausgezeichnet worden. Am 27. Mai 1944 hatte Johann Friedberg die dritte Stufe der Nahkampfspange erhalten, er war Unteroffizier und Gruppenführer in der 2. / PzPiBtl 27. Der fünfte Mann, dessen Name nun auf dem Fernschreiben an die Heeresgruppe Nordukraine stand, war Erich Steininger, ebenfalls Unteroffizier und Gruppenführer in der 2. Kompanie. Er hatte nunmehr auch seinen 50. Nahkampftag erreicht. Die Nahkampfspange in Gold sollte ihm zeitgleich mit der Aushändigung dann auch verliehen werden.
Zum Zeitpunkt des Eintreffens des Fernschreibens waren nur Franz Schmid und Johann Friedberg beim Bataillon im Fronteinsatz. Erich Steininger, Johann Winkler und Martin Retz waren in den Kämpfen der vergangenen Wochen und Monate verwundet worden. Somit konnten nur Schmid und Friedberg die Reise ins Führerhauptquartier antreten.

> „Gemeinsam mit Unteroffizier Friedberg fuhr ich nach Berlin. In Berlin wurde die Gruppe, die für die Verleihung vorgesehen war, zusammengestellt. Anschließend fuhren wir gemeinsam in einem Sonderzug, der immer zwischen Berlin und Ostpreußen pendelte, nach Rastenburg.
> In Rastenburg angekommen, wurden wir von Oberst Heese-

mann empfangen, er war für die Ordensverleihungen an Heeresangehörige im Führerhauptquartier zuständig. Wir wurden im Hotel „Jägerhöhe" am Maurersee einquartiert. Oberst Heesemann teilte uns mit, wir seien hier so lange auf Wartestation, bis wir zum Führer vorgelassen werden. Wann das ist, das wisse noch niemand. Vorerst hat der Führer keine Zeit. Wir sollten uns jeden Tag marschbereit zur Verfügung halten. Wenn jeweils bis 10.00 Uhr kein Befehl da wäre, hätten wir den restlichen Tag zu unserer Verfügung.
Ein richtiges Wecken gab es nicht, wir standen zwischen 7.00 und 8.00 Uhr auf, wuschen uns und gingen zum Frühstück. Schuhe putzen mußten wir nicht, wir stellten sie am Abend vor die Tür, und am Morgen nahmen wir sie frisch gewichst einfach nur in Empfang.
Nach dem Frühstück machten wir uns die folgenden Tage immer marschmäßig fertig, doch bis 10.00 Uhr traf kein entsprechender Befehl ein, somit konnten wir den Rest des Tages frei gestalten. Wir gingen in die Kantine, oder wir gingen spazieren und schauten uns dies und jenes an. Am Abend saßen wir auf unserem Zimmer zusammen, unterhielten uns und tranken ein paar Bierchen. Einige spielten Karten, die anderen haben ein wenig gefachsimpelt. Kurz gesagt, wir schlugen uns irgendwie die Zeit tot.
In unseren Gesprächen kam dabei immer wieder eine Frage auf, die nach Urlaub. Dürfen wir nach der Verleihung heimfahren, oder müssen wir gleich wieder an die Front? Das war das Hauptthema, wenn wir zusammensaßen. Jeder von uns dachte daran, es wäre schon gut, wenn wir noch einmal nach Hause kommen würden. So sind wir an einem Tag nach dem Mittagessen in der Kantine rauf auf unser Zimmer, legten uns auf unsere Betten und berieten. Man müßte mal den Oberst Heesemann anrufen. Gesagt getan. Ich erklärte mich bereit, diese Aufgabe zu übernehmen.
Da wir auf unserem Zimmer Telefon hatten, mußte ich nicht

einmal den Raum verlassen. Ich rief die Vermittlung an: „Ich wünsche eine Verbindung ins Führerhauptquartier zum Oberst Heesemann." Ich hatte damit gerechnet, daß man mir nun sagen würde, das geht nicht so ohne weiteres. Doch kurz darauf hatte ich den Oberst tatsächlich am Apparat. Ich meldete mich und brachte unser Anliegen vor, nach der Verleihung eventuell ein paar Tage Urlaub zu bekommen. Auf das wartet hier ein jeder von uns. Wenn einer vom Führer kommt, dann möchte er doch auch gerne nach Hause fahren und sich im Dorf und bei den Eltern mit der Auszeichnung sehen lassen. Nach meinen Ausführungen antwortete Oberst Heesemann: „Bis jetzt ist darüber noch gar nicht gesprochen worden." Aber er werde das morgen dem Führer vorbringen. Der Oberst teilte mir noch mit, er persönlich wäre auch dafür, daß die Träger der Goldenen Nahkampfspange Urlaub erhalten. Damit war unser Gespräch zu Ende. Ich wandte mich zu meinen Kameraden und teilte ihnen das Ergebnis meiner Aktion mit. Aber so richtig wollten wir noch nicht daran glauben. Wir wurden in unserem Pessimismus dadurch bestärkt, da wir in dieser Angelegenheit nichts mehr hörten. Auch Oberst Heesemann meldete sich nicht noch einmal.
Als wir im Hotel „Jägerhöhe" auf unseren Empfang warteten, besuchte uns ein Offizier vom Führerwachbataillon. Er machte uns auf die Möglichkeit aufmerksam, daß wir uns jederzeit beim Führerwachbataillon als Wachsoldat melden könnten. Wir sahen uns daraufhin den Betrieb einmal an. Am Stacheldraht entlang Wache gehen, vor dem Schlagbaum die spanischen Reiter wegräumen, wenn jemand mit dem Fahrzeug ins Führerhauptquartier wollte, oder wenn ein höherer Offizier oder ein ausländischer Diplomat kam: „Wache raustreten, präsentiert das Gewehr." Das hat uns am wenigsten gefallen. Von den vierzehn Mann, die zur ersten Verleihung kamen, meldete sich anschließend keiner zum

Wachbataillon. Wir waren uns einig, wir wollten lieber wieder raus an die Front, als dieses Kasperletheater mitzumachen, das war nichts für uns.
Im Hotel „Jägerhöhe" waren auch Offiziere untergebracht, die das Eichenlaub zum Ritterkreuz überreicht bekommen sollten. Darunter war auch mein Kampfgruppenführer Oberst Brux. Wir sind uns einmal im Aufenthaltsraum begegnet, wobei er mich fragte: „Feldwebel, kennen wir uns nicht von irgendwo her?" Ich antwortete: „Jawohl Herr Oberst, aus der Kampfgruppe Brux." An die Pioniere, die ihm unterstellt waren, konnte er sich ganz gut erinnern. Denn, oft genug hieß es auch wirklich „Pioniere nach vorn", wenn die Panzer nicht mehr voran kamen.
Wenn dieser Hilferuf von vorne nach hinten durchgegeben wurde, wußten wir schon, daß uns wieder eine unangenehme Aufgabe bevorstand. Wenn wir nach vorne gingen, dann lag die Infanterie meist im Straßengraben und begrüßte uns mit: „Hallo, jetzt kommen unsere Pioniere, jetzt geht es bestimmt gleich wieder vorwärts." Einige, die etwas Ahnung vom Pionierdienst hatten, wünschten uns auch noch viel Glück für unser Unternehmen. Sahen sie doch immer wieder die toten und verwundeten Pioniere am Straßenrand liegen, wenn der Vormarsch weiterging.
Das Warten im Hotel dauerte acht Tage lang, am 27. August 1944 war es endlich so weit. Am heutigen Tag sollte die Verleihung stattfinden. Vor dem Hotel „Jägerhöhe" fuhr ein Lkw vor, auf dem wir auf den Sitzplätzen hinten Platz nahmen. Wenn ich mich daran erinnere, fällt mir auf, daß wir bis zu diesem Zeitpunkt auch noch immer ohne die Offiziere waren, die ja auch an der Zeremonie teilnehmen sollten. Nur wir Unteroffiziere und Feldwebel fuhren auf dem Lkw ins Führerhauptquartier. Es kann gut sein, daß die Offiziere in einem Pkw gefahren wurden.
Am Gelände des Führerhauptquartieres angekommen, ging

es, noch immer auf dem Lkw sitzend, durch die einzelnen Sperrbereiche. Unser Fahrzeug hielt vor einer Baracke, die sich später als Offizierskasino herausstellte. Hier sollten wir warten, bis um 11.00 Uhr der Empfang begann.
In dem Kasino, in dem der Führer zu essen pflegte, wurden auch wir empfangen und mit allem versorgt, was wir wollten. Trotz des vielen Schnapses, der angeboten wurde, trank man meist alkoholfrei. Der Führer mied Alkohol - er soll überhaupt keinen getrunken haben.
Zuerst sollten die Eichenlaubträger zur Verleihung, danach die Träger der Nahkampfspange in Gold."

An jenem 27. August 1944 erhielten nicht nur zum ersten Mal 14 Soldaten die Nahkampfspange in Gold von Hitler persönlich überreicht, es waren auch wieder vier Offiziere des Heeres anwesend, denen vorher das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgehändigt wurde. Es waren dies:

- Albert Brux, 504. Eichenlaub am 24. Juni 1944 als Oberst und Kommandeur Panzergrenadierregiment 40 / 17. Panzerdivision

- Wilhelm von Salisch, 533. Eichenlaub am 27. Juli 1944 als Major und Kommandeur III. Bataillon / Jägerregiment 49 / 28. Jägerdivision,

- Heinrich Nickel, 543. Eichenlaub am 8. August 1944 als Generalmajor und Kommandeur der 342. Infanteriedivision,

- Gerhard Simons, 547. Eichenlaub am 11. August 1944 als Oberleutnant d.R. und Führer der Stabsbatterie und Regimentsnachrichtenoffizier im Artillerieregiment 240 / 170. Infanteriedivision.

Bevor Hitler zum ersten Mal die Nahkampfspange in Gold persönlich aushändigte, erhielten am 27. August 1944 vier Offiziere des Heeres das Eichenlaub zum Ritterkreuz überreicht.
Von links nach rechts: Generalmajor Heinrich Nickel, Oberst Albert Brux, Major Wilhelm von Salisch (durch Hitler verdeckt), Oberleutnant d.R. Gerhard Simons.

Albert Brux, geboren am 11. November 1907 im schlesischen Lauban, war bereits am 12. September 1941 als Hauptmann und Kommandeur des I. Bataillons im Schützenregiment 66 der 13. Panzerdivision mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet worden.
Das Eichenlaub hatte er sich an der Spitze einer Kampfgruppe, deren Kern aus seinem Panzergrenadierregiment 40 bestand, Mitte Januar 1944 bei den Kämpfen im Raum Uman verdient.

Diese Aufnahme zeigt Albert Brux noch als Ritterkreuzträger.

Der Zufall wollte es, daß Albert Brux, der Kommandeur des Regimentes, mit denen die Pioniere vom PzPiBtl 27 so viele gemeinsame Kämpfe durchstanden hatten, am gleichen Tag im Führerhauptquartier aus der Hand Hitlers eine hohe Auszeichnung erhielt. Oberst Brux hatte am Abend des 22. August 1944 den Befehl erhalten, sich im Führerhauptquartier zu melden. Er befand sich somit ebenfalls seit einigen Tagen in Rastenburg.
Für die erstmalige Aushändigung der Nahkampfspange in Gold waren am 27. August 1944 insgesamt 14 Soldaten anwesend. Es waren dies:

- Rudolf Becker, geboren am 7. Januar 1923,
NKiG am 15. Februar 1944 als Oberleutnant und Chef der 1. Kompanie / Panzergrenadierregiment 66 / 13. Panzerdivision,

- Julius Weck, geboren am 11. April 1913,
NKiG am 21. August 1944 als SS-Obersturmführer und Chef der 2. Kompanie / SS-Panzerpionierbataillon 5 / 5. SS-Panzerdivision „Wiking",

- Wilhelm Schasche, geboren am 6. Januar 1921,
NKiG am 21. August 1944 als SS-Untersturmführer und Zugführer in der 3. Kompanie / SS-Panzeraufklärungsabteilung 3 / 3. SS-Panzerdivision „Totenkopf",

- Georg Aniol, geboren am 12. März 1918,
NKiG am 11. Juni 1944 als Oberfeldwebel und Kompanietruppführer in der 6. Kompanie / Grenadierregiment 442 / 168. Infanteriedivision,

- Franz Ingenbrand, geboren am 22. Februar 1919,
NKiG am 5. Juni 1944 als Oberfeldwebel und Zugführer in der 3. Kompanie / Grenadierregiment 479 / 258. Infanteriedivision,

- Kurt Buschbeck, geboren am 25. August 1912,
NKiG am 20. April 1944 als Feldwebel und Zugführer in der 2. Kompanie / Pionierbataillon 14 / 14. Infanteriedivision,

- Karl Hamberger, geboren am 5. April 1917,
NKiG am 20. Mai 1944 als Feldwebel und Zugführer in der 2. Kompanie / Grenadierregiment 62 / 7. Infanteriedivision,

- Benno Paffrath, geboren am 22. Dezember 1912,
NKiG am 22. Mai 1944 als Feldwebel und Zugführer in der 1. Kompanie / Panzeraufklärungsabteilung 17 / 17. Panzerdivision,

- Franz Schmid, geboren am 20. Oktober 1920,
NKiG am 7. Februar 1944 als Feldwebel und Zugführer in der 2. Kompanie / Panzerpionierbataillon 27 / 17. Panzerdivision,

- Johann Friedberg, geboren am 17. Juni 1923,
NKiG am 27. Mai 1944 als Unteroffizier und Gruppenführer in der 2. Kompanie / Panzerpionierbataillon 27 / 17. Panzerdivision,

- Oskar Menz, geboren am 15. November 1919,
NKiG am 6. Juni 1944 als Unteroffizier und Gruppenführer in der 2. Kompanie / Panzergrenadierregiment 8 / 8. Panzerdivision,

- Fritz Willno, geboren am 26. März 1921,
NKiG am 12. Februar 1944 als Unteroffizier und Gruppenführer in der 3. Kompanie / Panzergrenadierregiment 66 / 13. Panzerdivision,

- Anton Hermann, geboren am 18. August 1921,
NKiG am 22. Mai 1944 als Obergefreiter und Gruppenführer in

der 3. Kompanie / Panzeraufklärungsabteilung 17 / 17. Panzerdivision,

- Hans-Georg Rusdorf, geboren am 16. Februar 1922,
NKiG am 27. September 1943 als Obergefreiter und Gruppenführer in der 4. Kompanie / Panzeraufklärungsabteilung 13 / 13. Panzerdivision.

Von diesen 14 Personen trug neben der Nahkampfspange in Gold als einziger Oberleutnant Rudolf Becker auch das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz und das Deutsche Kreuz in Gold. Zwei weitere Personen, SS-Obersturmführer Julius Weck und Oberfeldwebel Josef Ingenbrand, waren Träger des Deutschen Kreuzes in Gold.
Feldwebel Kurt Buschbeck hatte die höchste Stufe der Nahkampfspange aufgrund einer schweren Verwundung bereits vor seinem 50. Nahkampftag verliehen bekommen, er war beinamputiert.
Die kleine Gruppe setzte sich zusammen aus 12 Angehörigen des Heeres und zweien von der Waffen-SS, drei waren Offiziere und 11 im Unteroffiziersdienstgrad.
Die Gruppe der Unteroffiziere war bereits größtenteils in Berlin zusammengetroffen, gemeinsam nach Rastenburg gefahren, und hatte auch die vergangenen Tage gemeinsam verbracht. Rudolf Becker und die beiden Offiziere von der Waffen-SS stießen erst am Tag der Überreichung zu den anderen. Wann genau sie in Rastenburg eingetroffen sind, ist nicht bekannt. Alle 14 Träger der Nahkampfspange in Gold warteten nun im Kasino auf den Moment, wo auch sie ihre Auszeichnung aus den Händen Hitlers erhalten sollten.
„Während wir uns die kleine Wartezeit im Offizierskasino vertrieben, verspürte ich ein menschliches Bedürfnis. Als ich wiederkam, war niemand mehr zu sehen. Ich fragte einen der uns bedienenden Unteroffiziere, wo denn alle hin seien. Er

antwortete mir, unsere Gruppe sei gerade abgeholt worden. Ach, jetzt hatte ich den Anschluß verloren. Die Ordonnanz wies mir auf eine neue Frage hin den Weg. Die Baracke, wo die Verleihungszeremonie stattfindet, sei nicht weit von hier entfernt, da hinüber und dann links, da würde ich meine Gruppe dann schon sehen.
Ich verließ also das Kasino und ging in die gewiesene Richtung, tatsächlich, nicht weit entfernt sah ich meine Gruppe vor einer Baracke stehen und gesellte mich wieder dazu. Am Eingang standen zwei SS-Männer und filzten jeden von uns. Mich mußten sie gar nicht erst filzen, ich trug meine 08 noch umgeschnallt. Erst jetzt erfuhr ich, daß alle, bevor sie das Kasino verlassen hatten, ihre Waffen hatten ablegen müssen. Einer der Posten sagte zu mir, so käme ich nicht hinein.
Mir blieb also nichts anderes übrig, als schnellstmöglich wieder zurück ins Kasino zu laufen und dort meine Pistole zu den anderen zu hängen. Erneut an der Baracke angekommen, wurde nun auch ich gefilzt. Oh Du Schreck! Dieses Mal hatte ich vergessen, meinen Nahkampfdolch aus dem Stiefelschaft zu nehmen. Ich zog den Dolch heraus und wollte ihn einem der Posten geben. Er gab ihn mir wieder zurück mit den Worten: „Mit dem können Sie dem Führer nicht viel anhaben."
Wie Recht er mit diesen Worten hatte, wurde mir nur kurz darauf bewußt, als auch ich endlich die Baracke betreten durfte. In dem Vorraum, wo sich die Gruppe nun versammelt hatte, standen links und rechts weitere SS-Männer, riesige Kerle. Da wäre ich mit meinem Dolch wohl wirklich nicht weit gekommen.
In diesem Vorraum wurde uns noch gesagt, daß der Führer seit dem Attentat heute das erste Mal wieder die Hand geben werde, und wir sollten sie ihm nicht gleich wieder kaputt drücken.

Nachdem wir den großen Raum betreten hatten, nahmen wir in einer Reihe Aufstellung. Aufgrund der vorher erfolgten Eichenlaubverleihung war Hitler bereits anwesend. Oberleutnant Rudolf Becker, der von uns zur Verleihung Angetretenen dienstälteste Offizier, machte ihm eine kurze Meldung. Dem folgte der Befehl: „Rühren!"
Der Führer hielt eine kleine Ansprache und dankte uns für den Einsatz, den wir für Großdeutschland geleistet hatten. Zugleich hob er Wert und Bedeutung der Nahkampfspange in Gold hervor, und er sagte uns, daß er sie höher einschätze als das Ritterkreuz. Für die Nahkampfspange in Gold mußte man 50 Mal das Weiße im Auge des Feindes gesehen haben. Goldene Nahkampfspangen würden längst nicht so viele verliehen wie es beim Ritterkreuz der Fall sei. Dann fing er auf der rechten Seite, bei den Offizieren, damit an, die Verleihung vorzunehmen. Er überreichte jedem einzeln die im Etui liegende Nahkampfspange in Gold. Dabei mußte jeder dem Führer noch einmal namentlich Meldung machen. „Feldwebel Schmid, 17. Panzerdivision, Heeresgruppe Nordukraine, Osten." Nach einem kurzen Händedruck ging er weiter zum Nächsten. Als neunter Soldat der Deutschen Wehrmacht erhielt ich aus der Hand des Führers die Nahkampfspange in Gold ausgehändigt.
Nach der eigentlichen Verleihung brachten die Adjutanten einen Tisch und einige Stühle in den Raum. Gemeinsam mit dem Führer nahmen wir an diesem Tisch Platz. Hitler fing erneut an zu uns zu sprechen. Er führte aus, daß die schlechten Zeiten bald vorbei sein werden. Durch den Einsatz der neuen Vergeltungswaffen, die ja nun bald zum Einsatz kommen würden, wäre man in der Lage, den Rückzug zu stoppen. Dann würde es wieder vorwärts gehen und wir würden den Sieg erringen. So sprach er einige Minuten zu uns. Wir glaubten ihm, da wir ja alle einen baldigen Sieg und Frieden wollten.

So wie wir um den Führer herum am Tisch saßen, verabschiedete er sich von uns. Wir standen auf und er gab jedem von uns noch einmal die Hand. Das war eigentlich überhaupt nicht militärisch. Dann verließ er den Raum.
Jetzt ging es zurück in die Kantine, wo wir unsere Waffen und die anderen abgelegten Gegenstände wieder an uns nahmen. Zu guter Letzt war noch ein kleines gemeinsames Mittagessen mit Umtrunk vorbereitet worden. Die Eichenlaubträger nahmen daran ebenfalls teil. Ich saß neben Oberst Brux. Bei dieser Gelegenheit fragte er mich, ob ich mich denn nicht melden möchte zur Offizierslaufbahn, es bestände die Möglichkeit, daß ich diesen Weg einschlagen könnte. Ich antwortete ihm darauf sofort, daß ich dies nicht machen werde. Ich kann meinen Dienst als Unteroffizier genau so machen wie als Offizier.
Nach dem Imbiß erhielten wir noch eine Zweitanfertigung unserer Nahkampfspange. Und zu unserer großen Überraschung kam Oberst Heesemann auf uns zu und überreichte uns Urlaubsscheine. Der Oberst hatte sich tatsächlich um unser Anliegen gekümmert, herausgekommen waren für jeden 21 Tage Sonderurlaub. Uns überkam echte Freude. Das war weitaus wichtiger als die Nahkampfspange.
Mit dem Lkw ging es zurück ins Hotel „Jägerhöhe" an den Maurersee. Am folgenden Tag fuhren wir mit dem Zug nach Berlin. Dort hieß es dann: „Jetzt schaut zu, daß Ihr schnellstmöglich einen Zug in die Heimat erwischt." Das mußte man uns kein zweites Mal sagen. Ein jeder hatte sich bereits informiert, wie er am schnellsten nach Hause kommen würde."

Oberst Wolfgang Heesemann war der Chef der Ordensabteilung im Personalamt des Heeres. Er hatte das Anliegen, welches ihm Franz Schmid einige Tage zuvor telefonisch dargelegt hatte, tatsächlich zur Sprache gebracht. Als Ergebnis waren die 21 Tage Sonderurlaub herausgekommen.

Doch nicht nur die 14 Teilnehmer der ersten Überreichung der Nahkampfspange in Gold im Führerhauptquartier kamen in den Genuß des Sonderurlaubes. Für die Zukunft wurde später festgelegt, daß alle mit der goldenen Nahkampfspange Ausgezeichneten nach der Verleihung 21 Tage Sonderurlaub erhalten sollten.
Darüber hinaus wurden die Träger der Nahkampfspange in Gold in der Betreuung mit den Trägern des Ritterkreuzes des Eisernen Kreuzes gleichgesetzt. Alle für die Betreuung von Ritterkreuzträgern ergangenen Verfügungen sollten auch für die Betreuung der mit der Nahkampfspange in Gold Ausgezeichneten angewendet werden. Diese Anordnung verließ das Führerhauptquartier am 30. August 1944.
Am gleichen Tag wurde im OKH ein weiteres Schreiben angefertigt, welches kurz darauf in den Allgemeinen Heeresmitteilungen veröffentlicht wurde. Es hatte folgenden Inhalt:

Auszeichnung von Trägern der goldenen Nahkampfspange
Der Führer hat bei der ersten Aushändigung der goldenen Nahkampfspangen festgestellt, daß ein Unteroffizier noch nicht im Besitz des Eisernen Kreuzes I. Klasse war. Er hat diesem Unteroffizier selbst das EK I verliehen.
Es wird daher in Zukunft zu prüfen sein, ob nicht schon früher den Soldaten das Eiserne Kreuz I. Klasse zu verleihen ist, die in zahlreichen Nahkämpfen ihre Einsatzbereitschaft und ihre Tapferkeit unter Beweis gestellt haben. Es empfiehlt sich, diese Überprüfung spätestens bei Verleihung der silbernen Nahkampfspange vorzunehmen.
Darüber hinaus muß bei der Verleihung der goldenen Nahkampfspange festgestellt werden, ob die Voraussetzungen für die Verleihung des Deutschen Kreuzes in Gold gegeben sind. Dies wird im Allgemeinen der Fall sein, da die Zahl von 50 Nahkampftagen eine ganz besondere Bewährung über einen längeren Zeitraum darstellt.

Der Führer hat daher zugestimmt, daß die Träger der goldenen Nahkampfspange ohne weitere Begründung zur Verleihung des Deutschen Kreuzes in Gold eingegeben werden können.

Der erwähnte Unteroffizier, der am Tag der Überreichung der Nahkampfspange in Gold am 27. August 1944 im Führerhauptquartier noch nicht im Besitz des EK I war, war Unteroffizier Anton Hermann von der 17. Panzerdivision.
Laut Franz Schmid hatte Hitler das fehlende Eiserne Kreuz I. Klasse bemerkt. Es kann sein, daß er Hermann kurz darauf ansprach. Nachdem er allen die Nahkampfspange überreicht hatte, gab er seinem Adjutanten einen Wink, worauf jener den Raum verließ und ein Etui mit dem EK I holte. Dieses verlieh Hitler nun an Anton Hermann. Später erzählte Hermann seinen Kameraden, daß er Probleme mit seinem Spieß und wohl aus diesem Grund die Auszeichnung noch nicht erhalten hatte.
Zumindest sollten für die Zukunft alle, die mit der Nahkampfspange in Gold ausgezeichnet werden, bereits im Besitz des Eisernen Kreuzes I. Klasse sein. Darauf sollte die Fronttruppe achten. Trotz dieser Anweisung erschienen zur zweiten Überreichung der Nahkampfspange in Gold im Führerhauptquartier am 5. September 1944 noch einmal zwei Soldaten, die ebenfalls noch nicht das EK I trugen. Auch ihnen wurde es dann vor Ort verliehen.
Gleichzeitig wurde festgelegt, daß alle Träger der Nahkampfspange in Gold ohne weitere Begründung für die Verleihung des Deutschen Kreuzes in Gold eingereicht werden können. Diese Verfügung kam bis Ende des Krieges oft zur Anwendung, was jedoch nicht dazu führte, daß alle Träger der Nahkampfspange in Gold auch Träger des Deutschen Kreuzes in Gold wurden. Von den 14 Teilnehmern der ersten Aushändigung im Führerhauptquartier wurden beispielsweise Johann Friedberg und Anton Hermann nicht mit dem Deutschen Kreuz in Gold beliehen.

Erste Aushändigung der Nahkampfspange in Gold durch Adolf Hitler persönlich am 27. August 1944 im Führerhauptquartier „Wolfsschanze“ bei Rastenburg.

Von links nach rechts:
Oberleutnant Rudolf Becker,
SS-Obersturmführer Julius Weck,
SS-Untersturmführer Wilhelm Schasche,
Oberfeldwebel Georg Aniol,
Oberfeldwebel Franz Ingenbrand,
Feldwebel Kurt Buschbeck,
Feldwebel Karl Hamberger.

Eine weitere Aufnahme der Zeremonie vom 27. August 1944. Hitler übergibt die Auszeichnung gerade an Feldwebel Kurt Buschbeck. Schön zu sehen ist hier das Etui in seiner Hand mit der darin befindlichen Nahkampfspange in Gold.

Von links nach rechts:
Oberfeldwebel Georg Aniol,
Oberfeldwebel Franz Ingenbrand,
Feldwebel Kurt Buschbeck,
Feldwebel Karl Hamberger,
Feldwebel Benno Paffrath,
Feldwebel Franz Schmid,
Unteroffizier Johann Friedberg,
Unteroffizier Anton Hermann.

Auf den beiden Bildern leider nicht zu sehen sind Unteroffizier Oskar Menz, Unteroffizier Hans-Georg Rusdorf und Unteroffizier Fritz Willno.

Diese Aufnahme muß entstanden sein, als Hitler sich von den Ausgezeichneten noch einmal mit Handschlag verabschiedete.

Zu sehen sind folgende Personen: SS-Obersturmführer Julius Weck reicht Hitler gerade die Hand, rechts neben ihm steht SS-Untersturmführer Wilhelm Schasche. Ganz links steht Unteroffizier Johann Friedberg, rechts neben ihm Feldwebel Franz Schmid. Die Person mit dem Deutschen Kreuz in Gold ist Oberfeldwebel Franz Ingenbrand. Hinter ihm steht Feldwebel Kurt Buschbeck, jedoch lediglich erkennbar an den Krücken.

Goldene Nahkampfspange für einen Stockerauer

Der Führer überreichte am 27. August in seinem Hauptquartier persönlich an 14 Soldaten des Heeres [illegible] ihm am 25. 11. 1942 gestiftete goldene Nahkampfspange. Unter den 14 Soldaten, denen diese hohe Auszeichnung als ersten Angehörigen der deutschen Wehrmacht schon vor einiger Zeit verliehen wurde, befand sich auch der 21jährige Uffz. Johann Friedberg aus Stockerau, Pragerstraße 28.

Die goldene Nahkampfspange bedeutet wohl wie kaum eine andere Auszeichnung die höchste Anerkennung für den persönlichen Einsatz im Kampf Mann gegen Mann. Sie wird für mindestens 50 Nahkampftage verliehen, wobei als Nahkampftage nur solche Kampftage gewertet werden, in denen der Soldat in Angriff und Abwehr mit blanker Waffe bis zur letzten Entscheidung kämpft.

Uffz. Friedberg steht noch ganz im Banne des Empfanges beim Führer. Er erzählt mit leuchtendem Blick von dem unvergeßlichen Ereignis, als er dem Führer gegenüber stand und von ihm persönlich die hohe Auszeichnung überreicht erhielt. Der Ausgezeichnete, der auch das E. K. 1. Kl. und andere Auszeichnungen trägt, hat seit der Verleihung der Nahkampfspange schon viele weitere Nahkämpfe erfolgreich bestanden.

Wir beglückwünschen Uffz. Friedberg als vorbildlichen und beispielgebenden Kämpfer für Deutschlands Bestand und Zukunft und wünschen ihm auch weiterhin Soldatenglück!

Der Führer zeichnete tapfere Nahkämpfer persönlich aus

Die Goldene Nahkampfspange verliehen — Ein Oberschlesier ist dabei

Berlin, 29. August.

Aus dem Führerhauptquartier geht der deutschen Soldatenzeitung „Front und Heimat" ein Bericht über die Auszeichnung von 14 Nahkämpfern durch den Führer zu.

Der Führer empfing am 27. 8. in seinem Hauptquartier 14 Soldaten des Heeres und der Waffen-SS, denen kürzlich als ersten Angehörigen der deutschen Wehrmacht die Goldene Nahkampfspange verliehen wurde. Der Führer überreichte diesen Soldaten persönlich die hohe Auszeichnung, die wie keine andere die höchste Anerkennung für den persönlichen Einsatz in mehr als 50 Nahkampftagen darstellt.

Folgende Soldaten erhielten aus der Hand des Führers die Goldene Nahkampfspange:

1. Oberleutnant Rudolf Becker aus Königsberg, 2. SS-Obersturmführer Julius Weck, Bülertal, 3. SS-Untersturmführer Wilhelm Schasche aus Villach (Kärnten), 4. Oberfeldwebel Georg Aniel aus Beuthen (Oberschlesien), 5. Oberfeldwebel Franz Ingenbrand aus Landsberg (Warthe), 6. Feldwebel Kurt Ruschbeck aus Marienburg, 7. Feldwebel Karl Hamberger aus Hartmannsöd, 8. Feldwebel Benno Poffrath aus Wuppertal-Vohwinkel, 9. Feldwebel Franz Schmid aus Aislingen, 10. Unteroffizier Johann Friedberg aus Stockerau bei Wien, 11. Unteroffizier Anton Hermann aus Kremlitz, 12. Unteroffizier Oskar Menz aus Güntherberg, 13. Unteroffizier Hans Georg Rusdorf aus Göhrdeforst, 14. Unteroffizier Fritz Willms aus Kleinleitzkau.

Die Goldene Nahkampfspange wurde vom Führer am 25. November 1942 als Zeichen der Anerkennung für den mit der blanken Waffe und Nahkampfmitteln Mann gegen Mann kämpfenden Soldaten und als Ansporn zu höchster Pflichterfüllung gestiftet. Als Nahkampftage gelten hierbei solche Kampftage, in denen die auszuzeichnenden Kämpfer Gelegenheit hatten, das „Weiße im Auge des Feindes" zu sehen, an denen sie im Angriff oder Abwehr, im Stoßtrupp oder bei einzelnen Spähtruppunternehmungen im Kampf Mann gegen Mann bis zur letzten Entscheidung standen. Für 50 derartige Nahkampftage verleiht der Führer die Goldene Nahkampfspange, deren Überreichung er sich persönlich vorbehalten hat. Schon aus dieser Tatsache geht die hohe Bedeutung dieser Auszeichnung hervor, da der Führer sonst nur Auszeichnungen vom Eichenlaub an persönlich überreicht.

Etwa 50 Goldene Nahkampfspangen sind bereits verliehen worden, von denen nun die ersten 14 diese Auszeichnung schon erhielten, während die übrigen zur Zeit an der Front unabkömmlich sind oder im Lazarett der Ausheilung ihrer Verwundung entgegensehen.

Oberleutnant Rudolf Becker meldete als Rangältester dem Führer seine angetretenen Kameraden, die durchweg Inhaber des Silbernen, einige auch des Goldenen Verwundetenabzeichens sind, darunter ein Beinamputierter. Sie sind sämtlich Träger des Eisernen Kreuzes 1. Klasse, teilweise des Deutschen Kreuzes in Gold und zwei des Ritterkreuzes zum Eisernen Kreuz.

Der Führer begrüßte jeden Einzelnen von ihnen mit Handschlag und überreichte ihnen die Nahkampfspange. Er sprach daraufhin längere Zeit mit den Soldaten über diese einzigartige Kriegsauszeichnung, deren wahre Bedeutung man erst nach dem Kriege schätzen lernen werde, weil sie jene Soldaten kennzeichne, die sich immer wieder, auch in schwersten Krisenzeiten, dem Feind entgegengeworfen und im letzten Einsatz sich stets behauptet haben.

In den Tagen nach der Aushändigung im Führerhauptquartier erschien in fast allen deutschen Tageszeitungen ein Bericht darüber, in dem alle Ausgezeichneten auch namentlich genannt wurden. Dieser Artikel stammt aus dem „Oberschlesischen Wanderer" vom 30. August 1944.

Fälschlicherweise ist im Artikel zu lesen, daß unter den 14 Soldaten zwei Ritterkreuzträger waren. Es war mit Rudolf Becker jedoch nur einer, der zu diesem Zeitpunkt Träger dieser Auszeichnung war.

Das Bild auf der folgenden Seite zeigt Oberst Wolfgang Heesemann, der die Gruppe um Franz Schmid während des Aufenthaltes in Rastenburg einwies und betreute. Heesemann übernahm nach seiner Dienststellung als Chef der Ordensabteilung im Heerespersonalamt wieder ein Frontkommando. Als Major im Infanterieregiment „Großdeutschland" war er am 5. Oktober 1942 namentlich im Ehrenblatt

des deutschen Heeres genannt worden. Heesemann kehrte als Oberst und Kommandeur des Panzergrenadierregiments „Großdeutschland" an die Front zurück. Wolfgang Heesemann fiel am 6. Februar 1945 bei Königsberg in Ostpreußen. Posthum wurde er am 17. Februar 1945 mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet.

Weitere Aushändigungen im Führerhauptquartier

Nur wenige Tage nach der ersten Aushändigung der Nahkampfspange in Gold durch Adolf Hitler persönlich kam es in kurzen Abständen zu weiteren derartigen Übergabezeremonien. Die zweite Aushändigung erfolgte am 5. September 1944. Wieder waren in Rastenburg 14 Träger der Nahkampfspange in Gold anwesend. Es waren dies:

- Bruno Hinz, geboren am 25. August 1915,
NKiG am 5. September 1944 als SS-Obersturmführer und Chef der 2. Kompanie / SS-Panzergrenadierregiment 10 „Westland" / 5. SS-Panzerdivision Wiking,

- Erich Friedrich, geboren am 15. Juli 1914,
NKiG am 26. August 1944 als Oberfeldwebel und Zugführer in der 1. Kompanie / Panzergrenadierregiment 33 / 4. Panzerdivision,

- Hans Karowski, geboren am 19. Mai 1920,
NKiG am 21. August 1944 als SS-Oberscharführer und Zugführer in der 3. Kompanie / SS-Panzergrenadierregiment 5 / 3. SS-Panzerdivision „Totenkopf",

- Franz Bierhoff, geboren am 23. Oktober 1919,
NKiG am 20. Juli 1944 als Feldwebel und Zugführer in der 9. Kompanie / Panzergrenadierregiment 128 / 23. Panzerdivision,

- Josef Hofsteter, geboren am 25. November 1916,
NKiG am 20. August 1944 als Feldwebel d.R. und Kradstaffelführer im Stab des II. Bataillon / Panzergrenadierregiment 12 / 4. Panzerdivision,

- Gerhard Sonntag, geboren am 9. Januar 1921,

NKiG am 27. August 1944 als Feldwebel und Zugführer in der 6. Kompanie / Panzergrenadierregiment 12 / 4. Panzerdivision,

- Friedrich Billau, geboren am 7. November 1920,
NKiG am 26. Oktober 1943 als Unteroffizier und Gruppenführer in der 2. Kompanie / Panzerpionierbataillon 51 / 23. Panzerdivision,

- Wilhelm Hatting, geboren am 28. Juli 1921,
NKiG am 27. August 1944 als Unteroffizier und Gruppenführer in der 6. Kompanie / Panzergrenadierregiment 12 / 4. Panzerdivision,

- Erich Makus, geboren am 21. April 1916,
NKiG am 20. August 1944 als Unteroffizier und Gruppenführer in der 6. Kompanie / Panzergrenadierregiment 12 / 4. Panzerdivision,

- Alfred Plefka, geboren am 24. Juli 1920,
NKiG am 27. August 1944 als Obergefreiter in der 6. Kompanie / Panzergrenadierregiment 12 / 4. Panzerdivision,

- Franz Richter, geboren am 1. Oktober 1922,
NKiG am 20. August 1944 als Obergefreiter und MG-Schütze in der 1. Kompanie / Panzergrenadierregiment 114 / 6. Panzerdivision,

- Kurt Bormann, geboren am 7. Juni 1912,
NKiG am 5. September 1944 als Obergefreiter in der 1. Kompanie / Panzerpionierbataillon 13 / 14. Panzerdivision,

- Karl Schmidinger, geboren am 28. Januar 1925,
NKiG am 21. August 1944 als SS-Rottenführer in der 11. Kompanie / SS-Panzergrenadierregiment 6 / 3. SS-Panzer-

division „Totenkopf“,

- Franz Schmitt, geboren am 28. Mai 1924,
NKiG am 27. August 1944 als Gefreiter in der 2. Kompanie / Panzergrenadierregiment 12 / 4. Panzerdivision.

Die beiden Personen, die bei der zweiten Aushändigung der Nahkampfspange in Gold wiederum auffielen, da sie ebenfalls noch nicht im Besitz des Eisernen Kreuzes I. Klasse waren, waren Obergefreiter Alfred Plefka und Gefreiter Franz Schmitt.

Karl Schmidinger dürfte mit seinem Geburtsdatum 25. Januar 1925 der jüngste Träger der Nahkampfspange in Gold sein. Mit 19 ½ Jahren hatte er bereits mindestens 50 Nahkämpfe er- und vor allem überlebt.

Zweite Aushändigung der Nahkampfspange in Gold durch Adolf Hitler am 5. September 1944 in der „Wolfsschanze“.

Von links nach rechts:
SS-Obersturmführer Bruno Hinz,
Oberfeldwebel Erich Friedrich,
SS-Oberscharführer Hans Karowski,
Feldwebel Franz Bierhoff,
Feldwebel Gerhard Sonntag,
Feldwebel Josef Hofsteter,
Unteroffizier Erich Makus,
Unteroffizier Friedrich Billau,
Unteroffizier Wilhelm Hatting.

Zweite Aushändigung der Nahkampfspange in Gold durch Adolf Hitler am 5. September 1944 in der „Wolfsschanze".

Von links nach rechts:
SS-Obersturmführer Bruno Hinz,
Oberfeldwebel Erich Friedrich,
SS-Oberscharführer Hans Karowski,
Feldwebel Franz Bierhoff,
Feldwebel Gerhard Sonntag,
Feldwebel Josef Hofsteter.

Oberfeldwebel Erich Friedrich reicht aufgrund seiner Verwundung Hitler die linke Hand.

Zweite Aushändigung der Nahkampfspange in Gold durch Adolf Hitler am 5. September 1944 in der „Wolfsschanze".

Von links nach rechts:
SS-Obersturmführer Bruno Hinz,
Oberfeldwebel Erich Friedrich,
SS-Oberscharführer Hans Karowski,
Feldwebel Franz Bierhoff,
Feldwebel Gerhard Sonntag,
Feldwebel Josef Hofsteter,
Unteroffizier Erich Makus,
Unteroffizier Friedrich Billau,
Unteroffizier Wilhelm Hatting.

Hitler überreicht auf dieser Aufnahme die Nahkampfspange in Gold an Feldwebel Franz Bierhoff.

Zweite Aushändigung der Nahkampfspange in Gold durch Adolf Hitler am 5. September 1944 in der „Wolfsschanze".

Von links nach rechts:
SS-Oberscharführer Hans Karowski,
Feldwebel Franz Bierhoff,
Feldwebel Gerhard Sonntag,
Feldwebel Josef Hofsteter,
Unteroffizier Erich Makus,
Unteroffizier Friedrich Billau,
Unteroffizier Wilhelm Hatting,
Obergefreiter Franz Richter.

Hitler überreicht auf dieser Aufnahme die Nahkampfspange in Gold an Feldwebel Gerhard Sonntag.

Die dritte Aushändigung der Nahkampfspange in Gold durch Hitler persönlich erfolgte am 14. September 1944.
An diesem Tag überreichte Hitler an SS-Obergruppenführer Felix Steiner die Schwerter zum Ritterkreuz, die ihm am 10. August 1944 als Kommandierenden General des III. SS-Panzerkorps verliehen worden waren. Ebenfalls anwesend war der Belgier Leon Degrelle. Ihm war am 27. August 1944 als SS-Sturmbannführer und Kommandeur der SS-Freiwilligen-Sturmbrigade "Wallonien" das Eichenlaub zum Ritterkreuz verliehen worden.
Neben dem Eichenlaub überreichte Hitler an Leon Degrelle die Nahkampfspange in Gold, die ihm am gleichen Tag verliehen wurde. Es war dies die erste Einzelaushändigung der höchsten Stufe der Nahkampfspange durch Hitler.

SS-Obergruppenführer Felix Steiner und SS-Sturmbannführer Leon Degrelle (rechts) am 14. September 1944.

Am gleichen Tag, dem 14. September 1944, waren in der „Wolfsschanze" erneut acht Soldaten versammelt, die aus der Hand Hitlers die Nahkampfspange in Gold überreicht bekamen. Es waren dies:

- Hermann Wulf, geboren am 25. Juli 1915,
NKiG am 18. Mai 1944 als Oberstleutnant und Kommandeur des III. Bataillon / Grenadierregiment 76 (mot.) / 20. Panzergrenadierdivision,

- Karl Beiss, geboren am 10. April 1914,
NKiG am 4. Mai 1944 als Hauptmann d.R. und Kommandeur des II. Bataillon / Grenadierregiment 166 / 82. Infanteriedivision,

- Wilhelm Loos, geboren am 27. Dezember 1911,
NKiG am 18. Mai 1944 als Oberleutnant und Chef der 10. Kompanie / Grenadierregiment 76 (mot.) / 20. Panzergrenadierdivision,

- Johann Rennert, geboren am 9. April 1917,
NKiG am 24. November 1943 als Feldwebel und Zugführer in der 2. Kompanie / Panzeraufklärungsabteilung 17 / 17. Panzerdivision,

- Erich Steininger, geboren am 28. Oktober 1923,
NKiG am 14. September 1944 als Unteroffizier und Gruppenführer in der 2. Kompanie / Panzerpionierbataillon 27 / 17. Panzerdivision,

- Kurt Rätzel, geboren am 14. April 1916,
NKiG am 14. Dezember 1943 als Stabsgefreiter in der 7. Kompanie / Panzergrenadierregiment 33 / 4. Panzerdivision,

- Erich Carl, geboren am 18. Juli 1920,
NKiG am 8. September 1944 als Obergefreiter in der 3. Kompanie / Panzeraufklärungsabteilung 7 / 7. Panzerdivision,

- Kurt Schmidt, geboren am 18. August 1920,
NKiG am 29. August 1944 als Obergefreiter in der 6. Kompanie / Panzergrenadierregiment 33 / 4. Panzerdivision.

Mit Unteroffizier Erich Steininger war bei der dritten Aushändigung am 14. September 1944 erneut ein Soldat vom Panzerpionierbataillon 27 in der „Wolfsschanze" anwesend. Gemeinsam mit dem ebenfalls zur 17. Panzerdivision gehörenden Feldwebel Johann Rennert hatte er eigentlich schon an der ersten Aushändigung am 27. August 1944 teilnehmen sollen. Beide waren zu diesem Zeitpunkt aufgrund von Verwundungen verhindert gewesen.

Dritte Aushändigung der Nahkampfspange in Gold durch Adolf Hitler am 14. September 1944 in der „Wolfsschanze".

Von links nach rechts:
Oberstleutnant Hermann Wulf,
Hauptmann d.R. Karl Beiss,
Oberleutnant Wilhelm Loos,
Obergefreiter Erich Carl,
Stabsgefreiter Kurt Rätzel.

Dritte Aushändigung der Nahkampfspange in Gold durch Adolf Hitler am 14. September 1944 in der „Wolfsschanze".

Von links nach rechts:
Obergefreiter Erich Carl,
Stabsgefreiter Kurt Rätzel,
Feldwebel Johann Rennert,
Unteroffizier Erich Steininger,
Obergefreiter Kurt Schmidt.

Unteroffizier Erich Steininger.

Am 26. September 1944 kam es im ostpreußischen Führerhauptquartier zur vierten Aushändigung der Nahkampfspange in Gold durch Adolf Hitler. Noch einmal waren dafür 13 Soldaten zusammengekommen. Es waren dies:

- Georg Pfisterer, geboren am 3. Juni 1917,
NKiG am 1. Juni 1944 als Oberleutnant d.R. und Adjutant im III. Bataillon / Jägerregiment 228 / 101. Jägerdivision,

- Ferdinand Chardon, geboren am 26. Oktober 1919,
NKiG am 11. Juli 1944 als Leutnant d.R. und Zugführer in der 8. Kompanie / Jägerregiment 228 / 101. Jägerdivision,

- Hans Helming, geboren am 29. April 1913,
NKiG am 24. September 1944 als Feldwebel und Zugführer im Grenadierregiment 284 / 96. Infanteriedivision,

- Martin Retz, geboren am 4. November 1912,
NKiG am 31. Januar 1944 als Feldwebel und Zugführer in der 3. Kompanie / Panzerpionierbataillon 27 / 17. Panzerdivision,

- Heinrich Weber, geboren am 9. Juli 1915,
NKiG am 28. August 1944 als Feldwebel und Zugführer in der 6. Kompanie / Grenadierregiment 15 (mot.) / 29. Infanteriedivision (mot.)

- Walter Hofmeier, geboren am 8. Oktober 1919,
NKiG am 30. April 1944 als Fahnenjunker-Unteroffizier und Zugführer in der 4. Kompanie / Panzeraufklärungsabteilung 14 / 14. Panzerdivision,

- Nikolaus Körner, geboren am 17. Juli 1913,
NKiG am 7. Februar 1944 als Unteroffizier und Gruppenführer in der 12. Kompanie / Grenadierregiment 505 / 291. Infanteriedivision,

- Herbert Gottschalk, geboren am 26. Juni 1919,
NKiG am 18. Mai 1944 als Unteroffizier und Gruppenführer in der 10. Kompanie / Grenadierregiment 76 (mot.) / 20. Panzergrenadierdivision,

- Emil Schacht, geboren am 18. August 1912,
NKiG am 18. Mai 1944 als Unteroffizier und Gruppenführer in der 10. Kompanie / Grenadierregiment 76 (mot.) / 20. Panzergrenadierdivision,

- Erwin Scherhans, geboren am 11. April 1922,
NKiG am 14. September 1944 als Unteroffizier und Gruppenführer im Grenadierregiment 1141 / 561. Grenadierdivision,

- Karl Schwertfeger, geboren am 19. Juli 1915,
NKiG am 17. September 1944 als Unteroffizier und Gruppenführer in der 3. Kompanie / Panzergrenadierbataillon 2103 / Panzerbrigade 103,

- Fritz Schmidt, geboren am 5. Dezember 1921,
NKiG am 28. August 1944 als Obergefreiter in der 5. Kompanie / Grenadierregiment 15 (mot.) / 29. Infanteriedivision (mot.),

- Johann Winkler, geboren am 4. September 1919,
NKiG am 7. Februar 1944 als Obergefreiter in der 2. Kompanie / Panzerpionierbataillon 27 / 17. Panzerdivision.

Von diesen 13 Soldaten waren zwei zum Zeitpunkt ihrer Abreise ins Führerhauptquartier wiederum noch nicht im Besitz des Eisernen Kreuzes I. Klasse. Es waren dies Johann Winkler und Walter Hofmeier. Diesen beiden wurde das EK I

noch schnell am 23. September 1944 verliehen. Johann Winkler hatte Anfang Februar 1944 seinen 50. Nahkampftag bestätigt bekommen. Wie viele Nahkampftage bis Mitte September 1944 noch dazu kamen, ist nicht bekannt. Die Verleihung des EK I an ihn erfolgte erst mehr als 7 Monate nach der Nahkampfspange in Gold !! Vielleicht hätte er auf diese Auszeichnung noch länger warten müssen, wenn er nicht an der Überreichung im Führerhauptquartier teilgenommen hätte.
Von der Übergabezeremonie der Nahkampfspange in Gold am 26. September 1944 sind bis heute keine Bilder bekannt geworden. Mit Feldwebel Martin Retz und Obergefreiter Johann Winkler waren erneut zwei Angehörige des Panzerpionierbataillons 27 anwesend. Leider liegen dem Autor von diesen beiden Personen auch keine Portraitfotos vor.

Es gibt jedoch diese Aufnahme aus dem Jahr 1941, die Johann Winkler (ganz rechts) noch als einfachen Pionier zeigt.

Die Aushändigung der Nahkampfspange in Gold am 26. September 1944 war die vierte die Hitler persönlich vornahm,

und es war zugleich die letzte. Im Zeitraum vom 27. August bis zum 26. September 1944 hatten somit insgesamt 50 Soldaten die höchste infanteristische Auszeichnung aus seiner Hand überreicht bekommen.
Von den insgesamt 50 Personen waren acht Angehörige der 17. Panzerdivision, von diesen wiederum stammten fünf aus dem Panzerpionierbataillon 27. Franz Schmid, Johann Friedberg, Erich Steininger und Johann Winkler kamen alle aus einer Kompanie, bis auf Letzteren waren sie sogar drei aus einem Zug. Alle vier Träger der Nahkampfspange in Gold aus den Reihen der 2. / PzPiBtl 27 hatten ihre Auszeichnung somit aus den Händen Hitlers überreicht bekommen.
Einen ähnlichen Anteil, ebenfalls acht Soldaten, hatte die 4. Panzerdivision gestellt. Auch hier kamen vier von ihnen aus der gleichen Kompanie, der 6. Kompanie vom Panzergrenadierregiment 33.
Der weitere Verlauf des Krieges machte es unmöglich, daß die Nahkampfspange in Gold auch weiterhin von Hitler persönlich überreicht werden konnte. Die nächste Aushändigung fand am 23. Oktober 1944 zwar ebenfalls im Führerhauptquartier statt, aber sie erfolgte nur noch im Auftrag von Hitler durch Heinrich Himmler, dem Oberbefehlshaber des Ersatzheeres.
Am 12. Dezember 1944 kam es zur größten Übergabezeremonie. Im Rathaus von Ulm händigte Heinrich Himmler die Nahkampfspange in Gold an 83 Soldaten aus. Am 16. Februar 1945 folgte noch eine weitere Übergabe durch ihn in Bernau an 16 Soldaten.
Die letzte Aushändigung der Nahkampfspange in Gold erfolgte am 10. März 1945 in der Befehlsstelle des OKH in Zossen. Die Überreichung nahm Generaloberst Heinz Guderian vor, der als Vertreter von Heinrich Himmler die Aufgabe übernommen hatte.
Der Vollständigkeit halber muß noch erwähnt werden, daß bereits am 20. Februar 1945 noch einmal eine Einzelaus-

händigung der Nahkampfspange in Gold durch Adolf Hitler erfolgt war. An diesem Tag waren SS-Obersturmführer Johann Boosfeld und SS-Hauptscharführer Hermann Maringgele damit ausgezeichnet worden.
Den beiden war der Ausbruch aus dem Kessel von Budapest gelungen und sie waren zur Berichterstattung ins Führerhauptquartier befohlen worden. Hitler verlieh ihnen daraufhin spontan das Ritterkreuz und die Nahkampfspange in Gold. Interessant ist in diesem Fall, daß ihnen die Auszeichnungen erst am folgenden Tag, am 21. Februar 1945, also einen Tag nach der Aushändigung, verliehen wurden.
Hermann Maringgele hatte bis zu diesem Zeitpunkt 84 bestätigte Nahkampftage gesammelt, den Großteil davon im Kessel von Budapest. Es ist dies die höchste bekannte und nachweisbare Zahl an Nahkampftagen überhaupt.
Major Georg Wenzelburger brachte es bis Kriegsende auf insgesamt 78 bestätigte Nahkampftage. Franz Schmid hatte zum Zeitpunkt seiner Abreise ins Führerhauptquartier in seinem Soldbuch 74 Nahkampftage eingetragen.

SS-Hauptscharführer Hermann Maringgele erreichte mit 84 bestätigten Nahkampftagen die höchste bekannte und nachweisbare Zahl.

Major Georg Wenzelburger.

„Bei Kriegsende will ich zu Hause sein"

„Am Tag nach der Überreichung der Nahkampfspange in Gold machten wir uns auf den Weg in die Heimat. Im Urlaub war es sehr schön. Ich war ja bei meiner Liesel zu Hause, das überwog alles andere.
Natürlich hatte sich die Geschichte mit meiner Auszeichnung sehr schnell herumgesprochen. Von einer Ehrung ging es zur anderen. Auch zum Gemeinderat von Aislingen, der zu einer Ehrensitzung eingeladen hatte und mir ein Geschenk von 500 Reichsmark überreichte. Einen Nachmittag war ich im Kindergarten eingeladen, wo die Kinder extra eine Vorführung einstudiert hatten. Ein paar Mal war ich bei verschiedenen Versammlungen Gast, wohin mich meine Liesel immer begleitete. Aber ... alles Schöne nahm einmal ein Ende, so auch dieser Urlaub. Nach drei Wochen mußte ich wieder zurück an die Front.
Vorher hatte sich noch Kreisleiter Rieblinger den Glückwünschen angeschlossen und mir den Vorschlag gemacht, als Ausbilder ins Hitlerjugend-Ertüchtigungslager zu gehen. Alles Weitere würde die Partei regeln. Aber das wollte ich nicht.
Ich ging freiwillig an die Front zurück. Ich hatte mir gesagt, da weiß ich wo ich bin. Das ist sicherlich rückblickend sonderbar. Aber es war bei den meisten Landsern so. Jeder wollte wieder raus zu seinem Haufen, da war Zusammenhalt. Man wußte, man ist nicht allein und kann sich aufeinander verlassen. Dem Kreisleiter Rieblinger hatte ich auf seinen Brief gar nicht geantwortet.
Für die Rückreise hatte ich mich mit Johann Friedberg verabredet. Wir sollten über Krakau in Polen nach Rußland fahren. In Krakau wurden wir aber an der Frontleitstelle aufgefangen und ins Armee-Erholungsheim Krakau weitergeleitet. Dort durften wir noch einmal vierzehn Tage

schönen Urlaub verbringen. Wir, das waren Friedberg und ich, sowie noch einige weitere Träger der Nahkampfspange in Gold, die mit im Führerhauptquartier gewesen waren.
Von Krakau aus ging es dann vor zur Division, bei der wir ebenfalls noch einige Tage verbrachten. Danach kamen wir endlich wieder zur Kompanie."

Diese Aufnahme entstand während des Sonderurlaubes nach der Überreichung der Nahkampfspange in Gold im Führerhauptquartier. Die Verlobte von Franz Schmid fand, daß ihr die Uniform mit den Auszeichnungen auch recht gut stand.

Franz Schmid und seine Liesel.

Dieses Portrait von Franz Schmid entstand in Krakau.

Unteroffizier Johann Friedberg.

Eine weitere Aufnahme von Johann Friedberg, hier noch ohne Nahkampfspange. Das EK I war ihm am 11. November 1943 verliehen worden.

Sechs Träger der Nahkampfspange in Gold im Armee-Erholungsheim in Krakau, Ende September 1944.

Von links: Feldwebel Franz Schmid, Unteroffizier Johann Friedberg, Unteroffizier Oskar Menz, Oberfeldwebel Georg Aniol, Unteroffizier Anton Hermann, Feldwebel Benno Paffrath.

Als Franz Schmid und Johann Friedberg Mitte Oktober 1944 zur 2. / PzPiBtl 27 zurückkehrten, lag die 17. Panzerdivision im Baranow-Brückenkopf im Raum zwischen Opatow und Lagow. Die Division führte seit dem 26. September 1944 Oberst Rudolf Demme, der neben dem Deutschen Kreuz in Gold bereits das Eichenlaub zum Ritterkreuz trug.
Auch an der Spitze des Panzerpionierbataillons hatte es einen Wechsel gegeben. Major Oskar Frank hatte ebenfalls im September 1944 das Bataillon verlassen. Er überlebte den Krieg, starb im Sommer 1945 aber einen besonders tragischen Tod, als er in München von einem amerikanischen Kfz. überfahren wurde.
Neuer Kommandeur des PzPiBtl 27 war Hauptmann Erich Pils.

Ihm war im Bataillon als Oberleutnant am 21. August 1942 das Deutsche Kreuz in Gold und am 19. September 1943 die Ehrenblattspange verliehen worden. Die 2. Kompanie wurde wieder von Hermann Waldner geführt.
Wenige Tage nach der Rückkehr zur Kompanie, wurde die 17. Panzerdivision am 25. Oktober 1944 aus der Front herausgelöst und per Bahntransport in den Raum südlich Kielce verlegt. Die 17. PD wurde Eingreifreserve und konnte die ruhige Zeit der kommenden Wochen für eine erneute Auffrischung und Ausbildung des Nachersatzes verwenden.
Für Franz Schmid bedeutete dies, daß er nach seiner Rückkehr an die Front kein schweres Gefecht, oder gar einen Nahkampftag mehr erleben mußte.

„Mitte November 1944 kam ein Telefonanruf, ich soll mich im Dienstanzug sofort beim Bataillonsstab melden. Ein Namenskollege brachte mich mit seinem Beiwagenkrad zurück zum Bataillon. Ich meldete mich bei Hauptmann Pils. Dort erfuhr ich, daß per Fernschreiben von der Division die Meldung gekommen wäre, man hätte mir das Deutsche Kreuz in Gold verliehen. Der Bataillonskommandeur gratulierte mir zu dieser hohen Auszeichnung und heftete mir sein eigenes Deutsches Kreuz mit der Bemerkung an, ich könne es ihm zurückgeben, wenn ich das meine von der Division erhalten habe.
Hauptmann Pils fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Ich würde so recht schnell auf die Offiziersschule nach Dessau-Roßlau kommen. Ich antwortete ihm, daß ich meinen Dienst als Feldwebel genau so machen könne wie als Offizier. Diesen Satz hatte ich ja schon einmal benutzt.
Nach einigen Tagen erreichte erneut ein Fernschreiben die Kompanie. Feldwebel Schmid soll sich im Dienstanzug mit Stahlhelm zur Verleihung des Deutschen Kreuzes in Gold melden. Nun trug ich ja schon das Deutsche Kreuz vom

Bataillonskommandeur, das mußte ich natürlich wieder abnehmen. Ich steckte es in die Tasche.
Erneut brachte mich Sebastian Schmid mit seinem Beiwagenkrad nach hinten, dieses Mal von der Kompanie zum Divisionsgefechtsstand. Der Divisionsführer, Oberst Demme, gratulierte mir ebenfalls zu der hohen Auszeichnung, verlieh mir im Kreise seiner Offiziere das Deutsche Kreuz in Gold und lud anschließend zum Mittagessen ein. Auch er stellte mir während des Essens die Frage, ob ich mich nicht als Offizier bewerben wolle. Ich lehnte dieses Ansinnen erneut ab.
Auf dem Rückweg zur Kompanie fuhren wir noch beim Bataillonsstab vorbei und ich gab Hauptmann Pils seine Auszeichnung mit Dank wieder zurück. Anschließend wurde natürlich bei der Kompanie noch ein bißchen gefeiert."

Die Verleihung des Deutschen Kreuzes in Gold am 14. November 1944 ging auf den Erlaß zurück, daß die Träger der Nahkampfspange in Gold ohne weitere Begründung zu dieser Auszeichnung eingereicht werden konnten.
Anfang Dezember 1944 wurde der weitere Weg von Franz Schmid durch einen erneuten Führererlaß maßgeblich beeinflußt. In Zukunft sollten alle künftigen Träger der Nahkampfspange in Gold mit sofortiger Wirkung zu den Waffenschulen ihrer jeweiligen Waffengattung versetzt werden. Damit verbunden war eine 12monatige Befreiung vom Frontdienst. Dies war eine Vergünstigung, die es noch nie zuvor in Verbindung mit einer Auszeichnung gegeben hatte.
Man wollte die enorme Fronterfahrung der altgedienten Soldaten für die Ausbildung nutzen, und man wollte verhindern, daß die Träger der Nahkampfspange in Gold nach ihrem 50. Nahkampftag doch noch den Soldatentod finden. Leider kam dieser Erlaß für einige zu spät.
Allein von den 14 Teilnehmern der ersten Überreichung im Führerhauptquartier waren bis zu diesem Zeitpunkt bereits

Vorläufiges Besitzzeugnis

Im Namen des Führers

verleihe ich

dem

Feldwebel Schmid

2./Pz.Pi.Btl.27

das

Deutsche Kreuz in Gold

HQu OKH, den 14. November 1944

Oberkommando des Heeres

Generalfeldmarschall

Die Urkunde trägt die Faksimile-Unterschrift von Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, dem Chef des OKW.

zwei gefallen, mindestens ein weiterer sollte ebenfalls die Heimat nicht wiedersehen.
Als Erster aus dieser Gruppe war Oskar Menz am 11. Oktober 1944 infolge einer Verwundung in der Slowakei verstorben. Am 13. Oktober 1944 fiel in Ungarn der neben der Nahkampfspange in Gold auch mit dem Ritterkreuz ausgezeichnete Oberleutnant Rudolf Becker. Auch er hatte die angetragene Verwendung in der Heimat abgelehnt und war an die Front zurückgekehrt. Um solche Fälle in Zukunft zu verhindern, sollten die Träger der Nahkampfspange in Gold mit der Verleihung sozusagen in die Heimat zwangsversetzt werden. Dies wiederum führte zu Fällen, wo Nahkampftage nicht mehr erfaßt wurden, um eine Verleihung der höchsten Stufe zu verhindern, und um so bei der Fronttruppe bleiben zu können.
Genauso gab es jedoch auch Personen, die trotz des Führererlasses an der Front blieben. Einer von ihnen war Karl Hamberger. Der Teilnehmer der ersten Überreichung am 27. August 1944 war nach seiner Rückkehr an die Front mit dem Deutschen Kreuz in Gold und am 8. November 1944 mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet worden. Seine Entscheidung bezahlte Karl Hamberger wahrscheinlich mit seinem Leben. Seit den schweren Kämpfen um Marienburg im Januar 1945 gilt er als vermißt.
Aufgrund des Erlasses, die Träger der Nahkampfspange in Gold mit der Verleihung aus der Front zu ziehen, hat der Großteil der Ausgezeichneten 50 bestätigte Nahkampftage, oder eine Zahl knapp darüber. Viele der bereits ab dem Sommer 1943 mit der dritten Stufe Ausgezeichneten waren zwar weiterhin im Fronteinsatz, ließen sich die weiteren Nahkampftage aber nicht mehr eintragen. Sie hatten ja bereits die höchste Stufe. Franz Schmid war nach der Verleihung der Nahkampfspange in Gold am 7. Februar 1944 bis Mitte August 1944 weiterhin im Fronteinsatz und ließ sich seine Nahkampftage weiter eintragen. So kam er auf insgesamt 74 bestätigte Nah-

Oberleutnant d.R. Rudolf Becker.

Feldwebel Karl Hamberger.

kampftage.
Der bereits erwähnte Major Georg Wenzelburger hatte seinen 50. Nahkampftag im November 1944 erreicht. Die Nahkampfspange in Gold wurde ihm am 18. Februar 1945 verliehen. Aufgrund der Heftigkeit der Kämpfe, die er mit seiner Einheit in dieser Zeit zu bestehen hatte, hatte er bis zu diesem Tag dann bereits 70 Nahkampftage angesammelt. Diese Zahl stieg bis Ende März 1945 sogar noch auf 78, da er im Fronteinsatz verblieb. Interessant ist, daß Wenzelburger die Nahkampfspange in Gold körperlich bis zum Kriegsende nicht ausgehändigt wurde.
Der ebenfalls bereits erwähnte SS-Hauptscharführer Hermann Maringgele mit der höchsten bekannten Zahl von 84 Nahkampftagen hatte innerhalb kurzer Zeit allein fast 50 davon nur während des Kampfes um Budapest gesammelt.
An dieser Stelle muß betont werden, daß die Suche nach der Person mit der vermeintlich höchsten Zahl an Nahkampftagen bedeutet, daß man einem Großteil der Träger der NKiG Unrecht tut. Die zu diesem Thema immer wieder genannten Namen Maringgele und Wenzelburger sind Personen, wo sich die Nahkampftage auch restlos bestätigt nachweisen lassen.
Darüber hinaus gibt es weitere Personen mit ähnlich hohen Angaben an Nahkampftagen. Diese Zahlen beruhen jedoch auf Eigenangaben. Es soll durchaus noch einmal darauf verwiesen werden, daß auch Franz Schmid sein Soldbuch nicht mehr vorliegen hat. Der Hinweis auf die Eigenangaben soll jedoch nicht bedeuten, daß derartige Angaben in Zweifel gezogen werden könnten. Es soll lediglich noch einmal verdeutlicht werden, daß die Angaben zu Maringgele und Wenzelburger nur als Beispiel dienen. Aus heutiger Sicht, aus der Sicht der Nachkriegsgenerationen, sind allein 50 Nahkampftage nicht vorstellbar.
Den Personen, denen die Nahkampfspange in Gold ab Ende 1944 verliehen wurde, verblieb aufgrund des Führererlasses keine Möglichkeit, eine extrem hohe Zahl zu erreichen, zumin-

dest den meisten davon. Wie schon erwähnt, ist das Gegenteil bei den Verleihungen bis zum Sommer 1944 der Fall, nur wurden da keine Nachweise mehr geführt. Somit kann durchaus davon ausgegangen werden, daß die Zahl der Soldaten mit extrem hohen Zahlen an Nahkampftagen weitaus höher sein dürfte als heute bekannt. Dies gilt in erster Linie für die Verleihungen aus dem Jahr 1943. Genauso gab es viele Soldaten, die mehr als 50 Nahkampftage hatten, die aber aus den verschiedensten Gründen die Auszeichnung nicht erhielten.
Zurück zur 2. / PzPiBtl 27. Anfang Dezember 1944 sollte auch der Kompaniechef, der inzwischen zum Hauptmann beförderte Hermann Waldner, seine Kompanie für immer verlassen. Ein Oberleutnant namens Neuendörfer war seit einigen Tagen bereits anwesend. Er sollte die 2. Kompanie von Waldner übernehmen.

> „Oberleutnant Neuendörfer war, wie seinerzeit Hauptmann Zorn, kein reiner Pionier. Er mußte ebenfalls erst angelernt werden. Das Pioniergerät kannte er überhaupt nicht, nicht einmal eine Tellermine konnte er verlegen. Im Zivilleben war er Rechtsanwalt.
> Mit all meinen Kompaniechefs war ich eigentlich gut ausgekommen, Oberleutnant Neuendörfer wurde nun eine Ausnahme. Er wollte mich gleich in seinen ersten Tagen vor meinem Zug zusammenscheißen, weil ich ohne seine Genehmigung die Stellungsbauarbeiten eingeteilt hatte. Ich ließ ihn kurzerhand vor dem Zuge stehen, nahm mein Gewehr und ging zur Jagd. Am Abend wollte er mich bei meinem Noch-Kompaniechef Waldner zur Strafe melden. Aber der machte ihm klar, daß er die Arbeit lieber seinen Zugführern überlassen solle, denn die hätten ohnehin mehr Erfahrung als er."

Oberleutnant Neuendörfer fiel später bei einem Gefecht nahe Suchowola am 13. Januar 1945. Die 2. / PzPiBtl 27 wurde anschließend noch einmal von Oberleutnant Hans Furtner ge-

führt, dem in dieser Dienststellung am 13. April 1945 das Deutsche Kreuz in Gold verliehen wurde.
Franz Schmid wurde mit Wirkung zum 1. Dezember 1944 zum Oberfeldwebel befördert. Drei Tage später ging für ihn, Johann Friedberg und Hermann Waldner die Zeit im Panzerpionierbataillon 27 zu Ende.

„Am 4. Dezember 1944 fuhren wir drei gemeinsam in die Heimat, der Kompaniechef, der Zugführer und der Gruppenführer. Hermann Waldner sollte an einem Bataillonsführerlehrgang teilnehmen. Friedberg und ich waren an eine Heeresunteroffiziersschule als Ausbilder versetzt worden.
Hermann Waldner überlebte den Krieg. Er hatte mich später einmal als Major der Bundeswehr und Kommandeur des Pionierlehrbataillons in meiner Heimat Aislingen besucht. Es war ein freudiges Wiedersehen unter alten Frontsoldaten.
Friedberg und ich waren an die Heeresunteroffiziersschule Potsdam versetzt worden. Den gemeinsamen Marschbefehl nahm ich als Dienstältester an mich. Ich hatte nämlich schon im Sinne, über Nürnberg - Augsburg - Aislingen nach Potsdam zu fahren. Unteroffizier Friedberger machte das Gleiche. Er stieg in Wien aus und blieb für fünf Tage zu Hause, so wie wir es ausgemacht hatten. Sollte es zu irgendeinem Zwischenfall mit der Feldpolizei kommen, so hatten wir uns bei einem Fliegerangriff verloren.
Nach fünf Tagen selbst genehmigtem Urlaub fuhr ich dann wieder mit dem Fronturlauberzug von Augsburg in Richtung Berlin zurück. Der Zug war so überfüllt, daß sie mich, um überhaupt mitzukommen, mitsamt dem Tornister zum Fenster hineinziehen mußten. Im Zug stand ich direkt vor dem Abteil der Zugstreife. Es waren zwei Feldwebel, die ein ganzes Abteil für sich hatten. Ich klopfte bei ihnen an, und als sie öffneten fragte ich sie, ob ich nicht zu ihnen hinein dürfe, da draußen fast kein Platz mehr sei. Ich durfte mich zu ihnen ins Abteil setzen, und nach der üblichen Begrüßung

Während des Kurzurlaubes Anfang Dezember 1944 entstanden die folgenden Bilder, die Franz Schmid mit dem Deutschen Kreuz in Gold und als Oberfeldwebel zeigen.

zog ich meinen Mantel über den Kopf und stellte mich schlafend. Wie ich schon gerechnet hatte, gingen sie nach einer Weile zur Kontrolle, ohne etwas von mir zu wollen. Den ersten Sünder hätten sie ja schon in ihrem Abteil gehabt. Doch so kam ich unangefochten in Potsdam an. Auch Unteroffizier Friedberg kam einen Tag nach mir ohne Beanstandungen an. Beim Kompaniechef mußte die Lage helfen, wir hätten uns verloren.
Die Unteroffiziersschüler, die wir auf der Heeresunteroffiziersschule in Krampnitz bei Potsdam antrafen, waren nicht älter als 17 - 18 Jahre, und noch voller Begeisterung für das Vaterland kämpfen zu dürfen.
Da es aber in Potsdam keinen Wasserübungsplatz für Pioniere gab, hatte man die Pionierkompanie nach Rathenow verlegt. So fuhren Friedberg und ich von Potsdam nach Rathenow. Dort sollten wir in den Ausbildungsbetrieb eingegliedert werden.
Der Kompaniechef wollte mich während des Lehrganges als Zugführer einsetzen, ich sollte einen anderen Zugführer ersetzen. „Sie übernehmen den Zug vom Oberfeldwebel Pattermann, und der Pattermann wird dann z.b.V." Ich sagte ihm jedoch: „Lassen Sie den Oberfeldwebel Pattermann den Zug führen. Beim nächsten Lehrgang übernehme ich dann einen Zug. Z.b.V. kann ich auch machen. Der Pattermann soll seinen Zug behalten." Den hatte ich gleich satt. „Ja, wenn Sie wollen. Ich dachte, Sie fühlen sich sonst zurückgesetzt.", lautete noch die etwas verdutzte Antwort vom Kompaniechef.
Somit war ich die erste Zeit z.b.V.. Ich fuhr beispielsweise mit einem Beiwagenkrad oder dem Holzgaser die Strecken ab, wo die Kompanie ihre Märsche machte. Ich errichtete auch einen Schießplatz. Solche Sachen habe ich machen müssen. Das konnte ich auch, da brauchte man den Pattermann nicht. So hatte ich es doch viel schöner.

Untergebracht waren wir in Kasernen, und auch der Kasernenbetrieb war nach preußischem Stil. Nach vier Wochen hatte ich vom Kasernenhofbetrieb genug, und meldete ich beim Kompaniechef zum Rapport. Der Oberleutnant trug ebenfalls das Goldene Verwundetenabzeichen, sowie das EK II. Er führte den Lehrgang. Ich sagte zu ihm: „Herr Oberleutnant, ich bitte um meine Versetzung an die Front. Der Betrieb hier gefällt mir überhaupt nicht."
Das ging schon am Morgen los, die Trillerpfeife, dann das Schreien „Aufstehen!" Dann der Dienst im Kasernenhof. All das gefiel mir überhaupt nicht. „Ich möchte gerne wieder an die Front versetzt werden." Er sagte: „Ja und? Was soll denn das? Angenommen, was soll ich denn für einen Grund angeben?" Ich sagte: „Dann schreiben Sie von mir aus rein, ich sei nicht fähig, Zugführer zu machen. Das ist mir wurscht." - „Glauben Sie, daß mir das einer abnimmt? Und übrigens, ich kann Sie gar nicht versetzen. Sie können nur übers OKH versetzt werden." Aha, dachte ich mir, das ist aber interessant. Nun wußte ich wenigstens, daß mir keiner mehr etwas anhaben konnte. Gegen einen Führerbefehl wollte keiner angehen.
Vom Kasernendienst abgesehen, war es in Rathenow sehr schön, und ich habe dort so manche schöne Stunde erlebt. Die Engländer und Amerikaner verschonten uns hier mit ihren Luftangriffen, so daß wir ungestört ausgehen konnten. Jeden Abend gingen wir ins Café „Vaterland". Geld hatten wir genügend, aber bekommen haben wir dafür nur noch das Einheitsmenü und Dünnbier. Wenn man einmal eine Bedienung lange genug kannte, konnte man hin und wieder auch mal ein Fläschchen Wein ergattern.
Nach einigen Wochen kam mir der Gedanke, daß ich jetzt Zeit hätte um auf Urlaub zu fahren. Ich meldete mich beim Kompaniechef mit dem Antrag, übers Wochenende in Urlaub fahren zu dürfen. Der sagte mir, daß Urlaubssperre

sei, aber daß eine Fahrt zu MAN nach Augsburg anstehe. Es sollten Ersatzteile für unsere Schützenpanzerwagen abgeholt werden. Er genehmigte sechs Tage Diensturlaub bis nach Augsburg. Wie ich weiterkommen würde, wäre dann meine Sache. Er würde dafür auch keine Verantwortung übernehmen. Bis zu sechs Tagen war es ja keine Fahnenflucht, und ich hatte auch keine Bedenken, daß es nicht klappen sollte. Meine Ersatzteile und ich, wir kamen nach sechs Tagen wieder unbescholten in Rathenow an.
Damals hatte noch niemand damit gerechnet, daß wir mit unseren alten Ausbildungspanzern in den Einsatz gehen sollten. Eines schönen Tages war es so weit. Die russischen Truppen hatten die deutsch-polnische Grenze bei Meseritz erreicht. Um den russischen Vormarsch zu stoppen, hatte man alles was noch in den Kasernen war alarmiert und an die Front geworfen. So traf es auch unsere Unteroffiziersschule.
Eines Tages kam der Schulkommandeur, ein Oberst, und teilte uns mit, daß die Schule nun in den Einsatz gehe. Wir wurden auf die Bahn verladen und bis zum Einsatzort transportiert. Der Oberst, er war Ritterkreuzträger, kam persönlich zu mir und teilte mit, daß ich nicht in den Einsatz bräuchte und zu einer anderen Einheit versetzt werde. Ich lehnte das Angebot ab und sagte, daß ich mit zum Einsatz wolle, aber zum rückwärtigen Dienst. Glück hatte ich eigentlich den ganzen Krieg hindurch gehabt, es verließ mich auch nicht bei dieser Kompanie.
Der I. und II. Zug wurden ein paar Tage früher verladen als der III. Zug, und zwar nur deswegen weil keine leeren Waggons mehr da waren. Die ersten zwei Züge wurden bis in ein kleineres Städtchen vorgefahren, das angeblich noch feindfrei sein sollte. Aber leider wurden sie bereits vom Russen empfangen und total aufgerieben. Die Überlebenden gingen in Gefangenschaft. Als ich mit meinem Zug an der Front ankam, traf ich nur noch den Troß an, der schon

wieder auf dem Rückweg in die Heimat war. Die ganze Unteroffiziersschule wollte man doch nicht verheizen.
Im Ganzen waren wir etwa acht Tage im Einsatz. Wenn die Russen mit ihren vielen Panzern ankamen, konnten wir nur noch abhauen. Ohne schwere Waffen und Panzer war der Soldat nur Kanonenfutter. Die jungen Unteroffiziersbewerber hielten sich an mich und hatten sehr großes Vertrauen zu mir, natürlich mit der Hoffnung verbunden, daß sie der erfahrene Oberfeldwebel schon zurück in die Heimat bringen werde. Und es war auch so, nach vierzehn Tagen waren wir wieder in unseren alten Quartieren zurück, ohne irgendwelche großen Unternehmungen. Mit meinem Zug hatte ich überhaupt keine Ausfälle, und ich wollte auch nicht einen von den 17jährigen zum toten Helden machen.
Es dauerte nicht lange, da rührte sich wieder etwas. Ich wurde zu unserem Schulleiter befohlen. Der Oberst teilte mir mit, daß ich ein Quartiermacherkommando von acht Mann zusammenzustellen habe. Am nächsten Tage bekam ich den Befehl, nach Dänemark zu fahren und für die gesamte Kompanie Quartiere zu besorgen.
Die Züge nach Dänemark waren genauso überfüllt wie diejenigen zu den anderen Fronten. Man mußte sich einen Platz erkämpfen. Meinem Unteroffizier gab ich den Befehl über die uns unterstellten sechs Mann, er solle sich mit ihnen nach einem entsprechenden Platz umschauen. Ich selbst setzte mich in ein Offiziersabteil, welches halbleer war. Mir schräg gegenüber saßen fünf Offiziere, die immer wieder zu mir herüberschauten. Aber ich ließ mich nicht aus der Ruhe bringen und las meinen Roman weiter. Auf einmal sagte ein Hauptmann: „Herr Oberfeldwebel, Ihre Nahkampfspange glänzt wie die Goldene?“ Ich antwortete: „Herr Hauptmann, dies ist die Goldene.“ Jetzt wollten sich die Herren auf einmal mit mir unterhalten, und wollten dies und jenes wissen. Auch über den Führer und sein Wohlbefinden.

Der Oberst hatte mir zwei Städte in Dänemark genannt, wo ich nach Quartier suchen sollte, entweder in Orsents oder in Arhus. In beiden Städten versuchten wir es solange, bis wir außerhalb der Stadt Arhus in einer Schule unterkamen.
Ungefähr nach acht Tagen kam der Rest der Kompanie mit dem wenigen Schulgerät das wir hatten ebenfalls nach Dänemark. Nach dem Einrichten der Unterkunft und der Unterbringung des Gerätes ging der Schulbetrieb langsam wieder weiter. Wir warteten auf neue Unteroffiziersschüler aus der Heimat, welche aber, wie ich glaube, nie angekommen sind. Ja woher denn nehmen, die Soldaten wurden doch an der Front benötigt. Als ich nach vier Wochen nach Deutschland versetzt wurde, war immer noch kein Ersatz eingetroffen.
Meine Versetzung geschah nicht ohne Grund. Bevor die Unteroffiziersschule nach Dänemark verlegt wurde, hatte ich an das OKH ein Versetzungsgesuch nach Ingolstadt, meine alte Garnison, geschrieben. Als Grund hatte ich angegeben: „Während des Jahres, in dem ich vom Frontdienst befreit bin, möchte ich heiraten und dem Führer ein Kind schenken". Das mit der Versetzung ging durch, aber das Kind kam halt etwas später.
Als meine vom OKH genehmigte Versetzung in Dänemark ankam, ließ mich der Oberst zu sich kommen. Er erklärte mir, wenn ich wolle, könne ich am nächsten Morgen nach Deutschland fahren. Er rate mir aber hierzubleiben, denn in Dänemark hätten wir noch keine Fliegerangriffe und auch mehr zu essen. Ich erklärte ihm, daß ich noch fahren wolle, solange der Weg noch nicht versperrt sei, und uns der Ami noch nicht eingeschlossen hätte. „Ach so", sagte mein Oberst, „Sie schauen auch auf die Landkarte." Ich sagte: „Jawohl, Herr Oberst. Ich fahre."
In Ingolstadt angekommen, traf ich auf dem Weg zur Kaserne unseren ehemaligen Hauptmann Brugger, der mit uns im Bataillon nach Rußland ausgezogen war. Er war im

Bataillonsstab gewesen, hatte einige Male das Bataillon vertretungsweise geführt, und einige meiner Urkunden tragen seine Unterschrift. Ich hatte jedoch nie mit ihm zu tun gehabt, aber er war mir bekannt und ich erkannte ihn auch sofort wieder. Ich baute Männchen und machte Meldung: „Oberfeldwebel Schmid von der 2. / PzPiBtl 27." Ich dachte mir, wenn ich sage, ich gehöre zur Heeresunteroffiziersschule, dann antwortet er entweder gar nichts, oder daß er mich nicht kennt. Aber so kam die erhoffte Reaktion: „Ah. Kommen Sie direkt von draußen? Sind Sie verwundet worden?" - „Na, das was ich gerade gesagt habe, stimmt nicht ganz. Ich komme von der Heeresunteroffiziersschule. Aber ich bin von der 2. Kompanie, und ich kenne Sie auch noch."
Wir unterhielten uns eine Weile und anschließend gingen wir zum Essen. Hauptmann Brugger hatte mir empfohlen, ihn gleich dahin zu begleiten. Heute gäbe es Schweinebraten mit Kartoffelsalat. Bei den Preußen mußte man von 6 Pellkartoffeln mindestens immer zwei wegwerfen, weil sie verfault waren. Auch so hatte es nicht gerade reichlich zu essen gegeben. Und jetzt, ich war kaum in Ingolstadt angekommen, gab es gleich Schweinebraten mit Kartoffelsalat.
Hauptmann Brugger bestellte mich anschließend für 14.00 Uhr auf sein Bataillonsgeschäftszimmer zu Major Weinzierl, der auch gleichzeitig Standortkommandant von Ingolstadt war. Auch er hatte beim Pionierbataillon 27 gedient, und so folgte am Nachmittag eine weitere Unterhaltung über die alte Einheit, bei der wir gemeinsam so lange gedient und so vieles erlebt hatten. Dabei leerten wir so manches Stamperl Schnaps. Entweder waren Brugger und Weinzierl verwundet, oder aus Altersgründen aus der Front heraus genommen worden. Jetzt waren sie wieder beide zusammen im Stab in Ingolstadt.
Und auf einmal kam halt doch die Frage: „Nun Schmid, was

machen wir jetzt mit Ihnen?" Zuerst wollten sie mich zu einem Unteroffizierslehrgang versetzen, der zu dieser Zeit in Ingolstadt abgehalten wurde. Ich schlug ihnen daraufhin vor, und bat auch darum, daß man mich nach Dillingen zu den Landespionieren versetzen könne. Major Weinzierl meinte, daß dies nicht ginge, weil ich doch kv - kriegsverwendungsfähig - sei. Ich entgegnete ihm, daß ich ja für ein Jahr vom Frontdienst befreit sei, und daß es doch egal sei, wo ich dieses Jahr verbringen würde.
Er ließ sich überzeugen. Am nächsten Tag fuhr ich ab nach Dillingen. Der Major meinte nur noch nebenbei, die Amerikaner seien schon in Crailsheim, und es würde nicht mehr lange dauern, bis sie auch Ingolstadt erreichen werden. Er war neben dem Soldaten auch Mensch und übergab Ingolstadt später kampflos den Amerikanern. Seinen Soldateneid brauchte er nicht mehr zu brechen, denn der Führer hatte sich zu diesem Zeitpunkt schon selbst gerichtet. Paul Weinzierl war selbst auch ein Sohn Ingolstadts.
Von Dillingen aus wurde ich noch zum Ausbau der Donaubefestigung zwischen Dillingen und Günzburg eingesetzt. Es war aber nicht mehr zu verhindern, die Amerikaner kamen auch an die Donau.
So erhielt ich ein kleines Kommando. Ich sollte auf der Donaubrücke in Offingen Stellung beziehen, diese zur Sprengung vorbereiten, und, sobald die Amerikaner auftauchen würden, die Brücke sprengen. Ich war wohl vom Frontdienst befreit, aber dort wo ich hinkam war auch schon die Front. So war ich halt doch wieder im Fronteinsatz, ob ich wollte oder nicht.
In Offingen auf der Brücke traf ich auch zum zweiten Mal mit Kreisleiter Dr. Rieblinger zusammen, der mir damals während meines Urlaubes nach der Verleihung der Nahkampfspange angeboten hatte, mich als Ausbilder zum Wehrertüchtigungslager der Hitlerjugend zu melden. Die

Amerikaner waren gerade in Bachhagel einmarschiert und hatten ihn gefangennehmen wollen. Wie er mir damals erzählte, sei der Ami zur Haustüre rein und er im selben Augenblick mit dem Auto zur Garage raus. So sei er dem Amerikaner entkommen. Jetzt wollte er bei mir über die Donaubrücke, die schon zur Sprengung vorbereitet war. Ich wies ihn ab und sagte ihm, er solle rüber wo er wolle, bei mir würde es nicht mehr gehen, und da würde ich auch kein Risiko eingehen. Er hörte aber nicht auf zu drängen. Einmal versuchte er es mit Bitten, das andere Mal im Befehlston. Ich machte ihm aber gleich klar, daß hier die Wehrmacht befehle, und nicht die Partei.
Er machte uns dann ein verlockendes Angebot mit zwei Stangen Zigaretten und einer Flasche Steinhäger. Als Gegenleistung sollten wir die Sprengladungen beiseite schaffen, so daß er mit seinem DKW Marke „Reichsklasse" rüber könne. Sein Gefechtsstand sei ja, wie er mir sagte, in Weisingen. Und er müsse dort sofort hin. Meine Soldaten sahen den Schnaps und die Zigaretten, und bedrängten mich, man könne sich doch das Angebot nicht entgehen lassen. Also räumten wir die Fliegerbomben zur Seite und ließen ihn rüber. Es war natürlich schon ein bißchen Bosheit. Angekommen war der Herr Kreisleiter an der Donaubrücke übrigens als Zivilist, erst hier zog er seine Uniform wieder an.
Meine Verlobte Elisabeth kam mich in Offingen noch besuchen, als der Amerikaner das erste Mal versuchte die Brücke zu nehmen. Mit ihren Spähwagen beschossen sie die Brücke, daß die Leuchtspurgeschosse nur so pfiffen. Während diesem Beschuß ging ich über die Brücke zurück. Die Amerikaner wollte die Brücke im Handstreich nehmen, fuhren aber auf verlegte Minen.
Ich selbst wurde aufgrund eines Befehles gezwungen, die Brücke zu sprengen. Eigentlich wollten wir nur das Mittel-

stück heraussprengen, so daß später wieder eine Notbrücke gebaut werden könnte. Die beiden Pfeiler hielten den Gegendruck jedoch nicht aus, ohne gesprengt zu werden fielen sie ebenfalls ins Wasser.
Die Sprengung der Offinger Donaubrücke wäre jedoch nicht mehr nötig gewesen, da die Dillinger Donaubrücke unzerstört in die Hände der Amerikaner gefallen war, und somit der Weg nach Augsburg und München auf jeden Fall frei war. Von Offingen aus hatte ich noch 5 km bis nach Hause. Somit war für mich der Krieg fast zu Ende.
Nach der Sprengung der Donaubrücke in Offingen sollte ich mich mit meinen Landespionieren in Burtenbach auf dem Gefechtsstand melden zum nächsten Einsatz. Wir gingen Donau aufwärts in Richtung Landstrost und wollten über eine freie Fläche nach Rettenbach, da wurden wir schon von amerikanischen Panzern beschossen. Also hatte uns der Ami schon überholt. Wir machten daher wieder Kehrt und kamen zu der Überzeugung, daß der Krieg für uns zu Ende war.
Als wir wieder zurück gingen, begegnete uns im Wald eine Gruppe Hitlerjungen, die nach Offingen und den Ort verteidigen wollten. Ich sagte ihnen, ich komme von dort, und da gibt es nichts mehr zu verteidigen. Ihre Waffen sollen sie hier ablegen, ich brauche sie nötig für meine Soldaten, die noch nachkommen. Es war eine Gruppe Hitlerjungen im Alter von 14 bis 16 Jahren. Die Gewehre waren größer als sie und die Mäntel, die sie an hatten, reichten bis auf den Boden. Sie hatten italienische Gewehre und für jedes Gewehr 5 Schuß Munition. Die Gewehre gingen zum Teil schon gar nicht mehr los. Den Jungen sagte ich, sie sollen wieder nach Hause gehen und ihrem Ortsgruppenleiter melden, daß ihnen die Wehrmacht die Waffen abgenommen hat. Sie waren froh, daß sie wieder nach Hause konnten, was sie auch wirklich getan haben. Sie haben sich nicht mehr beim Ortsgruppenleiter gemeldet. Letzteres weiß ich von

einem der damaligen Jungen, den ich nach 60 Jahren wieder getroffen habe. Die Waffen haben wir anschließend noch in einem Altwasser der Donau entsorgt.
Spätestens jetzt glaubte ich, daß der Krieg für mich endgültig vorüber wäre. Meine Soldaten schickte ich ins Dorf, mit dem Auftrag sich Zivilkleider zu besorgen und sich nach Hause durchzuschlagen.
Ich selbst ging mit meinem Melder zusammen zurück nach Offingen. Ich wollte eine ruhige Zeit abwarten, wo keine Amis mehr auf der Straße waren. In Offingen war der Krieg aber noch keineswegs zu Ende. Nach der Brückensprengung und unserem Abzug war eine SS-Einheit eingetroffen. Sie wollten den Ort verteidigen und erlitten schwere Verluste. Dabei sind noch um die siebzig junge SS-Männer gefallen.
Wir warteten nahe Offingen im Donauwald die Nacht ab und durchwateten danach die Mindel. Anschließend überquerten wir die Straße Gundremmingen-Offingen in einem Augenblick in dem mal keine Amerikaner auf ihr fuhren. Jetzt gingen wir über Wald und Feld zu meiner Elisabeth nach Rieder. Wenn ich sage wir, dann meine ich einen Gefreiten aus Duisburg, der die letzte Zeit mein Melder war. Er wußte nicht wohin, da nahm ich ihn halt mit nach Hause. Er blieb ungefähr sechs Wochen bei mir.
Als wir in Rieder angekommen waren, war es Nacht und wir mußten Elisabeth erst wecken. Wir hatten natürlich Hunger, denn wir waren ja jetzt bei der Wehrmacht „außer Verpflegung". Wir bekamen selbstverständlich etwas zu essen und zu trinken. Geschlafen haben wir im Bett von der Elisabeth. Sie schlief bei ihrer Mutter. Auch tagsüber blieben wir im Zimmer, denn die Polen, die man den ganzen Krieg über beschäftigt hatte, sollten nicht wissen, daß deutsche Soldaten im Hause waren. Man konnte ja nicht wissen, wie sie nach dem Kriege reagieren würden. Wir beide blieben also den ganzen Tag im Schlafzimmer meiner Schwieger-

mutter. Das Essen wurde uns gebracht.
Am späten Nachmittag ging auf einmal der Rummel los. Amerikanische Panzer fuhren ins Dorf und hielten direkt vor dem Haus. Ein amerikanischer Offizier kam ins Haus und brüllte: „Ich bin Jude, hier muß alles raus. Sind noch deutsche Soldaten im Haus?“ Er schaute in alle Zimmer rein, nur an dem Zimmer in dem wir waren - in Unterhosen und mit der 08 in der Hand - ging er zu seinem und unserem Glück vorbei. Der Amerikaner war noch nicht einmal zur Haustüre raus, da rannten wir beide schon mit unseren Klamotten unter dem Arm in den Stadel und zogen uns schleunigst an. Über Zäune und Gärten strebten wir anschließend dem nahen Wald zu.
Der Amerikaner hatte uns ja nun aus unserem Wigwam vertrieben. Die ganze Nacht marschierten wir durch. Meistens nach Marschkompaßzahl durch Wälder und über Felder, bis wir zum Morgengrauen in Burtenbach ankamen. Der erste Hof, der uns im Wege war, war der Moorenhof. Dort war man im Stall schon feste beim Arbeiten, und die Bäuerin kochte bereits den Kaffee. Wir klopften an und traten in die Küche ein. Die Bäuerin sah uns an, daß wir Hunger hatten. Sie fragte uns, wo wir herkämen und wohin wir wollten. Dann meinte sie: „Setzt's Euch nur hin, Ihr wird's bestimmt an Riesenhunger ham.“ Sie stellte jedem von uns eine große Schüssel Kaffee hin. Dazu konnten wir Nudeln essen bis wir satt waren. Bevor wir gingen, gab sie jedem von uns noch ein doppeltes Stück Bauernbrot mit Preßsack. Wir hätten es nicht so eilig gehabt, aber da kam ein Junge in die Küche gestürmt und schrie: „Amerikanische Panzer fahren ins Dorf ein.“ Auf diesen Alarmschrei hin packten wir unsere Sachen zusammen, und, nachdem wir uns noch recht herzlich bedankt hatten, ging es wieder ab in die Wälder. Nicht wissend wo die Amerikaner sich aufhielten, trieben wir uns nun in den Wäldern herum. Das eine wußten wir aber: Wenn

der Amerikaner nicht unbedingt in den Wald mußte, dann ging er auch nicht rein. Wenn wir einen Bauern beim Mist- oder Holzfahren erreichten, baten wir ihn, er solle uns doch etwas zum Essen und Trinken bringen. Nicht einer hat dies abgelehnt. Man hatte ja auch überall schwarz geschlachtet, darum gab es meist Preßsack.
Einmal haben wir in einer Jagdhütte geschlafen, die wir gewaltsam öffneten. In der Hütte gab es einen kleinen Keller, in dem wir ein paar Sulzengläser und etliche Flaschen Apfelsaft fanden. Hunger hatten wir genügend, und so haben wir die Sülze gegessen und den Saft dazu getrunken. Am Stuhlgang hat es den nächsten Tag dann nicht gefehlt. Ein paar Mal haben wir auch unter Büschen oder Reisighaufen übernachtet, aber schon so daß uns von außen niemand sehen konnte.
Nach acht Tagen des Herumtreibens in den Wäldern begaben wir uns dann nach Hause. Im Spähtrupp gingen wir auf unser Haus zu, denn wir wußten ja nicht, ob der Amerikaner noch im Dorf war. Einen Tag früher, und der Ami wäre tatsächlich noch bei uns im Sommerhaus gewesen. Entweder wir hätten sie erschossen, oder sie hätten uns gefangen. Aber wir hatten Glück, so wie den ganzen Krieg hindurch.
Jetzt war ich zu Haus, und der Krieg für mich zu Ende. Ich hatte durchgesetzt, was ich immer schon wollte: Bis zum Kriegsende daheim zu sein. Im Juni 1945 mußten sich dann alle, die ohne Entlassungsschein nach Hause gekommen waren, in Ulm melden und dort acht Tage im Lager bleiben. Als man uns ins Entlassungslager nach Ulm abholte, wurde mir prophezeit, daß ich wegen meinen Auszeichnungen und der Sprengung der Donaubrücke wohl nicht mehr so schnell nach Hause kommen würde. Der Amerikaner würde mich bestimmt eine Zeit lang behalten. Es haben sich viele getäuscht. Ich hatte als einziger eine Bescheinigung, daß ich am Wiederaufbau beteiligt sei. So wurde ich schon nach drei

Tagen entlassen. Meine anderen Mitstreiter waren etwa acht Tage im Lager.
Ich mußte auf Befehl der Amerikaner mithelfen, die Donaubrücke in Offingen wieder aufzubauen. Es sollte eine Behelfsbrücke aus Holz werden, was ja auch mein Pionierfach war. Lange hat meine Hilfe jedoch nicht gedauert. Ich ging zu Dr. Schilling nach Weisingen und ließ mich krank schreiben. Ich hatte ja die Füße voller Blasen.
Nach meiner Entlassung aus dem Lager in Ulm ging ich in Offingen beim Bürgermeister vorbei und teilte ihm mit, daß ich nun nicht mehr Soldat sei, und somit auch nicht mehr zum Brückenbau kommen würde.
Im Entlassungslager hatte ich übrigens auch mein Soldbuch für immer zurückgelassen. Ich hatte zwei Möglichkeiten gehabt mich auszuweisen. Zum einen hatte ich bei der Ankunft im Lager mein Soldbuch dabei, und die zweite Möglichkeit war mein Wehrmachtsführerschein. Man mußte sein Dokument im Lager abgeben. Ich entschied mich für das Soldbuch und behielt meinen Führerschein, dieser erschien mir zum damaligen Zeitpunkt als wertvoller.
So langsam lenkte sich das Leben wieder in die Bahnen des Alltags. Man ging wieder an die Arbeit und versuchte auch die verlorene Jugendzeit nachzuholen.
Ich war 4 ½ Jahre Soldat gewesen. Den Großteil dieser Zeit hatte ich in Rußland verbracht. Dazu kam die vorangegangene Zeit der Dienstverpflichtung mit einem 1 ½ Jahr Lagerleben. Am Ende stand ein total verlorener Krieg. Das war das Ergebnis unserer Jugend."

Control Form D2
Kontroll-Form D2

Certificate of Discharge
Entlassungsschein

All entries will be made in block Latin Capitals and will be made in Ink or Type Script.
Alle Eintragungen sind in grossen lateinischen Anfangsbuchstaben vorzunehmen. Tinte oder Schreibmaschine benützen.

Personal Particulars
Persönliche Angaben

Surname of Holder / *Zuname des Inhabers*: SCHMID
Date of Birth / *Geburtsdaten*: [illegible] Oct. 1920 — Day / *Tag*, Month / *Monat*, Year / *Jahr*

Christian Name / *Vorname*: FRANZ JOSEF
Place of Birth / *Geburtsort*: [illegible]

Civil Occupation / *Zivilberuf*: [illegible] ([illegible]aurer)
Family Status / *Stand*: Single† / *Ledig*; Married† / *Verheiratet*; Widower (er) / *Witwe (r)*; Divorced / *Geschieden*

Home Address / *Wohnadresse*: AISLINGEN [illegible]

I hereby certify that to the best of my knowledge and belief the particulars given above are true.
Ich bestätige nach bestem Wissen und Gewissen, dass die obigen Angaben wahr sind.

I also certify that I have read and understood the "Instructions to Personnel on Discharge" (Control Form D.1).
Ich bestätige weiter, dass ich die „Anweisungen an das Personal bei Entlassung" (Kontroll-Form D.1) gelesen und verstanden habe.

Number of children who are minors / *Anzahl der minderjährigen Kinder*: 0

Signature of Holder / *Unterschrift des Inhabers*: Franz Schmid

Name of Holder in Block Latin Capitals / *Name des Inhabers in grossen lateinischen Anfangsbuchstaben*: FRANZ SCHMID

† Delete that which is inapplicable.
Nichtzutreffendes durchstreichen.

[illegible] Dillingen [illegible]

II

Medical Certificate
Ärztliches Gutachten

Distinguishing Marks ...... scar rt. shoulder
Besondere Kennzeichen

Disability, with Description ...... none
Untauglichkeit (beschreiben)

1

Medical Category ......
Ärztliche Klassifizierung

I certify that to the best of my knowledge and belief the above particulars relating to the holder are true and that he is not verminous or suffering from any infectious or contagious disease.

Ich bestätige nach bestem Wissen und Gewissen, dass die sich auf den Inhaber beziehenden, obigen Angaben wahr sind und dass er frei von Ungeziefer und ansteckenden Krankheiten ist.

Entlassungsgeld 40.– RM gezahlt
Augsburg, den 28. Mai 1945
Entlassungsstelle
Sammellager ... deutsche Kriegsgefangene Nr. 1753...

Signature of Medical Officer ...... J. Bookstein
Unterschrift des Militärarztes

Name and Rank of Medical Officer ...... J. BOOKSTEIN CAPT MC
Name und Dienstgrad des Militärarztes In Block Latin Capitals
In grossen lateinischen Anfangsbuchstaben

III

The person to whom the above particulars refer was discharged on ...... 30. June 1945
Die Person, auf die sich obige Angaben beziehen, wurde entlassen am (Date of Discharge) *(Datum der Entlassung)*

From the* ...... 71. INF DIV PWTE Ulm
Von der (dem)

Right Thumbprint
Rechter Daumenabdruck

*Insert Army, Navy, Air Force, Volkssturm or Para-Military Organization, e.g. "RAD", "NSFK", etc.

Für ist. Armee, Kriegsmarine, Luftwaffe oder halbmilitärische Verbände, wie Reichsarbeitsdienst, Nationalsozialistisches Fliegerkorps usw. einzusetzen.

Certified by Martin M. Bernstein
Beglaubigt durch

Official Stamped Seal
Offizieller Stempel

Name, rank and appointment of Allied Discharging Officer ...... MARTIN M BERNSTEIN 1.st LT 14.Inf
Name, Dienstgrad und Titel des entlassenden Offiziers. In Block Latin Capitals
In grossen lateinischen Anfangsbuchstaben.

Ausklang

„Es sei gesagt, daß ich in meinen Kriegserinnerungen nicht einzelne Heldentaten beschreiben wollte, die es auf die eine oder andere Weise bestimmt gegeben hat. Ich will nicht berichten, wie grausam man im Nahkampf aufeinander losgegangen ist, und wie man versucht hat, sich gegenseitig den Schädel einzuschlagen. Auf alle Fälle hat jeder versucht, der Schnellere zu sein, um zu überleben. Man durfte mit der Wahl der Waffen nicht wählerisch sein, man mußte sie benutzen und mit ihnen vertraut sein, denn sie waren unser Handwerkszeug im täglichen Kampf ums Überleben.

Die erste Zeit des Rußlandfeldzuges war das Maschinengewehr unser Werkzeug. Ich war Schütze 1, und bei einem Bataillonswettkampf am Tage der Deutschen Wehrmacht (dieser Tag wurde im ersten Kriegsjahr noch gefeiert) belegte ich als bester MG-Schütze sogar den ersten Platz. Wohlgemerkt, das MG mußte mit verbundenen Augen zerlegt und wieder zusammengebaut werden. Der Siegerpreis war dann eine ganze Flasche Steinhäger.

Im Nahkampf war es jedoch viel besser, eine Maschinenpistole zu haben. Meistens hatte ich eine russische MPi mit Trommelmagazin für 72 Schuß. Es war lebenswichtig, mit den russischen Nahkampfmitteln genauso vertraut zu sein wie mit den eigenen und ihre Gefährlichkeit zu kennen. Oft haben wir in russischen Schützengräben Handgranaten erbeutet und sie gleich wieder gegen die Russen eingesetzt. Man durfte nicht zimperlich sein im Umgang mit dem Feind, man mußte sich jeder Lage anpassen können und durfte nicht lange überlegen ob oder ob nicht. Schnelligkeit und Überlegenheit waren ein großer Garant um zu überleben. Aber am Wichtigsten war eine „große Portion Glück", um die Heimat wiederzusehen.

Bevor wir in die feindliche Stellung einbrachen, warfen wir

unsere Handgranaten. Noch während der Explosion sprangen wir auf und in die Stellung hinein. Anschließend wurde die Stellung aufgerollt. Auch hier kam meist nur die Handgranate zum Einsatz, Handgranaten und MPi waren die Waffen des Grabenkampfes. Das beruhte natürlich auf Gegenseitigkeit. Auch die Sowjets schmissen eifrig ihre Handgranaten. Wir hatten dadurch genauso Verluste wie sie. Wenn es hart auf hart kam, dann konnte es auch sein, daß man mit dem Seitengewehr oder dem Spaten aufeinander losging.
Das Schlimmste aber war die Zeit vor dem Angriff. Das kostete weitaus mehr Nerven. In diesem Moment spürte man die Angst. Wenn man dann im Handgemenge war, hatte man sie vergessen, oder zumindest verdrängt.
Was ist Tapferkeit? Es ist nichts weiter als die Überwindung der Angst. Wenn man im Haufen war, links und rechts sah, wie es die anderen machten, dann ging das schon. Viel schlimmer wäre es gewesen, wenn man allein wäre. Aber im Haufen ging das leichter, es wurde zum Handwerk. Die Angst dauerte so lange bis man im Handgemenge war. In dem Moment, wo man in den feindlichen Graben sprang, kam noch einmal die Angst dazu, man könnte getroffen werden. Im Kampf selbst dachte man nicht daran.
Nicht nur die Überwindung der Angst war eine Frage der Gewöhnung. Man sah grausige Bilder. Verstümmelte, Verbrannte, Aufgehängte. Aber der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Er schaut es an und läuft weiter. Die erste Zeit ekelt man sich, aber dann schaut man gar nicht mehr hin, weil es einem nicht mehr interessiert, weil man es schon zu oft gesehen hat. Der Tod wird zur Routine.
Wirklich schlimm waren die ausgebrannten Panzer, wo teilweise die verbrannten Köpfe heraus schauten. Diese kohlschwarzen Köpfe, die einem manchmal noch angeschaut haben, die waren scheußlich.

Nach dem Kampf kam die Sorge um die Kameraden. Es fehlte wieder einer. Man fragte durch, wo ist der und der geblieben? Dann kamen die Antworten, der ist gefallen, oder der ist verwundet. Auch dies waren enorme psychische Belastungen.
Wo auch immer der Angriff ins Stocken geriet und zu erlahmen drohte, wurden kurzerhand Pioniere hineingeworfen. Von ihnen erwartete man Wunderdinge. Sie rannten gegen den Gegner an, zerschlugen Bunkersysteme, rollten Feldstellungen auf, hoben Gräben, Granatwerfer- und MG-Stellungen aus, kämpften Flammenwerfer nieder, arbeiteten sich durch vermintes Gelände und ganze Teufelsgärten hindurch, fielen, wurden durch frisch herangeführte Kräfte ersetzt, griffen immer wieder an und rangen um jeden Fußbreit Boden.
Die große Welt nahm keine Notiz von ihnen. Wenn Sondermeldungen kamen, oder die Schlagzeilen der Zeitungen berichteten, galt es nur ganz selten ihnen. Ihre Leistungen verblaßten vor den strahlenden Taten der Panzerwaffe, den Fliegern und den Besatzungen erfolgreicher U-Boote, die jeweils mit hohen Vernichtungsziffern, mit abgeschossenen Bomberschwärmen und mit Zehntausenden von versenkten Bruttoregistertonnen aufwarten konnten. Die Pioniere waren die Aschenbrödel dieses Krieges, und sie blieben es bis zum Schluß.
Die Zahl der namentlich bekannten gefallenen und vermißten Angehörigen der 2. Kompanie vom Panzerpionierbataillon 27 beträgt 294 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften.

Die gesamten Gefallenen des Panzerpionierbataillons 27 im Rußlandfeldzug umfassen:
15 Offiziere,
1 Arzt,
1 Oberzahlmeister,

24 Feldwebel und Oberfeldwebel,
66 Unteroffiziere,
485 Mannschaften.

592 gefallene Kameraden insgesamt.

Vermißt werden:
8 Offiziere,
1 Arzt,
4 Feldwebel und Oberfeldwebel,
12 Unteroffiziere,
162 Mannschaften.

187 vermißte Kameraden insgesamt.

Zusammen 779 Kameraden, von denen wir die Namen oder wenigstens das Datum ihres Todes kennen.
Die Zahl der vor dem Feind gefallenen, im Lazarett verstorbenen oder vermißten Bataillonsangehörigen mag insgesamt etwa bei 850 bis 900 liegen.
Die Zahl der Gefallenen und Vermißten des Panzergrenadierregiments 63, das ebenfalls aus Ingolstadt mit der 17. Panzerdivision in den Krieg gezogen ist, läßt sich nicht genau feststellen. Es mögen aber ungefähr 4.000 Mann sein. Das Panzergrenadierregiment 40 hatte bis März 1945 genau 2.486 Gefallene und 931 Vermißte gehabt. Dazu kommen die Verluste bis Kriegsende und diejenigen, die in den Lazaretten verstarben.
Aus dem I. Weltkrieg wurden Millionen von Soldaten geordnet von der Front heimgeführt. Der II. Weltkrieg endete mit dem völligen Zusammenbruch eines ganzen Volkes. Der Krieg endete aber auch mit der Beschimpfung und Entehrung der heimkehrenden Soldaten. Waren wir wirklich so schlecht, weil wir unseren Vorgesetzten gehorchten? Weil

wir unsere Pflicht erfüllten? Verdienten wir deshalb Schande, weil wir uns Kameraden nannten? Wir waren ohne Schuld dem unerbittlichen Gesetz des Krieges unterworfen, mit all seinen Schrecken und Scheußlichkeiten. Wir konnten uns nur einigermaßen dagegen wehren, indem wir uns um kameradschaftliche Gemeinsamkeit bemühten, Mensch zu bleiben, daß wir uns in aller Bescheidenheit dort zurückhielten, wo unser Einsatz nicht unbedingt erforderlich war. Wir alle standen in Gottes Hand, im Sterben wie im Überleben.
Die Kameradschaft hielt ein Leben lang. Unteroffizier Hans Friedberg und Unteroffizier Erich Steininger waren beide Gruppenführer in meinem III. Zug. Sie kamen am 1. August 1941 als erster Nachersatz nach Rußland zur 2. Kompanie im Panzerpionierbataillon 27 und wurden dem III. Zug zugeteilt. Andreas Wecker und ich, wir waren MG-Schützen im gleichen Zug und bekamen den Pionier Steiniger als MG-Schützen 3 zugeteilt. Pionier Friedberg kam ebenfalls zum III. Zug. Wir waren ab diesem Zeitpunkt immer im III. Zug beisammen. Ich wurde dann Gefreiter und übernahm die 8. Gruppe, als bei einer Aufklärungsfahrt ins feindliche Hinterland Unteroffizier Schneider verwundet wurde.
Am 1. Dezember 1942 wurde ich zum Unteroffizier befördert und übernahm nach meinem Urlaub als jüngster Unteroffizier der Kompanie den III. Zug.
Im Laufe der Zeit wurde auch Erich Steininger Gefreiter und Gruppenführer. Ich wurde zum Feldwebel befördert und Steininger und Friedberg wurden Unteroffiziere. Wir waren noch immer im gleichen Zug, und lagen so auch immer im gleichen Dreck. Jeder von uns hatte mindestens 50 Nahkämpfe. Als wir dann im August 1944 ins Führerhauptquartier befohlen wurden, waren Unteroffizier Friedberg und ich bei der 1. Verleihung mit dabei. Steiniger war bei einem Nahkampf im beschriebenen Brückenkopf von Saporoshnje

verwundet worden, und war deswegen erst bei der 3. Verleihung im Führerhauptquartier. Steininger und Friedberg waren beide Österreicher und sehr gute Kameraden.
Hans Friedberg ist am 10. Januar 2000 gestorben, mit Erich Steininger stehe ich aber immer noch in Verbindung. Wie lange wohl noch?“

Eine Nachkriegsaufnahme von Franz Schmid und Anton Hermann, zwei Trägern der Nahkampfspange in Gold aus der 17. Panzerdivision.

Übersicht militärischer Werdegang von Franz Schmid

geboren am 18. Oktober 1920 in Aislingen

Diensteintritt in die Wehrmacht am 3. Oktober 1940

Beförderungen:

01.03.1942 Gefreiter
01.12.1942 Unteroffizier
01.08.1943 Feldwebel
01.12.1944 Oberfeldwebel

Auszeichnungen:

13.02.1942 Sturmabzeichen
01.03.1942 Verwundetenabzeichen in Schwarz
09.03.1942 Eisernes Kreuz II. Klasse
August 1942 Medaille für die Winterschlacht im Osten
(genaues Datum nicht mehr zu ermitteln)
30.10.1942 Eisernes Kreuz I. Klasse
29.07.1943 Verwundetenabzeichen in Silber
20.10.1943 Nahkampfspange in Silber
07.02.1944 Nahkampfspange in Gold
01.08.1944 Verwundetenabzeichen in Gold
14.11.1944 Deutsches Kreuz in Gold

Mit heutigem Kenntnisstand ist davon auszugehen, daß Franz Schmid die Nahkampfspange in Bronze nie erhalten hat.

Ordensträger im Panzer-Pionier-Bataillon 27

Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes

Keine Auszeichnungen innerhalb des Bataillons

Nahkampfspange in Gold

31.01.44	Fw. Martin Retz	Zugführer 3. / PzPiBtl 27
07.02.44	Fw. Franz Schmid	Zugführer 2. / PzPiBtl 27
07.02.44	Ogfr. Johann Winkler	in der 2. / PzPiBtl 27
27.05.44	Uffz. Johann Friedberg	Gruppenführer 2. / PzPiBtl 27
14.09.44	Uffz. Erich Steininger	Gruppenführer 2. / PzPiBtl 27

Deutsches Kreuz in Gold

06.01.42	Lt. Richard Maar	Führer 2. / PzPiBtl 27
18.05.42	Hptm. Karl Herzog	Chef 3. / PzPiBtl 27
30.05.42	Maj. Josef Rauch	Kommandeur PzPiBtl 27
16.08.42	Olt. Oskar Frank	Chef 1. / PzPiBtl 27
21.08.42	Olt. Erich Pils	Chef 3. / PzPiBtl 27
21.08.42	Lt. Hermann Waldner	Zugführer 2. / PzPiBtl 27
08.01.43	Olt. Roland Ebner	Chef 2. / PzPiBtl 27
23.02.43	Ogfr. Erich Dangelmeier	in der 3. / PzPiBtl 27
29.03.43	Lt. Alois Böhmer	in der 1. / PzPiBtl 27
13.01.44	Ofw. Xaver Sanktjohannser	Zugführer 3. / PzPiBtl 27
23.09.44	Hptm. Johannes Pörschmann	Chef 3. / PzPiBtl 27
14.10.44	Fw. Andreas Bindhammer	Zugführer 1. / PzPiBtl 27
14.11.44	Fw. Franz Schmid	Zugführer 2. / PzPiBtl 27
27.11.44	Fw. Martin Retz	Zugführer 3. / PzPiBtl 27
13.04.45	Olt. Hans Furtner	Chef 2. / PzPiBtl 27

Anerkennungsurkunde

Keine Auszeichnungen innerhalb des Bataillons

Ehrenblattspange

08.08.41	Fw. Hermann Waldner	Zugführer 2. / PzPiBtl 27
19.09.43	Olt. Erich Pils	Chef 3. / PzPiBtl 27
07.11.44	Maj. Oskar Frank	Kommandeur PzPiBtl 27

Innerhalb des Bataillons wurden 5 Angehörige mit der Nahkampfspange in Gold ausgezeichnet. 15 Mal wurde das Deutsche Kreuz in Gold und 3 Mal die Ehrenblattspange verliehen.
Dabei fällt jedoch auf, daß der Träger der NKiG Johann Friedberg nicht das Deutsche Kreuz in Gold erhalten hat, obwohl im Zuge der Verleihung der Nahkampfspange in Gold eine Verleihung des Deutschen Kreuzes in Gold ohne weitere Begründung hätte stattfinden können.

Johann Winkler wurde am 28. November 1944 als Unteroffizier in der 11. Kompanie des Führer-Begleit-Regiments „Großdeutschland" mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet.

Erich Steininger wurde am 30. November 1944 als Unteroffizier in der Pionier-Kompanie / WKUL des Wehrkreis XVII mit dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet.

Karl Herzog wurde am 17. April 1945 als Oberstleutnant und Kommandeur der Heeres-Sturmpionierbrigade 627 (mot.) mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet.
Bereits am 5. Mai 1944 war er als Major und Kommandeur des Pionierbataillons 48 (mot.) mit der Ehrenblattspange ausgezeichnet worden.

Josef Rauch wurde am 8. August 1944 als Oberst und Kommandeur des Panzergrenadierregiments 192 mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet.

Johannes Pörschmann wurde am 11. März 1945 als Hauptmann und Kommandeur des Panzerpionierbataillons 13 ebenfalls mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet.

208 Seiten, 34 bisher unveröffentlichte Fotos.
Hardcover, gebunden.

ISBN: 978-3-00-019267-7

Preis: 19,90 Euro.

Korbinian Viechter - Als Infanterist zum Ritterkreuz

Das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes war die höchste Tapferkeitsauszeichnung, die an deutsche Soldaten im Zweiten Weltkrieg verliehen werden konnte.
Ein Träger dieser Auszeichnung war Korbinian Viechter. In diesem Buch schildert er seine Erlebnisse aus den Jahren des Krieges und der Gefangenschaft. Er schildert den Kampf als Infanterist in Frank-reich und an den Fronten im Osten bis zum bitteren Ende.
Als sichtbares Zeichen für seinen Einsatz trug er bei Kriegsende unter anderem neben der Nahkampfspange in Silber auch das Verwundetenabzeichen in Gold, für insgesamt 9 erlittene Verwundungen. Bei Kriegsbeginn noch einfacher Schütze, geriet er im Mai 1945 als Oberleutnant in russische Gefangenschaft. Die folgenden Jahre überstand er nur durch die Hilfe eines russischen Arztes und die schützende Hand eines NKWD-Offiziers.
Das Buch ist der Erlebnisbericht eines Mannes, dem es nicht vergönnt war, über sein Schicksal selbst entscheiden zu können, und der gleichzeitig ohne Reue und Pathos auf diesen Teil seines Lebens zurückblickt.

Zu bestellen unter www.cimm.de oder im guten Buchhandel.

201 Seiten, 56 bisher unveröffentlichte Fotos.
Hardcover, gebunden.

ISBN: 978-3-00-021151-5

Preis: 19,90 Euro.

Walter Heinlein - Vom Fahnenjunker zum Abteilungsführer

Walter Heinlein war Offizier in der 2. Panzerdivision. In diesem Buch erinnert er sich an seinen Einsatz im Panzerartillerieregiment 74 in den Jahren von 1940 bis 1945.
Heinlein erzählt von seinen ersten Erlebnissen im Frankreich- und Griechenlandfeldzug, er berichtet vom jahrelangen Einsatz als Vorgeschobener Beobachter der Artillerie in vorderster Linie an der Ost-front.
Im Jahr 1943 wurde er zum Chef einer Batterie Selbstfahrlafetten vom Typ „Wespe“ ernannt. Heinlein bewährte sich mit ihr in der Panzerschlacht von Kursk und den Rückzugskämpfen bis ins Jahr 1944 hinein.
Es folgte der Einsatz an der Invasionsfront und der Ardennenoffensive, in deren Verlauf er in alliierte Gefangenschaft geriet.
Dieses Buch ist der Bericht eines hochdekorierten Frontsoldaten. Walter Heinlein ist Inhaber der Anerkennungsurkunde des Oberbefehlshabers des Heeres. Träger des Deutschen Kreuz in Gold und der Ehrenblattspange. Weiterhin war er für seinen Einsatz zwei Mal zur Verleihung des Ritterkreuzes des Eisernen Kreuzes vorgeschlagen.

Zu bestellen unter www.cimm.de oder im guten Buchhandel.

212 Seiten, 115 bisher unveröffentlichte Fotos und Dokumente.
Hardcover, gebunden.

ISBN: 978-3-00-024120-8

Preis: 19,90 Euro.

Über Moskau ins Kurland
Ritterkreuzträger Georg Bleher erinnert sich

Georg Bleher ist Jahrgang 1919. In diesem Buch erinnert er sich an die prägendste Zeit seines Lebens.
Im Sommer 1940 wurde Bleher in die Deutsche Wehrmacht eingezogen. Nach der Grundausbildung und der Zeit als Besatzungstruppe in Belgien stand er von 1941 bis 1945 vier Jahre lang im Krieg gegen Rußland.
Bleher erlebte als Gruppenführer den deutschen Vormarsch im Jahr 1941, die Schlacht um die sowjetische Hauptstadt und die folgenden Abwehrkämpfe im Mittelabschnitt der Ostfront. Er bewährte sich dabei bald als erfahrener Späh- und Stoßtruppführer und wurde als Unteroffizier zum Kompanietruppführer ernannt.
Nach seiner Kommandierung zur Offiziersausbildung kehrte Bleher im Sommer 1944 als Leutnant zur 205. Infanteriedivision an den Nordabschnitt der Ostfront zurück. Als Bataillonsadjutant erlebte er den Zusammenbruch im Osten und bewährte sich mehrfach in den gewaltigen Materialschlachten im Kurlandkessel. Für seinen persönlichen Einsatz wurde Georg Bleher mit dem Deutschen Kreuz in Gold und dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet.
Das Kriegsende erlebte er in einem Lazarett in Süddeutschland. Es folgten zwei bittere Jahre in französischer Kriegsgefangenschaft.

Zu bestellen unter www.cimm.de oder im guten Buchhandel.

401 Seiten, 311 bisher unveröffentlichte Fotos und Dokumente.
Hardcover, gebunden.

ISBN: 978-3-00-027503-6

Preis: 27,90 Euro.

Im Einsatz über Europa
Der Jagdflieger Günther Scholz erinnert sich

„Im Einsatz über Europa" ist ein Zeitzeugenbericht eines Mannes, der ein wichtiges Kapitel deutscher Luftkriegsgeschichte hautnah miterlebt hat.
Günther Scholz, Jahrgang 1911, trat Anfang 1934 in die Marine ein und begann eine Offizierslaufbahn. Als Leutnant und Jagdflieger erlebte er anschließend den Aufbau der deutschen Luftwaffe.
1938 flog er an der Seite von Adolf Galland und Werner Mölders als Angehöriger der „Legion Condor" im Spanischen Bürgerkrieg und sammelte erste Kampferfahrungen.
Bei Beginn des Zweiten Weltkrieges war Scholz Oberleutnant und Staffelkapitän im JG 54. Er erlebte mit seiner Staffel den Polen- und Westfeldzug, die Luftschlacht um England, den Jugoslawienfeldzug, sowie den Krieg gegen Rußland.
1942 kam Scholz als Gruppenkommandeur im JG 5 an die Eismeerfront. 1943 übernahm er selbst die Führung des Geschwaders, welches unter schwierigsten klimatischen Bedingungen nördlich des Polarkreises große Erfolge erringen konnte. Den Krieg beendete Günther Scholz als Oberstleutnant und Jagdfliegerführer Norwegen.
Im Jahr 2009 gehört Günther Scholz mit zu den letzten noch lebenden Angehörigen der „Legion Condor". Darüber hinaus ist er eine der letzten große Persönlichkeiten der deutschen Luftwaffe, die noch selbst von ihrem Erleben berichten können. Das macht das vorliegende Buch so interessant.

Zu bestellen unter www.cimm.de oder im guten Buchhandel.

Die Nahkampfspange in Gold wurde im Laufe des Zweiten Weltkrieges zur höchsten infanteristischen Auszeichnung. Zum Zeitpunkt ihrer Stiftung Ende 1942 war dies noch nicht erkennbar. Doch im Frühjahr 1944 vollzog sich ein Wandel in der Wertigkeit, verbunden mit höchsten Begünstigungen für ihre Inhaber.

Bedingung für die Verleihung der Nahkampfspange in Gold war das Erreichen von 50 bestätigten Nahkampftagen. Ein Träger dieser Auszeichnung ist Franz Schmid. Als Feldwebel und Zugführer im Panzerpionierbataillon 27 der 17. Panzerdivision wurde ihm am 7. Februar 1944 die NKiG verliehen. Am 27. August 1944 gehörte er zu den ersten 14 Soldaten, denen die Nahkampfspange in Gold im Führerhauptquartier von Adolf Hitler persönlich überreicht wurde. Zu diesem Zeitpunkt hatte Franz Schmid bereits 74 bestätigte Nahkampftage.

In diesem Buch erinnert er sich an seine Einsätze als MG-Schütze, Gruppen- und Zugführer während des Rußlandfeldzuges bis Ende 1944. Neben der Nahkampfspange in Gold wurde Franz Schmid u.a. mit beiden Eisernen Kreuzen, dem Verwundetenabzeichen in Gold und dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet.

Parallel zu den persönlichen Erinnerungen wird in diesem Buch auch ausführlich die Geschichte der Nahkampfspange in Gold behandelt.

ISBN: 978-3-00-032618-9